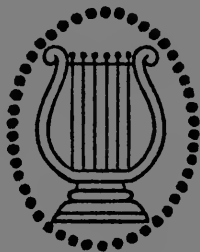


Schiller

von

Thomas Carlyle



Jan 23 500
U1103
San
By

LIBRARY
University of California
IRVINE



Digitized by the Internet Archive
in 2007 with funding from
Microsoft Corporation

<http://www.archive.org/details/schiller00carliala>







Portrait of a young man, possibly a member of the family of the artist, painted by the artist himself. (Page 11)

Schiller

von

Thomas Carlyle



Berlin im Verlag Neues Leben
Wilhelm Borngräber

F 7
2482
C 35

Die Bearbeitung dieses Buches
erfolgte auf Grund der englischen
Originalausgabe durch Adalbert
Luntowski, Berlin. Alle Rechte
sind von dem Verleger gewahrt.

Dem Schillerprediger
Julius Burggraf
in herzlicher Verehrung

Zum Geleit.

Die englische Ausgabe dieses Buches erschien 1825. Die erste deutsche Ausgabe vom Jahre 1830 wurde durch Goethe geweiht. Er schrieb ein Vorwort und schmückte das Buch mit bildnerischen Beigaben. Diese stellen dar das Wohnhaus Schillers in Weimar, sein einsames Gartenhäuschen bei Jena und Carlyles ländliche Wohnung Craigenputtock in der schottischen Grafschaft Dumfries. Carlyle hatte schon vorher — 1824 — eine englische Übersetzung der Lehrjahre Wilhelm Meisters veranstaltet und sie an Goethe mit Brief vom 24. Juni 1824 geschickt. Der hieraus sich entwickelnde Briefwechsel zwischen Goethe und Carlyle reicht bis zum 19. August 1831, ein herrliches Zwiegespräch zwischen Meister und Schüler. Aus diesem Briefwechsel sei nun das Hierhergehörige hervorgehoben. Am 15. April 1827 schickt Carlyle von Edinburg aus an Goethe nach Weimar seine vier Bände *German Romances*, mit Übersetzungen aus Werken von Goethe, Musäus, Fouqué, Tieck, Hoffmann, Jean Paul, und sein *Life of Schiller*. Am 15. Juli desselben Jahres finden wir dann bei Eckermann folgende Äußerung Goethes über Carlyle: „Im ästhetischen Fache sieht es freilich bei uns am schwächsten aus, und wir können lange warten,

bis wir auf einen Mann wie Carlyle stoßen. Carlyle hat das Leben von Schiller geschrieben und ihn überall so beurteilt, wie ihn nicht leicht ein Deutscher beurteilen wird.“ Den Empfang der Bücher bestätigt Goethe dann selbst durch Brief vom 20. Juli 1827. Für uns hier bemerkenswert sind die Stellen des Briefes, die sich auf das vorliegende Buch beziehen.

Goethe schreibt: „Lassen Sie mich vorerst, mein Feuerster, von Ihrer Biographie Schillers das Beste sagen: sie ist merkwürdig, indem sie ein genaues Studium der Vorfälle seines Lebens beweist, sowie denn auch das Studium seiner Werke und eine innige Teilnahme an demselben daraus hervorgeht. Bewundernswürdig ist es, wie Sie sich auf diese Weise eine genügende Einsicht in den Charakter und das hohe Verdienstliche dieses Mannes verschafft, so klar und so gehörig, als es kaum aus der Ferne zu erwarten gewesen. Hier bewahrheitet sich jedoch ein altes Wort: Der gute Wille hilft zu vollkommener Kenntnis. Denn gerade, daß der Schottländer den deutschen Mann mit Wohlwollen anerkennt, ihn verehrt und liebt, dadurch wird er dessen treffliche Eigenschaften am sichersten gewahr, dadurch erhebt er sich zu einer Klarheit, zu der sogar Landsleute des Trefflichen in früheren Tagen nicht gelangen konnten; denn die Mitlebenden werden an vorzüglichen Menschen gar leicht irre; das Besondere der Person stört sie, das laufende bewegliche Leben verrückt ihre Standpunkte und hindert das Kennen und Anerkennen eines solchen Mannes. Dieser aber war von so außerordentlicher Art, daß der Biograph die Idee eines vorzüglichen Mannes vor Augen halten und sie durch individuelle Schicksale und Leistungen durchführen konnte, und sein Tagewerk dergestalt vollbracht sah.“

Und unterm 25. Juli desselben Jahres verzeichnet Eckermann

wiederum eine denkwürdige Äußerung Goethes über Carlyle, die zugleich eine seherische Vorhersage umschließt. Die Worte lauten: „An Carlyle ist es bewunderungswürdig, daß er bei Beurteilung unserer deutschen Schriftsteller besonders den geistigen und sittlichen Kern als das eigentliche Wirksame im Auge hat. Carlyle ist eine moralische Macht von großer Bedeutung. Es ist in ihm viel Zukunft vorhanden, und es ist garnicht abzusehen, was er alles leisten und wirken wird.“

Diese Worte weisen uns ungezwungen auf die Bedeutung des vorliegenden Buches hin. Schiller hat in unvergänglich hoher Weise in seinem Leben und Dichten dargestellt, daß der Künstler eine Offenbarung Gottes bedeutet, eine Stimme aus dem Ewigen heraus. Das erschaute die so furchtbarernt ringende Jünglingsseele Carlyle, die sich an Irrtum und Zweifel zum festgegründeten Mann durcharbeiten wollte. Und so schrieb er wie ein Weiser zu Gott für sich selbst dieses Leben Schillers, die Lebensdarstellung eines Helden, der zugleich Priester und Prophet war. Und so haben wir durch das vorliegende Buch weiterhin ein köstliches Zeugnis, wie der deutsche Idealismus Führer zur Religion wurde einem tapferen Menschen, der nicht ohne Religion leben mochte, dessen Seele aber so wahrhaftig war, daß er sich nicht zufrieden geben konnte mit einer Religion in „alten oder neuen hebräischen Kleidern.“ Noch einmal: Der deutsche Idealismus als Religion, das muß als Merkwort dieses Buches gelten. Auf dem Boden des deutschen Idealismus wuchs Carlyle empor zu der moralischen Macht, die erst eigentlich im zwanzigsten Jahrhundert und erst eigentlich bei uns Deutschen ihre Wirkung ausüben wird.

Wir müssen, um Schillers Bedeutung für Carlyle nicht zu über-

schätzen, hier eine Einschränkung des eben Gesagten machen. Der Begriff deutscher Idealismus umschließt für uns auch das Lebenswerk Goethes. Und in der Tat fand Carlyle unendlich mehr Baustoff für die Wiederaufrichtung seiner zweifelgepeinigten Seele bei Goethe als bei Schiller. Ja, eigentlich war es nur Goethes Weisheit, die ihn zum „ewigen Ja“ führte, als er weder in der herkömmlichen Deutung der Dinge, noch in der englischen oder französischen Literatur Antwort auf die beiden ewigen Fragen gefunden hatte: Was ist die Welt? und Welches ist die Aufgabe des Menschen darin? Diese Fragen, die mit tödlichernster Leidenschaft einem Ziel zustrebten, konnten in Schiller nicht die befriedigende Antwort finden, wenn er ihn auch auf den Anfang des Wegs zum ewigen Ja führte, ihm die Richtkraft für sein Wollen gab. Hatte das Gefühl bei Schiller Genüge gefunden, seinem tiefbohrenden Erkenntnisdrang konnte Schillers Spekulation, die ein für allemal bei Kant stehen geblieben war, kein Weg zum Ziel werden. Carlyle fand sein Leben Schillers später „miserabel und bombastisch.“

Nun soll uns diese Betrachtung, die wir der Gerechtigkeit wegen hier einfügen, nicht zur U n t e r schätzung der Bedeutung Schillers für Carlyle führen. Schillers durchaus edler, fleckenloser, gesunder Charakter schien dem jungen Carlyle, der seine Schriftstellerlaufbahn begann, das rechte Vorbild zu sein. So hat ihm Schiller mit dem Gesetz der unerbittlichen Aufrichtigkeit mehr die Arbeitsregel, die Kraft zur Form gegeben. Und dann sah er auch in Schillers Schicksal ein Verwandtes. Wir folgen hier den Worten der Carlylebiographie Froudes. Beide, Carlyle und Schiller, waren in ihrer Jugend arm und von Hindernissen umgeben. Beide hatten mit langen Schwierigkeiten zu kämpfen, ehe sie den richtigen und für sie möglichen Lebens-

weg fanden. Beide hatten schlechte Gesundheit und Anfälle von Verzweiflung. Auch Schiller hatte seinen ererbten Glauben unter sich zusammenbrechen sehen und war von Ungewissheiten hin- und hergetrieben worden. Aber er hatte so eigene von Kirchen und Glaubensartikel unabhängige Überzeugungen gebildet und durch sie sein Denken und Handeln geleitet. Keine Zeile war aus seiner Feder geflossen, die er später zu bereuen hatte. Und so war Schiller eine begeisternde ermutigende Gestalt für einen jungen Mann, der zögernd und furchtsam sein Lebensschiff auf dasselbe Meer der literarischen Wirksamkeit hinaussteuerte.

Die Einleitung Goethes auch dieser Ausgabe voranzusetzen, hielt ich nicht mehr für zweckmäßig, weil sie keine Einleitung ist, sondern mehr eine Auseinandersetzung über Weltliteratur. Folgende Sätze dieser Einleitung möchte ich aber auch hier nicht missen:

„Gegenwärtiges zum Andenken Schillers geschriebene Werk kann, übersetzt, für uns kaum etwas Neues bringen; der Verfasser nahm seine Kenntnisse aus Schriften, die uns längst bekannt sind, so wie denn auch überhaupt die hier verhandelten Angelegenheiten bei uns öfters durchgesprochen und durchgefochten worden.

Was aber den Verehrern Schillers und also einem jeden Deutschen wie man kühnlich sagen darf, höchst erfreulich sein muß, ist: unmittelbar zu erfahren, wie ein zartfühlender, strebsamer, einsichtiger Mann über dem Meere in seinen besten Jahren durch Schillers Produktionen berührt, bewegt, erregt und nun zum weitem Studium der deutschen Literatur angetrieben worden.

Wir wenigstens war es rührend, zu sehen, wie dieser rein und ruhig denkende Fremde, selbst in jenen ersten, oft harten, fast rohen Produktionen unseres verewigten Freundes immer den edlen wohl-

denkenden, wohlwollenden Mann gewahr ward und sich ein Ideal des vortrefflichen Sterblichen an ihm aufbauen konnte.

Ich halte deshalb dafür, daß dieses Werk, als von einem Jüngling geschrieben, der deutschen Jugend zu empfehlen sein möchte.

Denn wenn ein munteres Lebensalter einen Wunsch haben darf und soll, so ist es der: in allem Geleisteten das Läßliche, Gute Bildsame, Hochstrebende, genug das Ideelle und selbst in dem nicht Musterhaften das allgemeine Musterbild der Menschheit zu erblicken."

Die vorliegende Übertragung hat sich nicht so sehr an die Worte als an den Geist und die Seele des Originals gehalten. Darum scheute ich auch nicht vor gelegentlichen Auslassungen und Einschreibungen, besonders wo es sich darum handelte, die Schillerforschung bis auf die Jetztzeit zu berücksichtigen. Und wiederum ließ ich an einigen Stellen kleine Abweichungen von dem heutigen Stand der Schillerforschung stehen, wenn durch ein Verbessern etwas Seelisches inbezug auf Schiller oder auf Carlyle hätte zerstört werden müssen. Meine Meinung ist: Lebensdarstellung eines großen Menschen bedeutet nicht dokumentarisches Aneinanderreihen seiner Lebensgeschelnisse, sondern die Erzählung des Wunders, wie er Mensch wurde. In dieser Auffassung weiß ich mich enig mit Schiller und Carlyle. Und es war mein heißes Bemühen, das Wunder Schiller, wie es in Carlyles Seele aufstieg, rein und klar leuchten zu lassen.

Und nun leg ich das Buch verehrend in Deine Hände, der Du dem Geist Schillers das deutsche Gotteshaus geöffnet hast.

Schönblick bei Berlin
Frühling 1912.

Udalbert Luntowski.

Schillers Jugend

1759—1784

Der ausgebreitete Ruhm, welcher diesem Mann zuteil geworden ist, muß unsere Aufmerksamkeit und Teilnahme umsomehr fesseln, je sorgfältiger wir die Verhältnisse betrachten, unter denen Schiller seine Persönlichkeit heranbildete. Er hatte mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, und außerordentlich war auch das Ergebnis, obgleich sein Leben durch Sorge und Krankheit zerstört wurde und schon in den besten Jahren endete, und obgleich er in einer Sprache schrieb, die damals noch tief im Werden war und erst anfang, sich eine Stellung unter den Sprachen der Sculturvölker Europas zu erringen. Nicht Deutschland allein, die Welt hat ihm den Ruf eines Klassikers gegeben und ihn dadurch unter die wenigen Ausgewählten aufgenommen, deren Werke nicht nur einem Zeitalter und einem Volk angehören; sie sind der ganzen Menschheit Führer und Berater. Ein Menschheitserzieher zu werden, war die hohe und würdige Bestimmung Schillers. Und ein sehr natürliches Gefühl zieht uns zu ihm hin und regt uns mächtig an zu ergründen, wie solch ein großer Mann durchs Leben ging, wie sein Leben und Treiben denn eigentlich gewesen.

Eine Beantwortung dieser Fragen wird eben so viel Nutzen als Genuß gewähren können. Wir werden erforschen, wie er die ihm eingeborenen Naturgaben benutzte, um der zu werden, den wir bewundernd betrachten. Wir werden den Gang seiner geistigen und moralischen Bildung verfolgen und das Bild seines eigentlichen Ich aus seinem Leben und seinen Schriften zusammensetzen. Wir werden untersuchen, ob er, der edle Thaten so trefflich darzustellen vermochte, selbst edel handelte; ob dieselben seelischen Kräfte, die auf dem Gebiete der Philosophie und der Kunst soviel Großes bewirkten,

sich auch in den Ereignissen des täglichen Lebens bewährten; und in welcher Weise die Tiefe und Innigkeit des Gefühls, über die wir uns in seinen Werken so sehr erfreuen, sich im gewöhnlichen Umgang mit Menschen offenbarte.

Es würde zugleich belehren und erfreuen, wenn wir sein ganzes Wesen mit allen seinen inneren und äußeren Verhältnissen begreifen könnten, wenn wir imstande wären, ihn ganz nachzuempfinden und ihn ganz zu durchdringen. Aber diesem Ziel stellen sich große Schwierigkeiten entgegen. Selbst einen einfachen Charakter vermögen wir nicht bis in seine kleinsten Abstufungen zu begreifen und darzustellen. Und es wäre über alle Maßen eitel, wenn wir vorgeben wollten, Schillers Wesen voll und ganz zur Darstellung bringen zu können. Es ist nicht leicht, das Bild seiner Seele mit einiger Bestimmtheit zu zeichnen. Wie leicht geschieht es, daß man das Unbedeutende heraushebt, das Rauhe mildert und das Schöne verrenkt oder ganz versteckt. Darum gestehen wir mit aller Freimütigkeit, daß wir weder eine vollendete Darstellung seines Charakters, noch eine vollendete Würdigung seiner Werke zu geben vermögen. Wir begnügen uns vielmehr, die so natürliche Teilnahme an dem Geschick und den Haupteigentümlichkeiten eines Mannes an den Tag zu legen, dem wir alle durch die freundlichsten gegenseitigen Bande verbunden sind: er der Lehrer, wir die Belehrten; er der Geber geistiger Genüsse, wir die Empfänger derselben. Seine Schöpfung durchwandernd, wünschen wir noch einmal, uns der Pracht und Fülle dieses herrlichen Zauberlandes zu erfreuen und das Gefühl sprechen zu lassen, ohne das Urtheil eines Kunststrichers für uns in Anspruch zu nehmen, oder gar unsere Meinung für unfehlbar zu halten.

Friedrich Schiller wurde am 10. November 1759 in Marbach, einer kleinen am Neckar gelegenen württembergischen Stadt, geboren. Die erste Bildung des Knaben wurde zwar durch die trefflichsten Anlagen begünstigt, aber durch die äußeren Verhältnisse seiner Eltern nicht unwesentlich gestört. Waren seine Eltern auch vor drückender

Armut geschüßt, sie waren doch durch die Abhängigkeit ihrer Lage zu einem öfteren Wechsel des Aufenthalts und der Lebensweise gezwungen. Der Vater, Johann Caspar Schiller, hatte als Wundarzt in einem bayrischen Husarenregiment gedient und in Holland gegen die Franzosen gekämpft. Nach Württemberg zurückgekehrt, verließ er den ärztlichen Stand, da ihm sein Landesvater die Stelle eines Fähnrichs und Adjutanten übertrug. Der Friede von Paris machte zwar seinem militärischen Beruf ein Ende; aber da er sich als ein kluger und tätiger Mann bewährt hatte, so wollte der Herzog von Württemberg ihn nicht aus seinen Diensten entlassen. Er verlieh ihm den Hauptmannsrang und machte ihn zum Aufseher der Baumschulen und gärtnerischen Anlagen, die zu den Lustschlössern Ludwigsburg und Solitude gehörten. So mußte sich Caspar Schiller wechselweise an beiden Orten aufhalten. Er blieb bis zu seinem Tode im Sold des Herzogs. Die letzten Jahre wohnte er hauptsächlich in Ludwigsburg.

Eine solche Lebensweise war für die Erziehung dieses begabten Knaben nicht die günstigste; aber der eingeborene Wert seiner Eltern ersetzte alle Nachteile ihrer äußeren Lebensverhältnisse und ihrer ziemlich beschränkten wissenschaftlichen Bildung. Die Rechtlichkeit, die Herzensgüte, die Bescheidenheit und die echte Frömmigkeit dieser Menschen offenbarte sich später verklärt und verschönert in dem Charakter ihres Sohnes; Herz und Geist des Knaben wurde durch die beständige Wirkung solcher Eindrücke gebildet und dadurch der wesentlichste Teil seiner Jugenderziehung in vornehmster Weise gepflegt. Die Mutter war eine anspruchslose mit mannigfachen häuslichen Tugenden ausgestattete Frau, die mit warmer Liebe um ihren Gatten und um ihre Kinder sorgte. Auch soll sie als Frau von gutem Geschmack die Dichtkunst sehr geliebt und besonders Gellert und Uz bewundert haben. Ihre Seelengüte und ihr Zartgefühl machte sie dem Knaben Friedrich besonders teuer. Der Vater war ein Mann von sanfter Gemütsart; sein vornehmster Wunsch war, sich als nützlichcs Mitglied der Gesellschaft zu zeigen und die Pflichten

gegen seine Mitmenschen aufs Beste zu erfüllen. Die Natur hatte nicht unbedeutende Begabungskeime in ihn gelegt; und wenn auch sein früheres Kriegs- und Wanderleben dem Auswachsen dieser Keime nicht günstig gewesen war, so wurde doch sein späterer Eifer, alles Versäumte nachzuholen, mit dem glücklichsten Erfolg gekrönt. Die Zeit, welche ihm seine Berufsgeschäfte übrig ließen, verwandte er zum Studium derjenigen Zweige der Philosophie und Wissenschaft, die in seinem Bereich lagen; und er wurde sogar der Verfasser eines nützlichen Buches über die Baumzucht. Was ihn aber ganz besonders auszeichnete, war eine aufrichtige Frömmigkeit, aus der alle seine Gefühle entsprangen, und die seinem geraden offenen Charakter eine ruhige Würde gaben. Da die Religion in jede Handlung seines Lebens eingriff, so trugen auch die Wünsche für die Erziehung seines Sohnes dasselbe Gepräge. Man hat in seinem Nachlaß ein noch im vorgerückten Alter niedergeschriebenes Gebet gefunden, in dem er sagt, daß er bei der Geburt dieses Sohnes den großen Vater aller Dinge innigst angerufen habe, dem Knaben an innerer Kraft des Geistes zu ersetzen, was ihm an äußerem Unterricht notwendig mangeln würde. Und als Greis, der die Entwicklung seines Sohnes miterlebt hatte, konnte er dem großen Vater von Herzen danken, daß er sein Gebet erhört hatte.

Friedrich mußte bei dem wechselnden Aufenthalt seiner Eltern die Grundlage seines Unterrichts bei sehr verschiedenen Lehrern aufbauen. Leider wissen wir nicht allzuviel davon. Sorglos und heiter, wie ein Knabe zu sein pflegt, mochte er wohl gern seine Zeit mit kindlichen Spielen ausfüllen, wobei es nicht viel auszumachen schien, wenn die gestohlenen Freuden des Ballspiels ihm strenge Vorwürfe einbrachten. Oft aber offenbarte sich sein Kinderherz schon in Handlungen, die von einem reichen Gefühl zeugten und von seinen Eltern und Schulgenossen erst viel später als bedeutsam empfunden wurden. So wird erzählt, daß ihn sein Vater einst bei einem furchtbaren Gewittersturm vermißt habe; keine der Schwestern konnte sagen, was aus Fritz geworden war. Die Angst des Vaters stieg so sehr, daß

es ihn hinaus in das Ungewitter des Sturmes trieb, um den Knaben zu suchen. Fris war damals noch ein unerfahrenes Kind und kannte nicht die Gefahren des Gewitters. Der Vater fand ihn auf einem Baume sitzend, wie er mit großer Andacht in das stürmischblitzende Antlitz des Himmels schaute. Auf den Vorwurf des Vaters hin entschuldigte sich der kleine Kerl: die Blitze seien gar zu schön gewesen, und er hätte bloß sehen wollen, woher sie kämen. Solche Erzählungen sind, wie wir wohl wissen, von keinem großen Wert. Wir haben sie aber dennoch angeführt. Denn ein Bild, den Knaben Schiller darstellend, wie er andachtsvoll das herrliche Schauspiel des Gewitters betrachtet, solch ein Bild ist nicht ohne Reiz für die, welche den Mann Schiller kennen.

Schillers erster Lehrer war der Pfarrer Moser im Dorfe Lorch, wo die Eltern vom sechsten bis zum neunten Jahre ihres Sohnes lebten. Dieser Mann verdient Erwähnung wegen des Einflusses, den er auf die Erziehung seines Zöglings ausübte. Es ist der Pfarrer Moser, dem Schiller in den Räubern ein Denkmal gesetzt hat. Auch wird Mosers Beruf ohne Zweifel in dem Knaben den Wunsch erregt haben, sich einst dem geistlichen Stande zu widmen. Dieser Gedanke war dem religiösen Sinn seiner Eltern sehr willkommen und wurde schnell als Hauptgedanke in den Lebensplan des Knaben aufgenommen. Und so erzählt man denn, daß der Knabe oft einen Stuhl bestiegen und gepredigt habe. Schwester Christophine mußte ihm vorher eine schwarze Schürze umbinden und ein Rappchen aufsetzen. „Er reihte einige Sprüche, die er in der Schule gelernt hatte, passend zusammen und trug sie mit Nachdruck vor. Auch hatte er sich aus den Predigten des Pfarrers gemerkt, daß diese eine Einteilung haben mußten, und er gab seinen kindlichen Vorträgen immer diese gehörige Form.“

Im Dezember 1766 zogen Schillers Eltern nach der Herzoglichen Residenz Ludwigsburg, wo Friedrich auf die Lateinische Schule gebracht wurde mit der Absicht, ihn später Pfarrer werden zu lassen.

Friedrich unterzog sich in den vier folgenden Jahren dem Stuttgarter regelmäßigen Schalexamen, dem sich die für den geistlichen Stand bestimmten jungen Männer unterwerfen mußten. Schillers Gemüt, von Natur fromm, ein Gemisch von Zartheit und stürmischer Blut, nahm schnell den religiösen Schwung, den der innere Drang in ihm erzeugte, und sah freudig seinem heiligen Beruf entgegen. Da aber das Ziel noch in großer Entfernung vor ihm schwebte, bot der Weg dahin seinem hungrigen Geist nicht genug Nahrung. Die Studien waren nicht dazu angetan, seine ganze Aufmerksamkeit und seine ganze Kraft in Anspruch zu nehmen, und er gab sich ihnen mehr aus Pflichtgefühl als aus wahrer Neigung hin. Damals lernte er Virgil und Horaz kennen, ohne daß deren Dichtungen ihm Zuneigung abgezwungen hätten. Was wir sehr natürlich finden, da dem ungeübten jugendlichen Verstand eine Wertung ihrer Schönheiten abgehen mußte und der Gegenstand ihrer Schriften dem Gemüt des Knaben kalt und kahl erscheinen mußte. Friedrich zog es daher vor, sich in Gedanken und in der Aussprache mit seinen Freunden mit der Pracht und Herrlichkeit des Ludwigsburger Theaters zu beschäftigen. Seine Schwester erzählt, daß er schon damals dramatische Pläne ausarbeitete und mit Papierfiguren allerlei Szenen aufführte. Im Garten wurde die Bühne aufgeschlagen und jeder mußte Hand anlegen; da gab er einem jeden seine Rolle. Aber er selbst war kein guter Spieler; „durch seine Lebendigkeit übertrieb er alles.“ Unter solchen Umständen konnten natürlich seine Fortschritte in den Studien trotz aller natürlichen Anlagen nicht sehr bedeutend sein, weshalb auch die Lehrer nicht verfehlten, ihm dann und wann mit Strenge zu begegnen, obwohl das große unwillkürliche Gelingen seiner Aufgaben und sein offenes und lebendiges Wesen viel Gutes von ihm erwarten ließen. Die Stuttgarter Lehrer, die ihn prüften, haben ihn in ihren Berichten nicht mit den gewöhnlichen Urteilsformeln abgeschätzt; sondern sie haben ihn einen Knaben genannt, der zu großen Erwartungen berechtige.

Diese Erwartungen sollten jedoch nicht auf diesem Wege erfüllt werden. Denn plötzlich trat eine wichtige Wendung in seinem Leben ein. Der Herzog Karl Eugen von Württemberg hatte nämlich auf seinem Lustschloß Solitude eine Schule errichtet, die sogenannte Karlschule, in der vorzugsweise die Söhne seiner Offiziere ohne Entgelt unterrichtet und zu einem gebildeten Beruf erzogen werden sollten. Und da der Herzog von Schiller und seinem Sohne eine gute Meinung hatte, lud er letzteren ein, diese Gelegenheit zu benutzen. Das gnädige Anerbieten des Landesherrn brachte über die Familie große Bestürzung. Denn der Plan, Friedrich Pfarrer werden zu lassen, wurde jetzt unausführbar. Und die Bestürzung und Verlegenheit stieg, als der von ihren Zweifeln unterrichtete Herzog die Eltern wiederholt daran erinnerte, vor ihrem Entschluß alles ja wohl zu bedenken. Aus Furcht und mit größtem Widerwillen wurde sein Vorschlag endlich angenommen. Schiller mußte also 1773 die Karlschule beziehen, und nur mit schwerem Herzen gab er die Freiheit und alle Hoffnungen auf, um sich dem Griechischen und dem Rechtswesen zu widmen.

Seine Abneigung rechtfertigte sich leider nur zu sehr; denn die sechs Jahre, welche er in der Karlschule verlebte, waren die qualvollsten und trostlosesten Jahre seines Lebens. Es herrschte dort der Grundsatz, die eingeborne Natur der Zöglinge ganz auszurotten und an ihre Stelle den unbedingten Gehorsam für alle Anordnungen des Herzogs zu setzen. Die Lebensweise und der Unterricht waren nach der steifen Förmlichkeit militärischer Bedürfnisse eingerichtet. Für alles gab es Gesetze und Befehle. Jede Ausübung eigener Kraft und des eigenen freien Willens oder der jedem Zögling eigentümlichen Anlagen wurden streng zurückgewiesen. Mochte ein Schüler noch so viele und noch so vortreffliche Eigenschaften und Fähigkeiten besitzen, er mußte sich nach dem Gesetz richten und sich in die vom Herzog bestimmte Form bequemen, ob sie für ihn paßte oder nicht. Dieselben Aufgaben waren schon im Voraus für jeden vorgezeichnet; und nur sehr verborgen und heimlich durfte

irgend etwas anderes gelesen oder geschrieben werden. Die Hausordnung war von demselben Geist eingegeben, wie die Schuleinrichtung; auch in der Hausordnung war mit voller Absicht alles entfernt, was Vergnügen oder freie Wahl heißen konnte. Die Zöglinge durften nur mit ihren Lehrern Umgang haben, andere Personen wurden ängstlich von ihnen ferngehalten. Und von den Zöglingen durfte niemand die Grenzen dieses despotischen Reiches überschreiten, um etwa seinem Verlangen nach Freude und Vergnügen Nahrung zu geben.

Wir begreifen, wie dieses alles für den jungen Schiller drückender als für jeden andern war. Von glühender, leidenschaftlicher und dabei zugleich zarter Gemüthsart verzehrte ihn unter dem Druck solcher Fesseln ein innerlicher Mißmut; und er war doch zu bescheiden und schüchtern, um sich durch Worte oder gar durch Thaten eine Erleichterung zu verschaffen. Er verschloß alle Klagen in seiner Seele. Mehrere Briefe jener Zeit, die sich erhalten haben, geben uns das Bild eines glühenden mächtigen Geistes, der einen ohnmächtigen Kampf mit den Verhältnissen ringt und seinen qualvollen Kummer durch Ergebung verbirgt. Wir sehen ihn, wie er mit erzwungener Faßung vor Wörterbüchern und Grammatiken und stumpfmachenden Aufgaben sitzt, während seine glühende Seele wie hinter Kerkermauern jammert, wenn er vorwärts in die heitere Welt und rückwärts auf die Fröhlichkeiten vergangener Jahre blickt. Und wir werden nicht fehlgehen, wenn wir in dem verhaltenen Kummer dieser Jahre den Keim zu der Schüchternheit sehen, die ihn durchs ganze Leben begleitete. Das seiner ganzen Anlage so widersprechende Studium der Rechte wurde ihm in seiner Vorstellung zum Darsteller alles Bösen, und sein Widerwille wuchs immer mehr und mehr. Hierüber sprach er sich sogar öffentlich aus. Zu den vorgeschriebenen Übungen der Zöglinge gehörte nämlich in jedem Jahr eine schriftliche Schilderung des eigenen Charakters, die in einer öffentlichen Sitzung feierlich übergeben werden mußte. Und so wagte es Schiller, bei dieser Gelegenheit von ganzem Herzen zu sagen, daß er nicht zum

Rechtsgelehrten gemacht sei und daß seine Neigungen und seine Fähigkeiten ihn zum geistlichen Stand trieben. Dieses Geständnis blieb natürlich ohne Wirkung; und er war gezwungen, sich weiter mit der verhaßten Rechtswissenschaft abzugeben. Bis es ihm endlich im Jahre 1775 gelang, die Juristerei aufgeben zu können, allerdings um ein Fach zu ergreifen, für das er sich wohl unter günstigen Umständen auch schwerlich würde entschieden haben. Denn auch die Arzneikunde hatte für Schiller keinen Reiz; aber ihre Sklaverei war nicht so drückend und nicht so quälend. Aber wie seine Augen mit den fortschreitenden Jahren sich mehr und mehr den wechselnden Welthändeln der Gegenwart öffneten, wurden ihm die Fesseln der Unterwürfigkeit immer unerträglicher. Bis jetzt durfte er dem großen Schauspiel der Weltgeschichte nur von weitem und auch da nur verstohlen zuschauen. Und wie sehnte er sich, in dem geschäftigen Weltstrom der Gegenwartsereignisse selbst als tätiger Mensch zu schwimmen. Einstweilen mußte es ihm genug sein, sich an den strahlenden Bildern der Weltgeschicknisse in seinen Lieblingsdichtern und in den Geschichtschreibern, in Shakespeare und Plutarch, zu ergötzen. Mit geheimer Begierde las er die Schriften, welche die Morgenröthe einer neuen deutschen Literatur verkündigten; er las die Schriften eines Klopstock, eines Lessing, Herder, Gerstenberg, Goethe. Und aus ihnen schöpfte er im allgemeinen die Ansichten über die Menschen und über das Leben; zugleich führten sie seiner stürmischen Seele glänzende Gesichte literarischen Ruhms vor. Klopstocks Messias mußte ihn bei der religiösen Grundrichtung seines Wesens frühzeitig der höheren Dichtkunst zuwenden; und wir hören, daß er schon in seinem vierzehnten Jahre ein episches Gedicht Moses vollendet hatte. Aber die außerordentliche Volkstümlichkeit von Gerstenbergs Ugolino und Goethes Götter von Verlichingen richtete seine ganze Aufmerksamkeit bald auf das Drama. Und da in seinem blind nach Tätigkeit durstenden und von zahllosen Bestrebungen hin und her getriebenen Geist jede Bewunderung notwendig in Nachahmung enden mußte, so stürzte er mit gleicher Wut auf die neue

Form, dichtete sein erstes Trauerspiel „Cosmos von Medici“, von dem er einige Stücke später in die Räuber aufnahm. Eine Masse anderer Dramenentwürfe bezeugen, daß sein Geist die wahre Bestimmung ahnte und sie trotz aller Hindernisse mit rastlosem Eifer zu erreichen strebte. Allerdings waren diese Hindernisse in seiner Lage durchaus nicht geringfügiger Art. Und der junge Schiller wird in tiefster Seele die schmerzliche Wahrheit gefühlt haben: will man die Welt der Ideale erreichen, muß man zuerst festen Fuß in der wirklichen Welt fassen; nehmen die Gedanken auch den kühnsten Aufschwung, mögen sie sich auch noch so gluthvoll für die Schönheit der Natur und für die Größe des Menschen begeistern, man ist doch nur geboren und dazu bestimmt für das tägliche Brot zu arbeiten. Der junge Schiller liebte die Dichtkunst mit aller Leidenschaftlichkeit der ersten Liebe; aber er stellte sie viel zu hoch, als daß sie ihm Brot hätte geben können. Seine Vernunft sagte ihm, daß es für ihn ernste Notwendigkeit sei, sich ganz der traurigen Wissenschaft zu widmen. Darum betrieb er seine Erwerbstudien denn auch mit strenger, allerdings erzwungener Gewissenhaftigkeit; und er überließ sich seinen Lieblingsarbeiten nur in den durch außerordentlichen Fleiß gewonnenen Stunden.

War es schon peinlich, den Vorschriften der eigenen Vernunft zu gehorchen, so war es noch quälender für ihn, sich durch die Launen strenger und verknöchertem Lehrer überall gehemmt und eingeengt zu sehen. So manchen Plan entwarf er zu seiner Befreiung. Oft war ihm der bloße Anblick seiner Schulbücher bis zur Unerträglichkeit lästig; dann stellte er sich krank, um in seinem Zimmer zu bleiben und ungestört dichten zu können. Allerdings half ihm diese kleine List nicht lange; denn die Lehrer bemerkten bald die Regelmäßigkeit seiner öfter wiederkehrenden Kränklichkeit und schickten ihm Aufgaben, die er während dieser Zeit anfertigen sollte. Einmal soll er dem Boten, der ihm die Aufgaben brachte, die Bücher vor die Füße geworfen und erbittert gesagt haben, hier wäre er frei und wolle seine eigenen Studien wählen.

Solche Qualereien würden einen gewöhnlichen Geist zu Boden gedrückt oder dazu verleitet haben, in seinem geistigen Streben allmählich nachzulassen, also Schutz in Nachgiebigkeit zu suchen. Im glücklichsten Falle hätte er sich vielleicht mit einer gewissen Dumpsheit in das ihm vorgehaltene Joch hineingespannt und sich als überdrüssiger und zerquälter Mensch mühselig durchs Leben geschleppt, immer den müden Blick der Sehnsucht aufs Traumland seiner Jugend werfend, und wäre immer verbitterter geworden, daß er keine Macht habe, seine Sehnsucht zu verwirklichen. Aber der junge Schiller war kein gewöhnlicher Mensch. Auch der härteste Zwang vermochte es nicht, die lodernde ursprüngliche Seelenkraft zu zerstören, vielmehr gewann sie durch den Widerstand an Selbständigkeit. Seine Gedanken, die kein Lehrer ihm vorschreiben konnte, erforschten die Tiefen seiner eigenen Natur und das Dunkel seines eigenen Schicksals. So wurden seine Leidenschaften und Empfindungen in sein eigenes Inneres zurückgepreßt, wo sie gleich dem Feuer eines Vulkans, das im Geheimen glüht und kocht, zu einer Stärke anwuchsen, die berufen war, jeden Widerstand niederzureißen.

Und bald war die Zeit gekommen, da die Riesengewalt seiner Natur alle Fesseln durchbrach. Und er trat auf wie ein Mann; und er zerbrach seine Fesseln mit einer Kraft, so riesenstark, daß man sie bis an alle Grenzen Europas wahrnahm. Denn mit dem Erscheinen der Räuber beginnt nicht nur in Schillers Leben, sondern in der Literatur der Welt ein neuer Zeitabschnitt. Auch ist kein Zweifel daran, daß dieses Drama gerade aus der verkehrten Stuttgarter Schulzucht hervorging, also im Grunde aus einer geringfügigen Ursache entstand. Gerade der Zwang hatte hier ein Ungeheuer von Kraft geschaffen. Schiller begann dieses Stück in seinem neunzehnten Jahre; und wir wollen die Umstände, unter denen es gedichtet wurde, Schritt für Schritt verfolgen. Die Räuber sind das Ergebnis eines kräftigen an keinen Zwang gewöhnten Geistes; eines Geistes, der, aufgerieben von einer ihn anwidernden Tätigkeit und empört über die einzwängenden Schranken, wie sich selbst unbewußt

mit den Gestalten kämpfe, die seine eigene so qualvoll gefesselte Einbildungskraft erzeugte. Diese Tragödie erinnert in ihrer kunstlosen Einfachheit und in ihrer düsteren alles überwältigenden Kraft eben so wohl an die noch mangelhafte Bildung als an die glühenden noch widerstreitenden Gefühle ihres Verfassers. Besonders diese ungerinigten sich streitenden Gefühle eines jugendlichen Brausekopfes treten sichtbar hervor. In den Räubern herrscht durchaus ein tiefes, oft an Entsetzen grenzendes tragisches Interesse. Ein furchtbares nicht zu versöhnendes Fatum als herrschender Grundsatz verhüllt und überschattet das Ganze; und unter seinem düsteren Einfluß erscheinen die kühnsten Anstrengungen des menschlichen Willens nur wie Blitze, die den öden Schauplatz ebenso flüchtig als gräßlich erhellen, um sich wieder eben schnell wie ein Blitz in ewige Dunkelheit zu verlieren. Die unermesslichen Abgründe der menschlichen Schicksale werden erschreckend kühn bis in ihre schwärzesten Tiefen aufgerissen; die Hindernisse, die sich unseren Fähigkeiten und unseren Wünschen entgegenstellen, die Täuschungen, welche menschliche Hoffnungen in sich schließen, die Nichtigkeit alles menschlichen Daseins, das alles ist mit düsteren Farben entworfen von einem begeisterten Jüngling, der sich zum ersten Mal ins Leben wagt und der die Wirklichkeit der äußeren Welt mit den in seiner Seele genährten Vorstellungen von ihr vergleicht.

Karl Moor ist ein Charakter, wie er jungen Dichtern immer gefallen wird. Auch war Moors Lage ähnlich der des jungen Schiller; denn er wird zu seinen Handlungen durch Gefühle getrieben, die genau den Gefühlen gleichen, unter welchen der junge Schiller selbst litt. Karl Moor war in reichem Maße mit jeder hochherzigen Eigenschaft des Mannes begabt, und die Aussichten für sein Leben waren glänzend wie der Traum eines Dichters; aber leider besaß er nicht die von ihm als untergeordnete Begabung geschätzte Fähigkeit, das Leben in seiner wirklichen Gestalt zu handhaben. Immer nur eifrig, das Ziel zu erreichen, hatte er vergessen, daß sein Lebensweg durch einen labyrinthischen Irrgarten führte,

wo überall Hindernisse warten, von denen einige wohl überwunden, andere mit Vorsicht zu umgehen sind, die meisten aber trotz unseres Ankämpfens Hindernisse der furchtbarsten Art bleiben. Durch die allzukühne Hefigkeit seines Wesens immer vorwärts getrieben, meint er, diese Hindernisse nicht mit Gewandtheit und Geduld, sondern mit offener Gewalt nehmen zu können. Aber er muß seine Hoffnungen vereitelt, sich betrogen und immer tiefer verstrickt sehen; Ungerechtigkeit und Betrug, statt ihn zu warnen, reizen ihn nur noch mehr. Helden hatte er erwartet, und er findet jämmerliche Mißgeburten von Menschen; Freunde hatte er erwartet, und er findet treulose Verräther, die ihn vom Wege ablocken, die seine Irrungen benutzen, und ihn ins Verderben stürzen. Von Seelenadel und von edelmenschlichen Gesinnungen hat er geträumt, und er findet, daß Klugheit die einzige Tugend ist, die von der Welt der Belohnung würdig erachtet wird. Dieser Leidenszustand, in den diese Erkenntnis ihn stürzt, vermehrt nur noch seine Raserei, da er von Natur gar zu feurig veranlagt ist. Jeder ruhigen Überlegung ist er unfähig. Auch steht kein Ratgeber ihm zur Seite, keiner, dessen Mitgefühl sein Elend mildern könnte, keiner, dessen Klugheit ihn belehren könnte, wie seinen Leiden abzuhelpen sei, oder wie man sie ertragen könne. So spornt ihn die Wut zum Handeln; und dieses Handeln ist blind und furchtbar zugleich. Er hat gefunden, daß die Welt nicht die Heimat der Rechtschaffenheit ist; also erscheint sie ihm wie eine Diebeshöhle. Er hat gefunden, daß die Gesetze der Welt nicht immer das Verdienst begünstigen, ja daß sie sogar den Schuldigen oft der Strafe entziehen; also betrachtet er die Gesellschaft als eine Pestbeule, und er fühlt sich berufen, ihre verderblichen Folgen durch jedes auch noch so verzweifelte Mittel zu verbessern. Der Hauptansporn seiner Handlungen ist die Rache; allein er veredelt sie in seinem eigenen Gefühl dadurch, daß er ihr das Ansehen einer uneigennützigen Sorge für die Aufrechterhaltung der Gerechtigkeit gibt — er will das Laster von seinen Ehrenstellen herabstürzen und die leidende Tugend an den ihr gebührenden Platz

erheben. Als ein einzelner gegen alle aufzustehen, sich als dieser Einzelne auf das ursprüngliche Gesetz des Stärkeren zu berufen, die Wagschale der Vorsehung mit sterblichen Händen zu ergreifen — das nennen wir wahnsinnig und gottlos. Aber Moor besitzt eine solche Kraft der Seele, daß sein wahnsinniges und gottloses Beginnen Ehrfurcht erweckt. Das große Interesse, das wir an dieser Tragödie haben, liegt in dem Kampf einer Riesenseele mit den furchtbarsten Widersprüchen, und die Riesenseele wird zuletzt überwältigt und in die dunkelsten Abgründe des Verderbens gestürzt. Das große Werk offenbart neben Kraft und Fülle der Jugend auch ihre Unerfahrenheit. Die Charaktere, wenn sie auch in glühende Farben getaucht sind, müssen wir dennoch mehr Umrisse als Gemälde nennen; die wenigen Züge, die wir in ihnen entdecken, sind allerdings der Natur treu nachgeahmt, aber die übrigen Züge fehlen ganz und gar. Wir sehen den mächtig vorwärtstrebenden Jünglingsgeist, der Menschen freilich nur in den Büchern studierte, der durch Selbstbeobachtung und Lesen von Geschichtsdarstellungen einige Hauptmerkmale der menschlichen Natur entdeckt und in sich aufgenommen hat; dem aber die kleineren verzweigteren Gefühle und Beweggründe fehlen, die dem Handeln des Menschen im wirklichen Leben zur Regel dienen und die uns nur der Umgang mit lebendigen Menschen zur Anschauung bringt. Macht auch der Held des Stückes eine Ausnahme hiervon, so wissen wir, aus welchem Grunde das sein konnte: sein Charakter gleicht dem des jungen Schiller. Schauen wir dagegen Franz Moor an; er ist eine etwas selbständig bearbeitete Abschrift von Iago und Richard, nur daß die Abschrift noch verzerrt und ins Unnatürliche gesteigert ist. Denn Franz trägt nicht den Stempel der Wahrheit: er ist ein erfundener Bösewicht, der gewissermaßen darauf studiert, seinen Endzweck durch die teuflischsten Mittel zu erreichen; und sein Gewissen versucht er nachher wieder durch etwas Zusammengelerntes zu beschwichtigen, indem er dem Pfarrer gegenüber Beweise für den Atheismus und Materialismus vorbringt. Er ist nicht ein echter Bösewicht wie ihn die Natur

und wie ihn Shakespeare hervorbrachte, der sein ganzes Denken darauf richtet, neue Pläne zu entwerfen, neue Hilfsmittel zu erfinden, und der gerade da, wo er sich durch Beweise sicher glaubt, sein Gewissen durch Qual und Reue angeknagt fühlt. Einen so scharf denkenden Bösewicht, wie Franz ist, kann es nie geben; denn gerade sein scharfes Denken müßte ihn der Rechtschaffenheit zuführen, wäre es auch nur, weil dieses die beste Politik ist.

Amalie, die einzige weibliche Figur in dem Stück, ist wohl eine liebliche Schöpfung, aber in der Wirklichkeit ebenso unmöglich, wie ihr Verfolger Franz. Der Liebe zu Karl ganz hingegeben, würdig und erhaben in ihrer glühenden Schwärmerei, erscheint sie unsern Blicken wie die Bewohnerin einer höheren und reineren Welt. „Er segelt auf ungestümen Meeren“, ruft sie aus mit einer Verworrenheit der Bilder, die bei ihr sehr verzeihlich ist; „er segelt auf ungestümen Meeren — Amalias Liebe segelt mit ihm — er wandelt durch ungebahnte sandige Wüsten — Amalias Liebe macht den brennenden Sand unter ihm grünen und die wilden Gesträuche blühen — der Mittag senkt sein entblößtes Haupt, nordischer Schnee schrumpft seine Sohlen zusammen, stürmischer Hagel regnet um seine Schläfe, und Amalias Liebe wiegt ihn in Stürmen ein, — Meere und Berge und Horizonte zwischen den Liebenden — aber die Seelen versetzen sich aus dem staubigen Kerker und treffen sich im Paradies der Liebe“. — Amalia ist ein schönes Traumgesicht, sie ist das Ideal der ersten Liebe eines Dichters; aber Züge eines sterblichen Weibes sind an ihr nur wenige sichtbar.

Dieselben Mängel müssen wir auch an den anderen Charakteren anmerken. Der alte Moor ist ein schwacher, gutmütiger alter Mann, der in einem solchen Zustand der Ungewißheit bis in sein hohes Alter hinein nur in dem Gebilde einer Jünglingsphantasie bleiben konnte. Einige der Räuber sind kräftiger gezeichnet, wenn auch nur als rohe mißgestaltete Kerle; auch hebt sich ihre Sonderart nur durch unnatürliche Ubertreibung ihrer persönlichen Eigentümlichkeiten hervor. Im reiferen Alter hat Schiller selbst über dieses Werk strenge

aber nicht unrichtige Tadelworte gesprochen: sein hauptsächlichster Fehler sei gewesen, daß er sich angemaßt habe Menschen zu schildern, zwei Jahre bevor er einem Menschen begegnet wäre.

Seine Begabung übertraf bei weitem seine Weltkenntnis; allein auch seine Begabung äußerte sich hier noch unvollkommen. Schillers Stil in den Räubern ist mit den dargestellten Ereignissen und Gefühlen durchaus verwandt; der Stil ist kräftig, Staunen und Grausen erregend, dem Erhabenen zustrebend, wild und erschütternd, aber eben nicht künstlerisch genug durchgearbeitet. Seine Sentenzen fallen in roher Wucht nieder gleich der Keule eines Riesen; und ist der Streich auch von zermalmender Gewalt, sein Schwung ist un gelenk und ungeschickt und nicht mit gleicher Kraftverteilung geführt. Diese Fehler hat Schiller selbst zugegeben und ihren Ursprung mit offener Rede folgendermaßen erklärt: „Ein seltsamer Mißverstand der Natur hatte mich in meinem Geburtsort zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, in welchem ich erzogen wurde, und widersprach dem Plane seines Stifters. Acht Jahre rang meine Begeisterung mit der militärischen Regel; aber Leidenschaft mit Dichtkunst ist feurig und stark wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir eine Folter waren, schweifste mein Herz in eine Gedankenwelt aus, aber unbekannt mit der wirklichen Welt, von der mich eiserne Stäbe schieden, unbekannt mit den Menschen; denn die vierhundert Menschen, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß eines und eben dieses Modells, von welchem die plastische Natur sich feierlich los sagte. — Unter diesen Umständen gänzlich fremd in allem, was menschlichen Charakter und seine Schicksale betrifft, die Grenzlinie zwischen Engeln und Teufeln zu ziehen, dies war ein Unternehmen, welches mir daher natürlich nicht glücken konnte. Indem ich es versuchte, malte ich Ungeheuer, zu denen glücklicherweise die Welt kein Original stellt, und denen ich keine Unsterblichkeit wünschen kann; es mußte denn sein, um der

Nachwelt das Erzeugnis des Genies in seinem unnatürlichen Verein mit Sklaverei erhalten zu wollen.“

Trotz dieser Auswüchse und Mängel hat das Stück sich eine große Volkstümlichkeit errungen. Das mit Recht; denn jedem Leser schon muß die Begabung des jungen Dichters, zu rühren und zu erschüttern, ganz besonders in die Augen fallen; und bei der Menge ist das vor allen Dingen bestimmend. Und liegt nicht das große Geheimnis, andere zu rühren, darin, daß zuvor des Dichters Seele selbst diese Nührung erfahren hat? Wir haben bereits Schillers Lage und Gemütsart auf der Karlschule kennen gelernt. Sein Gemüt war durch die Behandlung, die dem Freiheitsdrang seines Willens so ganz und gar widersprach, in rasende Wut gesteigert worden; und seine wilde Kraft war reich genug, um das Übermaß seiner Gefühle andern mitzuteilen. Umsonst lehnen wir uns gegen die Widersprüche und Roheiten des Stückes auf; alle seine Fehler werden ausgestrichen gegen die lebendige Kraft, die das Ganze durchglüht. Wir mögen die blinde Raserei des Helden tadeln; aber in seiner Größe ist ein so hoher Flug, der wie eines Sturmwindes Macht unser Herz mitreißt und alle Zweifel der Kritik schweigen macht. Das Unternehmen Karls nennen wir Wahnsinn; aber seine große Seele gibt selbst dem Wahnsinn etwas Anziehendes. Und wir folgen ihm mit Teilnahme durch die Wälder, durch öde Wüsten, wir sehen ihn von Gefahren umgeben, von kühnen Wagnissen begeistert, von Vorwürfen unaufhörlich gequält; und wir erwarten mit Entsetzen den Urteilspruch, den er verdient und dem er nicht entgehen kann. Selbst da, wo er auf dem höchsten Gipfel seiner Verirrungen angelangt ist, selbst da lieben wir ihn wie einen gefallenen Erzengel; seine große Seelenangst, die Gewißheit des schrecklichen Zieles, dem er zueilt und das er selbst nie aus den Augen verliert, machen uns nachsichtig gegen seine Verbrechen. Und wenn er wie in wildem Sturm seine Erinnerungen oder seine weitschweifenden Ahnungen vor uns ausschüttet, so reißt uns die furchtbare Glut seiner Empfindung trotz aller Übertreibungen mit sich fort. Die Szene auf

dem Berge an der Donau, wie er in die untergehende Sonne blickt und alter Zeiten gedenkt, ist eine jener Stellen, die trotz ihrer Unvollkommenheiten ewig im Gemüt des Menschen wiederhallen werden: „Seht, es ist alles hinausgegangen, sich im friedlichen Strahl des Frühlings zu sonnen. — Warum ich allein die Hölle saugen aus den Freuden des Himmels? — Daß alles so glücklich ist, durch den Geist des Friedens alles so verschwistert! — Die ganze Welt eine Familie, und ein Vater dort oben — Mein Vater nicht — ich allein der Verstoßene, ich allein ausgemustert aus den Reihen der Reinen — mir nicht der süße Name Kind — nimmer mir der Geliebten schmachsender Blick, nimmer des Busenfreundes Umarmung — Umlagert von Mördern — von Rattern umzischt — angeschmiedet an das Laster mit eisernen Banden — hinaus-schwindelnd ins Grab des Verderbens auf des Lasters schwankendem Rohr — mitten in den Blumen der glücklichen Welt ein heulender Abbadona! — Daß ich wiederkehren dürfte in meiner Mutter Leib! Daß ich ein Bettler geboren werden dürfte! — Nein! ich wollte nicht mehr, o Himmel — daß ich werden dürfte, wie dieser Tagelöhner einer! — O, ich wollte mich abmühen, daß mir das Blut von den Schläfen rollte — mir die Wollust eines einzigen Mittagschlafes zu erkaufen — die Seligkeit einer einzigen Träne. — Es war eine Zeit, wo sie mir so gern flossen — o ihr Tage des Friedens! Du Schloß meines Vaters — ihr grünen schwärmerischen Täler! O all ihr Elysiumsszenen meiner Kindheit! — werdet ihr nimmer zurückkehren — nimmer mit köstlichem Säuseln meinen brennenden Busen kühlen? — Traure mit mir, Natur — Sie werden nimmer zurückkehren, nimmer mit köstlichem Säuseln meinen brennenden Busen kühlen. — Dahin! dahin, unwiederbringlich!“

Ebenso wunderbar schön ist das Selbstgespräch Moors, als er mit der Waffe der Zerstörung in der Hand über die finstern Rätsel seines Schicksals nachdenkt. Über diesen Gegenstand gibt es viele Selbstgespräche. Und vielleicht ist das schlechteste unter all diesen Selbstgesprächen sinnreicher; vielleicht ist aber auch das beste unter

ihnen weniger feierlich und weniger groß als dieses. Der heilige Dominikus selbst möchte erbeben bei einer Frage und einer Antwort wie dieser: „Wenn du mir irgend einen eingeäscherten Weltkreis allein ließeſt, den du aus deinen Augen verbannt haſt, wo die einsame Nacht und die ewige Wüste meine Ausſichten ſind? — Ich würde dann die ſchweigende Ode mit meinen Phantaſien bevölkern und hätte die Ewigkeit zur Muße, das verworrene Bild des allgemeinen Elends zu zergliedern.“

Wilde leiſenschaftliche Kraft iſt die vor allen andern hervor- tretende Eigenschaft Moors. Seine ganze Laufbahn zeigt das; und auch ſein Tod iſt aus demſelben Guß wie die ſtolze Kühnheit ſeines Lebens. Er, der eine blutige That des Verbrechens, der Seelengroße und des Entſehens zugleich vollbracht hat, er hält den Selbſtmord für einen zu leichten Ausgung aus dieſem Leben. Er hat einen armen Mann geſehen, der auf der Landſtraße für elf Kinder arbeitet; eine große Belohnung iſt auf den Kopf des Räuberhauptmannes geſetzt; dieſes Geld wird dem armen Teufel und ſeinen Buben helfen. Und Moor wird es ihm verſchaffen. Wenn wir von ihm ſcheiden, fühlen wir mehr die Sühne ſeiner Verbrechen als die Verbrechen ſelbſt in unſerer Seele.

Die untergeordneten Figuren, wenn ſie auch weniger ausführ- lich bearbeitet ſind, zeigen doch alle die Haupteigenschaft des Helden: eine ſonderbare Miſchung von Zügelloſigkeit und wahrer Kraft und Zielficherheit. Und darum werden wir beim Leſen des Stücks bald unangenehm berührt, bald über alle Maßen begeistert; wir fühlen einen ſteten Kampf zwiſchen unſerm Gefühl und unſerm Verſtand, biß wir merken, daß unſer Gefühl den Sieg davonträgt. Noch über Jahrhunderte hinaus werden die Räuber trotz aller Fehler Leſer und Schauer tief ergreifen. In unſerm Andenken ſteht die Tragödie aufgerichtet gleich einer rohen unregelmäßigen phan- taſtiſchen Säule aus einem barbariſchen Jahrhundert; aber gewaltig in ihrer Höhe, Feſtigkeit und wildglühenden Schönheit. Biß in die ſpäteſten Zeiten werden die Räuber daſtehen als ein wunder-

bares Denkmal des frühen Genies und der frühen Schicksale ihres Dichters.

Das Werk brachte natürlich in der damaligen literarischen Welt das größte Aufsehen hervor. Das Werk wurde in kurzer Zeit fast in alle europäischen Sprachen übersetzt und je nach den Menschen mit Bewunderung oder mit Tadel gelesen. Große Begeisterung erregten die Räuber vor allem in Deutschland. Der junge Dichter war einem leuchtenden Meteor gleich emporgestiegen, und die Bewunderung trug auf lange Zeit den Sieg davon über jede kühle und vernunftgemäße Kritik. Aber Verleumdung findet überall einen Durchgang, sich mit ihren Frechheiten breit in die Welt zu stellen. Und so wurde auch Schiller beschuldigt, durch dieses Werk der Ehrbarkeit, der guten Sitten und der Zucht zu nahe getreten zu sein: er hätte der Jugend ein schlimmes Beispiel zur Nachahmung aufgestellt, dem die jungen Leute sehr wahrscheinlich bald begierig nachfolgen, und so von dem Weg der Pflicht weg in Irrtum und Verderben gerissen würden. Ja man erzählte schon, daß ein junger Edelmann, der die schönsten Gaben und die herrlichsten Lebensaussichten besaß, diese Vorzüge von sich gewiesen hatte und in die Wälder gegangen war, dort ein Räuberleben geführt und durch einen schmachvollen Henkertod seine Missetaten gebüßt hatte. Wir sagen, daß sich nur ein für das Irrenhaus Reifer so weit verführen lassen konnte. Und bei vernünftiger Untersuchung erkennen wir, daß der deutsche Edelmann mit den großen Gaben und den glänzenden Lebensaussichten ein höchst erbärmlicher Mensch war, der das Räuberleben ergriff, als er durch Fressen und Saufen und Schwelgereien sein Hab und Gut verprast hatte; und daß er keineswegs durch eine aufbrausende Begeisterung oder durch irgend einen heldenhaften und nur irregeführten Trieb zu großen Taten verführt worden war. Und da war der Galgen der einzig würdige Lohn. So war es schon vor Karl Moor, so ist es seitdem gewesen, und so wird es bis in alle Ewigkeit sein.

Nur die niederträchtigste Bosheit kann es wagen, dem Dichter der Räuber unmoralische Absichten unterzuschieben. Wir haben es erfahren, wie sein Werk die höheren Kräfte unserer Natur neu belebt und wie alle Gefühle und Bilder, die er ausgesprochen und vor uns aufgestellt hat, trotz allem Zusatz nur dahin zielen, der Seele einen höheren Aufschwung zu geben. Und somit ist der Dichter vollkommen gerechtfertigt.

Allein das Trauerspiel „die Räuber“ gab Anlaß zu einigen anderen Unannehmlichkeiten, die weit empfindlicherer Art waren als jene vermeintlichen theoretischen Schäden. Wir nannten zwar die Räuber das Zeichen zur Befreiung Schillers von allem Zwang der Schultyrannie. Aber für das Erste schien es doch noch, als sollte gerade dieser kühne Wurf um die Freiheit ihn noch fester in den militärischen Zwang fesseln. Den Hauptentwurf des Dramas hatte er im Jahre 1778 vollendet; allein da er fürchtete, mit der Veröffentlichung seines Werkes zu beleidigen, hielt er es geheim, bis seine ärztlichen Studien beendet waren. Diese hatte er in der letzten Zeit mit genügendem Fleiß betrieben, um die Prüfungen zu bestehen. Auf Grund seiner wissenschaftlichen Arbeit „Über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“ wurde er am 14. November 1780 aus der Akademie entlassen und erhielt die Stelle eines Chirurgen bei dem Regiment Augé in Stuttgart mit einem monatlichen Gehalt von achtzehn Gulden. Aber diese Beförderung machte ihm doch die Ausführung seines Planes möglich, die Räuber auf seine eigenen Kosten drucken zu lassen; denn einen Buchhändler, der dies unternehmen wollte, fand er nicht. So erschienen denn die Räuber im Mai 1781. Und sofort fühlten sich einige öffentliche Persönlichkeiten durch die in dem Drama ausgesprochenen Gesinnungen sehr unangenehm berührt. Besonders den militärischen Vorgesetzten Schillers waren solche Dinge unbegreiflich. Möge er ein großes Genie sein, nun gut; aber er sei gewiß auch ein gefährlicher Diener des Herzogs. Mancherlei dienstfertige Leute mischten sich in die Sache. Ja sogar der Magistrat

aus dem schweizerischen Graubünden kam heran, schnaubend vor Zorn, daß man von den Graubündnern in diesem Drama als von gemeinen Straßenräubern rede; und sie beklagten sich öffentlich darüber in den Zeitungen, bis ihre und der anderen Sache vor den Herzog kam. Der läßt den Regimentschirurgen Schiller zu sich kommen. Und da erweist es sich denn, daß Durchlaucht nicht nur über die moralischen und politischen Fehler dieses Werks sehr unzufrieden sind, sondern sich auch über die literarische Minderwertigkeit dieses Erzeugnisses ärgert. Weshalb er gnädig genug ist, was das literarische Besserwissen anbetrifft, seine eigenen Durchlauchtigsten Dienste dem Chirurgen Schiller anzubieten. Aber Schiller scheint den Vorschlag nicht mit geziemender Dankbarkeit angenommen zu haben, so daß die Zusammenkunft weder der einen noch der anderen Seite den geringsten Vorteil verschaffte, und schließlich mit des Herzogs Befehl beendet wurde, Schiller möge bei medizinischen Gegenständen stehen bleiben oder seine dichterischen Schriften zum mindesten vorher dem Herzog zur Durchsicht vorlegen. Wir brauchen darüber nichts weiter mehr zu reden. Mag der Herzog in die ihm gebührende Vergessenheit zurücksinken. Oder wenn wir uns seiner erinnern, so sei es mit der Schadenfreude, die wir jedesmal empfinden, wenn ein Gewaltiger dieser Welt, der überdies seine Gewalt nur dem Herkommen oder dem blinden Zufall verdankt, wenn der einen von der Natur Geadelten, den ein blindes Ungefähr seiner Herrschaft übergab, unterdrücken will, und er finden muß, daß er das nicht kann. Aber damit haben wir über den Herzog von Württemberg schon zu viel gesagt. In dem eben ausgeführten Sinne war er kein Gewaltiger. Von beschränkten Fähigkeiten, in den französischen Grundsätzen des damals unter Personen von Rang in Deutschland üblichen Geschmacks erzogen, hatte er die Räuber mit offenbarem Widerwillen gelesen. Er konnte darum in dem Verfasser nur einen irregeleiteten Schwärmer sehen, den er für ungefährlich hielt, da ihm seine Begabung sehr spärlich erschien. Und obwohl er niemals ganz und in gehöriger Form seine Ungerechtigkeit zurück-

nahm, so ließ er ihr doch nicht weiter freien Lauf. Sobald Schiller der Welt rühmlichst bekannt war, hörte er auf ihn zu verfolgen. Auch behielt er den Vater stets in seinen Diensten und war nicht mehr unfreundlich gegen ihn.

In der Zwischenzeit jedoch mußte Schiller manche Kränkungen erdulden. Umsonst daß er die strengen Pflichten seines Standes mit gewissenhafter Treue ausübte, er blieb ein verdächtiger Mensch, und seine harmlosesten Handlungen wurden falsch gedeutet, seine leichten Vergehen im Dienst mit aller amtsmäßigen Strenge geahndet. Seine stets geschäftige Einbildungskraft verschlimmerte noch das Übel. Dazu hatte er den armen Schubart gesehen, der lange Jahre in trauriger Gefangenschaft auf der Festung Asperg schmachten mußte, weil er den Gewaltigen ein Stein des Anstoßes gewesen war. Das Schicksal dieses unglücklichen Schriftstellers erschien dem jungen Schiller wie ein Vorbild seines eigenen ihm drohenden Geschicks. Sein freiheitsdürstender Geist erbehte bei der Aussicht, seine Kraft im Kampf mit den erbärmlichen Verfolgungen der Menschen vergeuden zu müssen. Erkannten ihn die Menschen nicht, nun gut; aber sie hatten zugleich sein Geschick in Händen. Gefängnisbilder schreckten ihn. Und schauen wir ihn an, wie er eingeeengt sein mußte: gänzlich unbekannt mit allem, was Welt heißt; der Kraft, die in seiner Seele schlummert, bewußt, und stolz darauf wie der König auf sein Szepter. Wenn er gereizt wird, heftig aufbrausend und jedem ungerechten Zwang Trotz bietend; dann wieder seiner zarten Natur nach schwankend und schüchtern; und dann auch in der Freiheit seiner Bewegung gehemmt durch die Verhältnisse seines Vaters, die ganz vom Willen des Herzogs abhingen; von den widerstreitendsten Trieben gedrängt, bald diesen, bald jenen Weg einzuschlagen; bald zur Verzweiflung getrieben durch die seinen Geist lähmenden Fesseln, und sie zu brechen doch durch die heiligsten Verpflichtungen gehindert. Da glauben wir es wohl, daß er nicht aus noch ein wußte und sich für den unglücklichsten aller Menschen hielt.

Endlich traten Umstände ein, die ihn zu einem Entschluß nötigten. Die große Volkstümmlichkeit der Räuber hatte ihn mit verschiedenen Freunden der Literatur in Briefwechsel gebracht, die den jungen Dichter in Schutz zu nehmen oder ihn zu neuen Werken anzuspornen wünschten. So geriet er auch in Briefwechsel mit dem Leiter des Mannheimer Theaters Freiherrn von Dalberg; von ihm angetrieben und unterstützt, arbeitete Schiller die Räuber um, ließ manche anstößige Stellen daraus weg, sodaß das Drama 1781 auf die Bühne kommen konnte. Dalberg hatte Zuneigung zu dem hochherzigen jungen Menschen, der sich in Unannehmlichkeiten verwickelt sah, aus denen seine Unerfahrenheit ihn nicht herauszureißen vermochte; er gab ihm Rat und sogar Beistand durch die That. Schiller erwiderte seine Gunst mit herzlicher Dankbarkeit; seine Briefe an Dalberg geben uns das lebendigste Bild seiner qualvollen Lage in Stuttgart, und wie sein heißes Verlangen sich aus ihr zu befreien sehnt. Sein Lieblingsplan war der: Dalberg möge ihn mit Erlaubnis des Herzogs als Theaterdichter in Mannheim anstellen. Ja es gab sogar Augenblicke, wo er beabsichtigte, Schauspieler zu werden. Aber keiner dieser Pläne war sofort ausführbar, und Schillers Lage wurde immer verzweifelter. Denn er hatte es nämlich gewagt, ohne Urlaub im geheimen nach Mannheim zu gehen, um dort Zeuge der ersten Aufführung seiner Räuber zu sein. Sein Vergehen wurde durch eine Woche Arrest geahndet. Aber als diese Strafe ihn nicht abhielt, noch ein zweites Mal ohne Urlaub nach Mannheim zu gehen, erfuhr er, daß man härtere Maßregeln gegen ihn ergreifen werde. Dunkle Andeutungen von einer längeren Kerkerstrafe kamen ihm zu Gehör. Dazu war die einzige Hoffnung, Dalbergs Hilfe, ziemlich zweifelhaft geworden. Schiller sah sich also aufs Äußerste getrieben. Umlagert von Leiden der Gegenwart, umringt von gewitterschwülen Zukunftsaussichten, bis zur letzten Erbitterung gereizt, und sich doch den Anschein der Geduld und des Schweigens zu geben: ja, da mußte seine Erregung sich wohl bis zum Wahnsinn steigern. Und so beschloß er denn, sich zu befreien,

es koste was es wolle, seine Heimat zu verlassen, allein hinaus in die Welt zu wandern und sein Glück irgendwo auf dem weiten Plan des Lebens zu suchen. Günstige Gelegenheit bot sich zur Flucht. Ein fremder Fürst war zum Besuch des Herzogs nach Stuttgart gekommen, und alles Volk war in Bewegung, dem Schauspiel des Einzugs beizuwohnen. Eine Reihe von Festen in der Stadt und auf dem Schloß Solitude sollten folgen. Schiller benutzte diesen günstigen Umstand, aus der Stadt zu fliehen. Am 22. September 1782 spät am Abend fuhr er mit dem jungen Musiker Andreas Streicher, der sich ihm in herzlicher Freundschaft ergeben hatte, durch das Eßlinger Thor hinaus, dreiundzwanzig Gulden in der Tasche. Schiller hatte den Namen eines Doktor Ritter angenommen. Morgens um acht Uhr erreichten sie die kurpfälzische Grenze. Schiller war frei. Aber die Zukunft lag in dunkle Nebel gehüllt vor ihm. Ohne Beschützer, ohne Vaterland hatte er sich hinausgewagt, auf seine eigene Gefahr, ohne Mittel, ohne Erfahrung, ohne festgesetzten Plan; war es da nicht zu befürchten, daß sich der Kampf gegen ihn richten werde? Aber vergessen wir nicht, Schiller war frei! Frei, wenn auch arm, und seine starke Seele belebte sich aufs Neue, und jauchzte laut auf mitten in den dunklen Ahnungen großer weitgreifender Unternehmungen. Ihm war bewußt, daß bittere Mühseligkeiten und rauhe Stürme seiner warteten; aber ihm war auch bereits gelehrt worden, Ungemach und Entbehrung als tägliche Begleiter zu betrachten. Wußte er auch noch nichts Klares über seine Zukunft, so fühlte er doch die innere Kraft seiner Seele wie ein Licht des Himmels, das ihm schon alle Pfade der Zukunft erhellen werde. In Mannheim schlugen die ersten Enttäuschungen auf ihn ein. Dalberg war viel zu viel Diplomat, um mit dem Flüchtling aus dem Nachbarlande irgendwie Verbindungen einzugehen. Und die Freunde raten Schiller dringend, sich doch lieber noch einmal an den Herzog mit einem Gnadengesuch zu wenden. Der verzweifelte Schiller tut das in zwei Anschriften. Aber er erhält keine bestimmte Antwort; nur sein Regimentschef schreibt ihm: „Da Se. Herzogliche

Durchlaucht bei Anwesenheit der hohen Verwandten jetzt sehr gnädig wären, solle er nur zurückkommen.“ Auf eine solche Aussicht hin, die immer noch in drohender Nähe den hohen Asperg zeigt, kann Schiller natürlich die Rückfahrt nach Stuttgart nicht wagen. Die Verbindung mit der Heimat ist durchschnitten. Seine ganze Hoffnung setzt Schiller nunmehr auf sein neues Trauerspiel „Fiesko“, das er im ersten Entwurf fertig mitgebracht hat. Mit diesem Werk wird er alle Hindernisse beiseite zwingen. Am 26. September liest er das Werk beim Spielleiter Meier den Mannheimer Schauspielern vor. Nach dem ersten Akt kein Beifall; nach dem zweiten Akt ein leeres Zimmer. Schillers schwäbische Aussprache und seine übertrieben erhabene Redeweise hatten den beabsichtigten Eindruck zerstört. Schiller beschließt vorsichtshalber die Flucht bis nach Frankfurt fortzusetzen. Der brave Streicher begleitet ihn. Nur langsam geht es vorwärts; denn immer wieder muß gerastet werden, weil Schillers Kräfte versagen. In Sachsenhausen, der Mainbrücke gegenüber, im Gasthof zu den drei Kindern nehmen sie Wohnung. Und von hier aus richtet er den ewig denkwürdigen Brief an Dalberg. Der wird helfen. Der hat ihn auf die Bühne gebracht, der kennt seine geniale Dichterkraft, der ist reich. Und was Schiller bittet, ist gar nicht viel. Es wird sehr wertvoll für unsere Erkenntnis vom Leben sein, wenn wir gerade hier an dieser Stelle den erwähnten Bittbrief Schillers bringen:

„Euer Erzellenz werden von meinem Freunde zu Mannheim meine Lage bis zu Ihrer Ankunft, die ich leider nicht mehr abwarten konnte, erfahren haben. Sobald ich Ihnen sage, ich bin auf der Flucht, sobald habe ich mein ganzes Schicksal geschildert. Aber noch kommt das Schlimmste hinzu. Ich habe die nötigen Hilfsmittel nicht, die mich in den Stand setzten, meinem Mißgeschick Troß zu bieten. Ich habe mich von Stuttgart, meiner Sicherheit wegen, schnell und zur Zeit des Großfürsten losreißen müssen. Dadurch habe ich meine bisherigen ökonomischen Verhältnisse plötzlich durchrisen, und nicht alle Schulden berichtigen können. Meine Hoffnung

war auf meinen Aufenthalt in Mannheim gesetzt; dort hoffte ich, von Ew. Excellenz unterstützt, durch mein Schauspiel mich nicht nur schuldenfrei, als auch überhaupt in bessere Umstände zu setzen. Dies ward durch meinen notwendigen plötzlichen Aufbruch hintertrieben. Ich ging leer hinweg, leer in Börse und Hoffnung. Es könnte mich schamrot machen, daß ich Ihnen solche Geständnisse tun muß, aber, ich weiß, es erniedrigt mich nicht. Traurig genug, daß ich auch an mir die gehässige Wahrheit bestätigt sehen muß, die jedem freien Schwaben Wachstum und Vollendung abspricht.

Wenn meine bisherige Handlungsart, wenn alles das, woraus Ew. Excellenz meinen Charakter erkennen, Ihnen ein Zutrauen gegen meine Ehrliche einflößen kann, so erlauben Sie mir, Sie freimütig um Unterstützung zu bitten. So höchst notwendig ich jetzt des Ertrages bedarf, den ich von meinem „Fiesko“ erwarte, so wenig kann ich ihn vor drei Wochen theaterfertig liefern, weil mein Herz so lange beklemmt war, weil das Gefühl meines Zustandes mich gänzlich von dichterischen Träumen zurückriß. Wenn ich ihn aber bis auf besagte Zeit nicht nur fertig, sondern, wie ich auch hoffen darf, würdig verspreche, so nehme ich mir daraus den Mut Ew. Excellenz um gütigsten Vorschuß des mir dadurch zufallenden Preises gehorsamst zu bitten, weil ich jetzt, vielleicht mehr als sonst durch mein ganzes Leben, dessen benötigt bin. Ich hätte ungefähr noch zweihundert Gulden nach Stuttgart zu zahlen. Ich darf es Ihnen gestehen, daß mir das mehr Sorgen macht, als wie ich mich selbst durch die Welt schleppen soll. Ich habe so lange keine Ruhe, bis ich mich von der Seite gereinigt habe.

Dann wird mein Reisemagazin in acht Tagen erschöpft sein. Noch ist es mir gänzlich unmöglich, mit dem Geist zu arbeiten. Ich habe also gegenwärtig auch in meinem Kopf keine Hilfsquellen. Wenn Ew. Excellenz mir auch hierzu hundert Gulden vorstrecken würden, so wäre mir gänzlich geholfen. Entweder würden Sie dann die Gnade haben, mir den Gewinnst der ersten Vorstellung meines „Fiesko“ mit aufgehobenem Abonnement zuzusprechen, oder mit mir

über einen Preis übereinkommen, den der Wert meines Schauspiels bestimmen würde. In beiden Fällen würde es mir ein Leichtes sein, beim nächsten Stück, das ich schreibe, die ganze Rechnung zu applazieren. Ich lege diese Meinung, die nichts als inständige Bitte sein darf, dem Gutbefinden Ew. Erzellenz also vor, wie ich es meinen Kräften zutrauen kann, sie zu erfüllen.

Da mein gegenwärtiger Zustand aus dem Bissherigen hell genug wird, so finde ich es für überflüssig, Euer Erzellenz mit einer drängenden Bormalung meiner Not zu quälen. Schnelle Hilfe ist alles, was ich jetzt noch denken und wünschen kann. Herr Meier ist von mir gebeten, mir den Entschluß Euer Erzellenz unter allen Umständen mitzuteilen, um Sie selbst des Geschäfts mir zu schreiben zu überheben.

Mit entschiedener Achtung nenne ich mich Euer Erzellenz wahrster Verehrer."

Der Leser fragt, wie nun der Bescheid des Herrn Reichsfreiherrn lautete. Nun, wie immer in der Welt: Vorschuß zu leisten sei nicht angängig, weil „Fiesko“ in der jetzigen Gestalt für das Theater unbrauchbar sei; und bevor er sich weiter erklären könne, müsse die Umarbeitung geschehen sein. Kein heftiges Wort kam über Schillers Lippen. Er sah eben ein, daß er dem vornehmen Herrn nur als Marktware für sein Theater etwas gelte. Also lag die einzige Aussicht in der Umarbeitung seines neuen Dramas. Mit der letzten Barschaft reisen die Freunde nach Oggersheim, etwa eine Wegstunde von Mannheim entfernt. Schiller nannte sich der Sicherheit wegen hier Doktor Schmidt. Obwohl sie sich erbärmlich einschränkten, konnten ihre Mittel doch nur für etwa drei Wochen reichen. Aber Schiller geht unentwegt an die Umarbeitung des „Fiesko“. Anfang November ist er fertig. Und er glaubt sich gerettet. Aber erst nach zweimaliger Anschrift antwortet ihm Dalberg, und sehr schroff „daß dieses Trauerspiel auch in der vorliegenden Umarbeitung nicht brauchbar sei, folglich dasselbe auch nicht angenommen oder etwas dafür vergütet werden könne.“ Auch ein Antrag Ifflands, dem

Dichter seiner Verdienste wegen eine außerordentliche Ehrengabe von acht Louisdor für die Umarbeitung zu bewilligen, wurde vom Herrn Intendanten rundweg abgelehnt. So war jede Aussicht und jede Hoffnung geschwunden. Da entschloß er sich, der Einladung der Frau von Wolzogen, der Mutter eines jüngeren Zöglings der Karlschule, auf ihr Gut Bauerbach bei Meiningen Folge zu leisten. Den Druck des „Fiesko“ verkaufte er an den Buchhändler Schwan in Mannheim für hundert Gulden, die gerade genügten, um die Wirtshauszeche zu begleichen. In dem gastfreundlichen Hause der Frau von Wolzogen hatte Schiller nun Muße, die verworrene und noch sehr zweifelhafte Gestaltung seiner Angelegenheiten mit Besonnenheit zu prüfen. An seinen Freund Andreas Streicher schreibt er am 8. Dezember 1782 folgenden Brief:

„Endlich bin ich hier, glücklich und vergnügt, daß ich einmal am Ufer bin. Ich traf alles noch über meine Wünsche. Keine Bedürfnisse ängstigen mich hier, kein Querstrich von außen soll meine dichterischen Träume stören. Das Haus meiner Wolzogen ist ein recht hübsches und artiges Gebäude, wo ich die Stadt gar nicht vermissen. Ich habe alle Bequemlichkeit, Kost, Bedienung, Wäsche, Feuerung, und alle diese Sachen werden von den Leuten des Dorfes auf das vollkommenste und billigste besorgt. Ich kam abends hierher, zeigte meine Briefe auf und wurde feierlich in die Wohnung der Herrschaft abgeholt, wo man alles aufgeputzt, eingeheizt und schon Betten hergeschafft hatte. Gegenwärtig kann und will ich keine Bekanntschaften machen, weil ich entsetzlich viel zu arbeiten habe. Die Ostermesse mag sich Angst darauf sein lassen.“

Glücklicherweise gehört der Charakter Schillers nicht zu der wimmern den sentimental en Klasse. Er war nicht einer von denen, bei denen der Druck des Unglücks nichts als nutzlose Qualen hervorbringt, die ihre Zeit anwenden, das ihnen widerfahrende Elend zu zergliedern, zu nähren, zu bejammern, während sie doch alles anbieten sollten, Linderung herbeizuführen. Er besaß die Fähigkeit, seine Traurigkeit zu besiegen, indem er seine Gedanken nicht auf diese

Traurigkeit richtete, wie er sie erdulden, oder sie auf eine anziehende Weise aussprechen könne, sondern indem er sie auf Pläne verwandte, um sich gänzlich von dieser Traurigkeit zu befreien. Dieser Richtung seines Gemüths hatte er seine nachherigen glücklichen Lebensumstände zuzuschreiben. Mit dieser Denkungsart konnte er, der nun endlich Herr und Meister seiner Handlungen war, nicht verlegen sein um einen künftigen Lebensplan. Kaum hatte er sich in Bauerbach häuslich niedergelassen, so nahm er seine dichterischen Arbeiten wieder vor und vergaß durch sie die ungewisse schwankende Wirklichkeit; oder er schmeichelte sich mit der Hoffnung, alles Ungemach durch seine literarische Tätigkeit zu verbessern. Freilich möchte das Letztere von so manchem vorsichtigen Manne hart bezweifelt werden; denn es war ja leicht vorherzusagen, daß einer, der den Hafen so rasch und unvorbereitet verläßt, und mit solcher Hast dahinsiegt, der wahrscheinlich Schiffbruch erleiden müsse, bevor noch die Reise weit gediehen war. Doch das Ergebnis einiger Monate machte allen diesen klugen Voraussetzungen schnell ein Ende. Noch war seit seiner Flucht aus Stuttgart kein Jahr vorüber, als Schiller schon seine „Verschwörung des Fiesko“ und seine „Kabale und Liebe“ in die Welt hinaus sandte und damit bezeugte, daß er in seinem literarischen Können mehr als hinreichende Hilfsmittel besaß, um die Bedürfnisse des täglichen Lebens zu befriedigen. Diese beiden Dramen sind auch ein auffallender Beweis, mit welchem Eifer Schiller in der Zwischenzeit seit dem Erscheinen der Räuber an seiner geistigen Bildung gearbeitet hatte. Die erste Jugendglut ist in ihnen noch unverkennbar; allein sie ist geläutert durch die Regeln einer reifer gewordenen Vernunft. Schillers Ansichten über die Kunst haben sich erweitert und sind klarer geworden; auch hat seine Kenntniss vom Leben einen größeren Umfang gewonnen. Er war zu genauerem Verständnis der Grundbedingungen der menschlichen Natur gekommen, er hatte eine richtigere und sichere Ansicht vom Weltgeschehen erlangt und war eifrig bemüht gewesen, sein Idealbild von der Welt durch die Wirklichkeiten der Welt zu verbessern.

In dem Drama „Die Verschwörung des Fiesko“ bewundern wir nicht nur das großartige Feuer, womit der Dichter seine Gestalten belebt, sondern auch die Bestimmtheit, mit welcher er dieselben zeichnet, und die Lebendigkeit, mit der er jede Szene ausstattet. Die politischen und persönlichen Beziehungen des genuesischen Adels, die Pracht, die Intriguen, die entgegengesetzten und streitenden Gedanken, die sie beschäftigen, das ist uns alles klar und sichtbar gemacht, so daß wir im Stande sind, die Verschwörung zu begreifen und zu beurteilen und wir uns mitten in die großartigen Begebenheiten hineinstellen, als lebten wir darin. Die Katastrophe selbst ist mit besonderer Sorgfalt und Wirkungskraft ausgearbeitet. Das miternächtliche Schweigen der schlafenden Stadt, nur unterbrochen durch den Schritt der Wachen, das dumpfe Brausen der See, die verstellte Stimme Fieskos, das alles wird unserer Einbildungskraft durch einige flüchtige aber bezeichnende Züge vorgeführt, daß wir selbst inmitten der tiefen Stille Genuas das große Zeichen erwarten, das so furchtbar den Schummer der Stadt zerreißen wird. Und der auf den Alarmschuß folgende wilde Aufruhr ist nicht weniger ergreifend geschildert. Die Gewalttaten, die donnernden Kanonen, der dumpfdröhnende Klang der Sturmglocke, das Geschrei einer nach Tausenden zählenden Menschenmasse; alles das ist uns mit einer so lebendigen Kraft vergegenwärtigt, daß wir wissen, hier war ein außerordentliches Genie an der Arbeit.

Aber es ist nicht so sehr diese prachtvolle Schilderung der Szenen, die unsern vorzüglichsten Genuß an diesem Stück ausmacht. Die Fähigkeit, die bezeichnenden Züge eines Gegenstandes aufzufassen und ihn auf die lebendigste Weise zu schildern, das ist die eine wesentliche Eigenschaft des Verstandes, und gewiß werden wir ihr, wo sie in solcher Vollendung uns entgegentritt, einen der ersten Plätze auf der Stufenleiter der geistigen Kräfte zuerkennen. Allein die schöpferische allumfassende Kraft des dramatischen Dichters steht noch höher. Und in dieser Beziehung steht „Fiesko“, ohne vollkommen zu sein, doch auf einer ganz achtungsgebietenden Stufe.

Allerdings sind noch Spuren früherer Fehler zu entdecken. So spüren wir, wie ein gewisser Mangel an Biegsamkeit die Kraft des Dichters noch einengt und seinen Bewegungen noch eine gewisse Steifheit und Schwere gibt. Seine Erhabenheit vermag noch nicht die Beihilfe allzuwilder Gegensätze und bloß theatralischer Effekte zu verschmähen. Der Dichter malt wohl mit glühenden und lebenssprühenden Farben; aber er versteht noch nicht die Kunst, die Farben mit der genügenden Feinheit zu verschmelzen. Er arbeitet noch sprunghaft und füllt die Lücken nicht genau aus. Auch dieses Drama ist noch kein wahrhaftiges Abbild der Wirklichkeit; sein Wert liegt mehr in einer Art riesenhafter Größe, die verlangt, nur aus der Ferne gesehen zu werden. Doch ist das Stück im ganzen so überreich an Schönheiten, daß wir diese Mängel gern vergessen. Denn ein ununterbrochener Strom mächtiger Gedanken und Empfindungen reißt uns fort und verhindert uns, die Fehler zu bemerken. Wir spüren in dem Stück den großen philosophischen Scharfsinn des Dichters, einen Reichtum an Erfindung, ein glutvolles Herz. Und wir müssen sagen, daß der Gesamteindruck dieses Dramas großartig und erhebend ist.

Fiesko ist ein Charakter, der die Wahrscheinlichkeit für sich hat und zugleich tragisch höchst anziehend ist. Sein grenzenloser Stolz läßt ihn nicht nur jede Unterwürfigkeit verachten, sondern zwingt ihn auch zu Handlungen strahlender Seelengröße. Sein blindes Vertrauen in das Glück seines Schicksals scheint durch seine Furchtlosigkeit und unerschütterliche Geistesgegenwart noch mehr an Sicherheit zu gewinnen. Auch sein Ehrgeiz ist edel; denn er ist der jedem Menschen angeborene Wunsch, seinen Einfluß zu erweitern, seine eigene Geistestätigkeit von tausend engverbundenen Seelen zurückstrahlen zu sehen. Nur dürfen wir nicht vergessen, daß dieser im Grunde allen Menschen eingeborene Ehrgeiz hier keinen ungewöhnlichen Menschen beseelt. Fiesko begehrt nicht zu herrschen, um den Willen anderer Menschen gleichsam durch die Gewalt seines eigenen Willens zu bezwingen; er strebt nach Herrschaft, weil diese

ihm Gelegenheit gibt, seine in ihm nach Freiheit schreiende Kraft zum Ausdruck zu bringen. „Nicht der Tummelplatz des Lebens, sein Gehalt bestimmt den Wert.“ Er möchte die höchste Macht erlangen, nicht um sich mit Glanz zu umgeben, und um sich von roher Bewunderung angaffen zu lassen; sondern weil diese Macht in der gesammelten Kraft eines Volkes auch dem stolzesten Sterblichen ein würdiges Ziel darbietet, alle seine Kräfte daran zu üben. „Zerstücke den Donner in seine einfachen Silben, und du wirst Kinder damit in Schummer singen; schmelze die einfachen Silben zusammen in einen plötzlichen Schall, und sein Laut wird den ewigen Himmel bewegen.“ Fiesko ist ein Mensch, der in allen seinen Leidenschaften von einer rasenden Heftigkeit bewegt wird; auch seine Zuneigung ist heftig, und sein Herz kann durch die sanfte Überredung seiner Leonore in Zärtlichkeit fast vergehen. Und der Wunsch, dieses liebenswürdige Wesen hochzustellen, hat keinen geringen Anteil an den Ursachen seines gefährvollen Unternehmens. Fiesko ist in der That ein großer Mann, und er hatte das Zeug, einer der edelsten zu werden. Wenn er trotzdem im Tagen nach Größe vom Wege der Rechtlichkeit abweicht, so ehren wir doch seine glänzenden Eigenschaften und erkennen die Macht der Versuchung an, die ihn irreführte. Als er nach einer im Kampf mit dem strengeren Patriotismus durchwachten Nacht aus seinem Fenster blickt, wie die aufsteigende Sonne eben die unzähligen Paläste, Dome und Türme Genuas vergoldet, da ruft er voller Entzücken aus: „Diese majestätische Stadt! Mein! und darüber emporzuflammen gleich dem königlichen Tag, darüber zu gebieten mit Monarchenkraft — all die kochenden Begierden — all die nimmerfatten Wünsche in diesem grundlosen Dzean unterzutauchen!“ Wir bewundern Fiesko, wir tadeln ihn, und wir können ihm doch alles nachfühlen. Wir beklagen sein Geschick und gestehen doch ein, daß es nicht unverdient war.

Betrachten wir die anderen Charaktere des Stückes. Die beschränkte fanatische Republikanertugend des Berrina, die milde

achtunggebietende Weisheit des alten Doria, die Verworfenheit seines Neffen, selbst die kalte Gottlosigkeit des Mohren: alles ist mit kräftiger Lebensmöglichkeit dargestellt. Aber am anziehendsten nächst dem Charakter Fieskos ist der seines Weibes Leonore. Sie ist der Amalia in den „Räubern“ verwandt, und doch in weit verwickeltere Verhältnisse versflochten und dabei dem wirklichen Leben näher gebracht. Sie ist eine Heldin, wie Schiller sie am liebsten darstellte. Sanft und schüchtern von Natur, aber begeistert für alles, was groß und edel ist, schmiegt sie sich an ihren Gatten, als wäre ihr Wesen mit dem seinen eins. Sie träumt von fernen friedlichen Bildern, wo Fiesko ihre Welt und sie die seine sein werde. Liebe heißt ihr, daß hinter jedem seiner Gedanken ihr Name im Hinterhalt liegt, daß ihr Name ihn in jedem Ding der Natur anspreche, daß ihm die ganze schöne gewaltige Welt nur wie ein prächtiger Diamant sein soll, worauf nur ihr Bild, nur ihr Bild gestochen ist. Ihr Charakter ist ein Abglanz von dem Fieskos, nur durch Reinheit und Zartheit und Anmut verfeinert und verklärt. Selbst die Eifersucht kann sie nicht zum Zorn reizen. Wähnt sie sich vergessen, so schmachtet sie nur in stillem in sich verschlossenen Kummer. Nur die Liebe kann bei ihr Leidenschaft werden; und wird sie von dieser getrieben, dann gibt es für sie keine Furcht und keine Schwäche mehr. In der Nacht, da Fieskos Schicksal zur Entscheidung kommen soll, duldet es sie nicht in ihrem Palast, sie stürzt begeistert hinaus, die Gefahren ihres Gatten zu teilen, und kommt so im Aufruhr um.

Dieser Tod Leonorens wird mit zu den Fehlern des Werkes gerechnet. Fieskos Tod, den Schiller abweichend von der Geschichte herbeiführt, darf man wohl günstiger beurteilen. Denn Fiesko ertrinkt hier nicht zufällig; sondern der verruchte Berrina, der in seiner Wut über den politischen Abfall alle Gefühle der Freundschaft erstickt hat, stürzt ihn in die Fluten. Schiller bemerkt ganz richtig: „Die Natur des Dramas duldet den Finger des Ungefähr oder der unmittelbaren Vorsehung nicht. Höhere Wesen mögen die zartesten Fäden einer Begebenheit unterscheiden, wie sie durch den ganzen

weiten Raum des Weltsystems sich erstrecken, fortspinnen und gleichsam mit den äußersten Grenzen des Zukünftigen und Vergangenen zusammenhängen, wo der Mensch nichts weiter entdeckt als die Handlung selbst, die einzeln und unzusammenhängend im Raume schwebt. Doch der Künstler stellt es nur dem kurzfristigen Blick des Menschen dar, den er belehren möchte, nicht der scharfsichtigen Allmacht, von der er lernt."

Beim Fiesko nahm Schiller den größten Teil des ursprünglichen Stoffes aus der wahren Geschichte. Er konnte also auf die in den Gemüthern seiner Leser bereits vorhandenen Gefühle fortbauen und den Effekt durch großartige Darstellung immer höher steigern. Ungeheure Zustände und wunderbare Begebenheiten waren ihm ja auch schon bei den Räubern eine große Hilfe gewesen. „Kabale und Liebe“ ist dieser Vorzüge beraubt; denn diese Tragödie stellt häusliches Leben dar, und ihre Anziehungskraft liegt nur in dem Gegenstande selbst, beruht auf ganz einfachen Gefühlen und ist durch keine außerordentliche Handlung gestützt. Der Name „Kabale und Liebe“ bezeichnet genau die Art des Stücks; denn es hat den Zweck, den siegreichen Kampf der kalten Weltklugheit mit dem nur von der Leidenschaft der Liebe erfüllten Herzen der Jugend darzustellen, der Jugend, die noch von den Lügen des täglichen Lebens nicht befleckt ist, die noch unerfahren in politischen Berechnungen und kurzerhand entschlossen ist, den erbärmlichen Zwang der öden und leeren gesellschaftlichen Förmlichkeiten abzuwerfen. Dieser Gedanke des Stückes ist nicht neu und außerordentlich zu nennen. Aber dieser Kampf, von dem die meisten Menschen eine Vorstellung in sich tragen, in so einfacher Form zum Gegenstand eines Dramas zu machen, ist Schillers eigener Gedanke. Man hat die Empfindsamkeit, die in diesem Stücke herrscht, aufs übertriebenste gerügt, namentlich im Charakter der Luise und des Ferdinand Walter. Wir konnten sie nicht verdammen; denn wir sahen sie mit Klarheit des Urtheils vereint, durch die Reinheit des Herzens geläutert, und gebändigt durch die Kraft einer starken tugendhaften Entschlossenheit. Wir bewundern

vielmehr den Geist des Dichters, der eine arme Musikertochter zu der Würde einer Heldin erheben konnte und uns mit edler Sittlichkeit die grenzenlose Liebe zweier von der Natur für einander bestimmter und nur durch den Stand getrennter Wesen darstellte.

Ferdinand ist ein Edelmann; aber er ist nicht überzeugt, daß sein Adelsbrief älter sei als der Riß zum unendlichen Weltall. Und dieser Überzeugung gemäß spricht und handelt er, entschlossen, nicht das Geringste dem bloßen Herkommen und der Gewohnheit zu opfern. Diese Gemüthsart Ferdinands wird noch gesteigert in seiner Leidenschaft zu Luise; er liebt sie begeistert und grenzenlos als das einzige ihm gleichgestimmte Wesen. Und wir sehen mit Freude, wie er mit starkem Arm die Versuchungen von sich stößt.

Luise ist eine würdige Gefährtin für den edlen Ferdinand. Sie ist schüchtern und demüthig, und ihre reichbegabte Seele wird durch die Ungunst ihres irdischen Geschicks in den Schatten gestellt. Sie hat keinen anderen Ratgeber als ihr Herz und ihren scharfen wenn auch unausgebildeten Verstand; aber wenn die Stunde der Prüfung kommt, hat sie die Kraft beiden zu gehorchen und steht dann vor uns mit jener echten Bornehmheit des Benehmens, die uns weit rührender ergreift, als wenn sie mit angelernter Klugheit, mit Rang und Reichthum gepaart ist. Ihre kindliche Zuneigung, ihre zarte Liebe, ihre herzlich einfache Frömmigkeit bilden einen wundervollen Gegensatz gegen die blassen öden Farben ihrer äußeren Verhältnisse. Wie sie so herzlos niedergetreten wird, erscheint sie uns wirklich wie eine Rose der Wildnis, die am Stengel verwelkt.

Der mächtige Zauber dieses Trauerspiels ist der Zusammenklang der Unschuld und Liebe, des inneren Lebens und des traurigen Schicksals dieser beiden jungen Menschen. Wir kennen wenige Stellen von so hinreißender Kraft als die, wo Ferdinand durch die verruchtesten Mächenschaften betrogen an der Tugend seiner Geliebten zweifelt und sich selbst und ihr den Giftbecher reicht. Aus seiner Verzweiflung reckt sich eine finstere feierliche Größe empor; denn obgleich überwältigt erscheint er unüberwindlich. Mögen seine

Feinde ihn mit ihren Listen ins Verderben gestoßen haben, er reißt sein Gefängnis nieder, um unter seinen Trümmern sich selbst und seine Verführer zu zerschmettern.

Den übrigen Charakteren, die weniger bedeutend sind, haben wir nur kurze Worte zu widmen. Wurm, der Haupttratgeber des boshaften politisch berechnenden Vaters, ist nur ein trockener, kalter und gemeiner Bösewicht. Kalb ist nur oberflächlich gearbeitet. Er sollte eine jener hirnschwachen Gliederpuppen darstellen, wie wir sie als sogenannte Höflinge an den Höfen finden; allein ihm fehlt die Schmiegsamkeit und Gewandheit jener Herren, und er ist noch weniger als ganz leer und mehr ein Dummkopf und ein Narr. Schillers Stärke lag eben nicht im Bereich des Lustspiels. Das große Verdienst dieses Werkes liegt in dem Charakter des Helden und der Heldin; und als Trauerspiel des gewöhnlichen Lebens kennen wir nur wenige Stücke, die wir diesem gleichstellen können.

Die drei Stücke „Die Räuber“, „Fiesko“, „Kabale und Liebe“ kündeten der Welt an, daß hier ein großer schöpferischer Geist erschienen sei, von dessen Reife, wenn dieses nur die Blüte seiner Jugend war, die höchsten Werte erwartet werden durften. Diese drei Stücke stellen uns stufenweis die Bildung Schillers dar; zuerst die wilde Begeisterung der Jugend, die weniger erhaben als staunenerregend ist; dann sehen wir dieselbe Begeisterung nach und nach der Herrschaft der Vernunft weichen und sich in die Schranken einstellen, welche eine Kenntnis des wirklichen Lebens vorschreibt. Ohne Frage ist unter diesen drei Stücken das erste das wunderbarste; aber im Hinblick auf die künstlerische Bedeutung sind die beiden anderen von größerem Wert.

Mit dem Erscheinen von „Fiesko“ und „Kabale und Liebe“ schließt der erste Teil der literarischen Lebensgeschichte Schillers ab. Die stürmischen Unruhen seiner Jugend waren zur Ruhe gekommen. Endlich nach getäuschten Hoffnungen, sorgenreichen Wanderungen und mancherlei Irrwegen hatte er seine eigentliche Bestimmung erfaßt, und vor ihm öffnete sich die Aussicht auf glücklichere Zeiten.

Denn inzwischen hatte sich ihm Herr von Dalberg wieder genähert, wohl weil er jetzt einsah, daß der Herzog den flüchtigen Dichter nicht weiter verfolgte. Und wirklich ward ein Vertrag geschlossen, nach dem Schiller vom 1. September 1783 ab als Theaterdichter in Mannheim angestellt wurde mit der Verpflichtung, bis zum Ablauf des Jahres drei Stücke zu liefern. Dafür erhielt er ein Jahresgehalt von dreihundert Gulden. Kurz darauf wurde er zum Mitglied der Mannheimer literarischen Gesellschaft ernannt. Mit seinem mäßigen Einkommen zufrieden, vor dem Herzog von Württemberg sicher, von Freunden umgeben, die ihn ehrten und liebten, blickte Schiller mit Zufriedenheit auf ein ungestörtes Leben geistiger Tätigkeit.. Zum ersten Mal in seinem Leben war es ihm vergönnt, dem in seinem Innern vorherrschenden Trieb ohne Widerstand zu folgen; zum ersten Male trafen Neigung und Pflicht zusammen, und seine Tätigkeit erwachte mit erneuten Kräften. „Alle meine Verbindungen,“ sagt er, „sind nunmehr aufgelöst. Das Publikum ist mir jetzt alles, mein Studium, mein Souverän, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen, dieses nur fürcht ich und verehr ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen, als den Ausspruch der Welt, an keinen anderen Thron zu appellieren als an die menschliche Seele.“ Diese Stelle ist der Vorrede seiner *Thalia* entnommen, einer Zeitschrift, die er zur Reform des Theaters im Jahre 1784 begründete. Und in dieser Stimmung verlassen wir ihn jetzt beim Beginn seines eifrigen und gefährlichen, aber auch ehrenvollen und herrlichen Berufs, nämlich eines dem Streben nach Wahrheit und der Darstellung des Geistigschönen geweihten Lebens.

Von Mannheim bis Jena

1784—1790

Wäre die Weisheit kennen eben so viel als sie tun, brächte der Ruhm auch der Seele den Frieden und die wahre Würde, oder hieße das Glück, dem Geist die passende Nahrung zu reichen und die Einbildungskraft mit der Schönheit des Ideals zu umgeben; so würde ein literarisches Leben das beneidenswerteste Los der Welt sein. Aber auch beim Schriftsteller sind wie bei jedem anderen Menschen Wissen und Tun zwei ganz verschiedene Dinge. Der Ruhm hat selten einen günstigen Einfluß auf die Würde seines Charakters und fast nie auf den Frieden seiner Seele. Der Glanz des Ruhms ist nur ein äußerlicher und nur etwas für die Augen der Mitmenschen; im Innern dient er nur zur Nahrung der Unruhe und ist wie ein Öl, das auf die immer nagende Flamme des Ehrgeizes gegossen wird. Und überdies ist der Schriftsteller nicht nur aus Geist geschaffen, sondern aus Geist und Erde. Und mag seine denkende Fähigkeit auf die edelste Weise ausgebildet sein; um ihn glücklich zu machen, müssen sich zu diesem Denken noch Neigungen gesellen, auch Nahrung und Kleider müssen ihm werden, sonst stirbt er dahin. Sein Lebensweg, durchaus nicht beneidenswert, ist unter den mannigfachen Formen, in denen ein glühender Geist seine Tätigkeit auszusprechen strebt, wohl gerade der, der die meisten Leiden und Erniedrigungen mit sich bringt. Man lese doch nur die Lebensgeschichten der Schriftsteller! Der schmachlichste Abschnitt in der Geschichte der Menschen. Die Trübsale dieser Menschen sind zur Betrachtung ein sehr fruchtbarer Stoff. Nur zu oft hielten ihre Fehler und Laster gleichen Schritt mit ihren Leiden. Auch ist die Ursache dafür leicht einzusehen. Ein begabter Mensch ist gewöhnlich mit einer besonderen Zartheit der Empfindung versehen; und das

auf die edelste Weise ausgebildet sein; um ihn glücklich zu machen, Leben häuft auf so zarte Herzen Leiden genug. Die Beschäftigung mit die Störungen, welche diese Beschäftigung begleiten, erhöhen die Zartheit ihrer Empfindung bis zur krankhaften Reizbarkeit. Die Sorgen eines literarischen Lebens sind in reicher Fülle vorhanden; seine Genüsse sind zu ätherisch und flüchtig. Auch die besten Leistungen des Geistes gewähren nicht immer Freude, vielmehr bereiten sie oft gerade in ihrer vollendeten Gestalt neue Qual; denn das Ziel des Menschen steht immer weit über seiner Kraft. Und der äußere Lohn, der dem geistig Schaffenden wird, ist von noch geringerem Wert. Und wird das Verlangen nach äußerer Auszeichnung getäuscht, so entsteht oft Eifersucht, Neid und manches andere qualvolle Gefühl. Solch eine feurige Leidenschaft, die von so vielen Seiten gereizt und gedrängt und doch so wenig befriedigt werden kann, bringt Widersprüche hervor, die nur wenige zu lösen vermögen. Daher das Unglück der Schriftsteller, ihre Fehler und Thorheiten.

Aber wie ist es bei jenem, der nicht lebt um zu schreiben, sondern schreibt um zu leben? Da sind diese Schwierigkeiten und Gefahren noch ein paar Stufen ins Furchtbare gesteigert. Gibt es wohl einen bejammernswerteren Anblick als den eines reichbegabten Mannes, der vom Schicksal verfolgt, hin- und hergestoßen und gedrängt und vom rauhen Treiben des wechselvollen Lebens geschlagen wird? Er nährt die erhabensten Gedanken und wird von den kleinlichsten Bedürfnissen niedergedrückt; er bewegt heiliggroße Vorfälle in seiner Seele und wird doch durch die rauhe Notwendigkeit oder durch die Macht der Leidenschaft vom geraden Wege abwärtsgeführt; er dürstet nach Ruhm und hat oft Mangel am täglichen Brot; er schwebt zwischen den höchsten Reichen der Phantasie und der öden Wüste der Wirklichkeit; er wird zu Boden geworfen und mit seinem kühnsten Streben eingezwängt; seine Leistungen befriedigen ihn nicht; mißmutig über sein Geschick lebt er dahin, geplagt, erniedrigt, fast bis zum Wahnsinn gebracht, zugleich das Opfer der

Tragödie und der Pöffe, der letzte verlorene Posten im Kampf des Geistes mit der Welt des Stoffes. Wie viele edle Seelen sind so auf eine erbärmliche Weise umgekommen, ohne das ersehnte Ziel erreicht zu haben. Einige in Hungersnot, andere im dunklen Wahnsinn, noch andere kehrten entrüstet dieser Welt aus eigener Macht den Rücken. Und doch sind gerade von diesen Männern die herrlichsten Leistungen und die ersten Wohltaten des Menschengeschlechtes hervorgegangen. Gerade sie sind es, welche die herrlichsten Anlagen unserer Seele neu beleben, und die uns ein wertvolleres Ziel zeigen, als die Macht oder das Vergnügen oder das Geld es bieten können. Sie sind der Vortrupp im Heerzug der Geister, die geistigen Pioniere, die in öder Wildnis Landstrecken urbar machen für glücklichere Menschen nach ihnen. Wie ist es schmerzlich, bei der Betrachtung des Lebens immer wieder sehen zu müssen, daß sie selbst von dem Segen, den sie säen, so wenig ernten. Aber Klagen darüber sind nutzlos und vergebens. Sie waren freiwillige Kämpfer, sie hatten den Reiz der Gefahren für sich und mußten die Ergebnisse ihres Wagemutes ebensogut wie jeder andere Mensch tragen. Die Beschwerden ihrer Laufbahn sind in der That furchtbar, aber sie gewähren auch manchen Lohn. Ist eines Schriftstellers Leben auch unruhiger als das Leben anderer Menschen, so ist es doch auch wiederum begeisternd und erhebend. Das Geschick kann ihn unglücklich, allein er kann sich verächtlich nur durch sich selbst machen. Die Geschichte der hervorragenden Geistesmenschen hat ebensowohl ihre glänzende als ihre dunkle Seite. Und haben wir das Elend und die Erniedrigung so vieler hochbegabter Männer gesehen, so ist es umsomehr erfreulich, nachdenkend zu verweilen bei denen, die mitten unter den Versuchen und Leiden des Lebens in ruhiger edler Größe ihren Weg wandern und jetzt in unserem Andenken als geheiligte Menschen dastehen. Solche Männer sind die Krone unseres Lebens; und ihnen allein gebührt das Beiwort groß in seiner ganzen Bedeutung. Und das ist unsere größte Freude an ihnen, die Übereinstimmung seines Wesens und seines Lebens zu schauen. Wer Helden-

gedichte schreibt, sollte sein ganzes Leben zu einem Heldengedicht machen.

So dachte Milton, und er handelte auch so. Und aus verschiedenen Zeitlatern und Ländern reihen sich ihm eine Menge solcher Helden an, die den wahrhaft großen Geist ihrer Gedanken auch ihr ganzes Leben lang in die Wirklichkeit übertrugen. Dieser Reihe der Erhabenen muß der Name Schiller auf der ihm gebührenden Stufe zugefügt werden.

Schiller lebte in ruhigeren Zeiten als Milton, und seine Lebensgeschichte ist weniger durch überwundene Hindernisse oder durch Opfer ausgezeichnet. Und dennoch hat auch er Prüfungen mit aller Tapferkeit eines Mannes bestanden; und die Bewunderer seiner Werke brauchen sich der Art, wie er sie überstand, nicht schämen. Und dann besaß er eine Tugend, die wesentlichste Tugend und die Mutter aller anderen, in einem bewundernswürdig hohen Grade: er war mit ganzer Seele und mit unwandelbarem Eifer der einmal unternommenen Sache seines Lebens zugetan. Den idealen Menschen, der als Sinnbild der Vollkommenheit in ihm lag, durch sein Leben als Dichter und Mensch zu verwirklichen, das war das unablässige Streben seines Arbeitens. Die äußeren Bedingungen, sein Wohnort, seine Lebensgenossen, seine irdischen Aussichten mochten wechseln, wie sie nur immer wollten; dieser Grundsatz veränderte sich nicht, er blieb ihm immer gegenwärtig, um jede edle Fähigkeit seines Kopfes und Herzens zu kräftigen und den bunten Wechsel des Lebens mit einer von ihm selbst ausgehenden Würde zu bekleiden. Ein Schriftsteller, der eine sich selbst gegebene Aufgabe bearbeitet und von keiner dringenden Forderung dazu aufgerufen wird, auch ist der Vorteil seiner Arbeit noch sehr zweifelhaft und liegt noch sehr in der Ferne, ein solcher Geistesarbeiter ist nur zu leicht mancherlei Fockungen der trägen Unbestimmtheit, manchem Schwanken zwischen Nichtstun und allzuanstrengender Arbeit, manchem Schwanken auch im Entschluß ausgesetzt. Aber die ihm innewohnende Kraft überwand das alles. Und dann war der hervorragendste Zug seines Charakters eine

staunenswerte Ausdauer im Verfolgen des einen vorgesteckten Zieles. Gerade Ausdauer ist wesentlich, um ein Leben zu gestalten. Wie oft verfehlen die Menschen ihren Lebensplan, nicht weil sie Mangel an Kraft haben, sondern weil sie ihre Kraft nach einer falschen Richtung auswirken lassen. Das schwächste lebende Geschöpf kann etwas vollbringen, wenn es seine Kräfte auf eine Sache zusammen- drängt; das kräftigste Geschöpf hingegen vermag auch nicht ein Ding zustande zu bringen, wenn es seine Kräfte zersplittert. Der Tropfen, der ununterbrochen auf denselben Punkt fällt, bahnt sich einen Weg selbst durch die härtesten Felsen; aber der eilige Strom rauscht darüber hin, zwar mit furchtbarem Donnergeräusch, läßt aber keine Spur hinter sich zurück. Wenige Männer haben bei der Ausführung ihres Lebensplanes mehr Ausdauer und entschiedeneren Fleiß gehabt als Schiller.

Der Beruf als Theaterdichter war unter den gegenwärtigen Umständen besonders für die Aufrechterhaltung seines gesunden Gemüthszustandes wertvoll. Indem er seine Pflichten erfüllte, mit denen er doch nur seine Lieblingsneigung befriedigte, wurde er dabei auch zugleich durch den vorherrschenden Geschmack des Publikums unterstützt. Denn in Deutschland ist die Theilnahme für das Theater größer als irgendwo in Europa. Die Deutschen sprechen von dem Theater wie von einer neuen Einrichtung zur Bildung des Herzens und des Geistes, wie von einer Art Laienkanzel, die vielleicht noch mehr als die Priesterkanzel geeignet ist, unseren Gefühlen einen höheren Aufschwung zu geben, weil ihre Gegenstände anziehender sind, weil sie Auge, Ohr, Herz und Phantasie durch die dichterischverklärten Heldentaten und Heldengefühle auf die höchste Stufe der Empfindung erheben. Ja, die Deutschen sprechen dem Theater noch geheimnisvollere Wirkungen zu; als ob sein Gepränge, seine Gleichnisse und seine Gebilde der menschlichen Natur jene Nahrung ersetzen sollen, die wir einst den Götterlehren dunklerer Zeiten entnahmen. Darum behandeln sie alle Fragen des Theaters mit einem großen Ernst. Darum schreiben sie sorgfältige Unter-

suchungen über den Ursprung der durch das Drama hervorgebrachten Nahrung, über die verschiedenen Arten und Grade dieser Nahrung. Da die Deutschen sich mit der Politik nicht beschäftigen dürfen und ihre öffentlichen Angelegenheiten allein von den Fürsten erledigt werden, so verschlingt die Literatur in Deutschland alle kreisenden kräftigen Gedanken; und das Theater ist der große Kern dieser Gedanken. Es war zu erwarten, daß Schiller einem so allgemein verbreiteten Gefühl zustimmte, da es ja auch seinen eigenen Wünschen und Ansichten gleichkam. Das Theater in Mannheim war damals eins der besten in Deutschland. Schiller war stolz, daß er an der Leitung desselben Anteil hatte, und war bemüht, das Ansehen des Theaters zu steigern. Wie war es wohlthuend für die Harmonie seiner Seele, daß die ihn mehr persönlich angehenden Verpflichtungen, seine eigenen Fähigkeiten auszubilden und seine Kenntnisse über Kunst immer mehr zu erweitern, auch mit den Pflichten seines Amtes verbunden waren. Er las viel und studierte noch mehr. Er las Corneille, Racine, Voltaire und die anderen französischen Klassiker und war immerfort tätig, die erlangten Gedanken durch eigene schriftliche Versuche weiter auszuprobieren und sie seinem schriftstellerischen Können einzuverleiben. Die beabsichtigte Übersetzung des Shakespeare und der französischen Stücke wurde aber bald weiter hinausgeschoben, wirklich vollendet wurde nur der Macbeth, auch ein geplanter Konradin von Schwaben wurde aufgegeben; denn alle seine Kräfte wurden in Anspruch genommen von einem neuem Stück „Don Carlos“, an dessen Entwurf er mit allem Fleiß arbeitete. Eine andere Sache, die ihm sehr am Herzen lag, war die Fortsetzung seiner Zeitschrift, die vorzüglich Theaterangelegenheiten behandeln sollte. Bei dieser Unternehmung hatte Schiller die Gönnerschaft und Mitwirkung der deutschen Gesellschaft erwartet, deren Mitglied er war. Aber die Neigung der deutschen Gesellschaft ging mehr den Wissenschaften nach; man horchte wohl mit beifälligem Ohr Schillers lebendigen Vorträgen und weitgreifenden Plänen, zog sich aber zurück, wenn es galt, irgend etwas zur Ausführung

beizutragen. Dadurch gekränkt, aber keineswegs mutlos gemacht, brachte Schiller alle Hilfsmittel zusammen, sein Ziel auch ohne die deutsche Gesellschaft zu erreichen. Der Plan seines Werkes ward nun in engere Grenzen gedrängt, da er es aus eigenen Mitteln begründen mußte. So erschienen die ersten Blätter der Rheinischen Thalia mit drei Akten des „Don Carlos“. Da der Hauptzweck der Zeitschrift die Beförderung der dramatischen Kunst und die Erweiterung und Verbesserung des allgemeinen Geschmacks war, so kann man den Hauptinhalt der Thalia leicht erraten.

So unablässig mit mannigfachen Gegenständen beschäftigt, wußte Schiller nicht, was es heißt, untätig zu sein. Allein die Verpflichtung, kleine dramatische Arbeiten zu dichten, mit den Schauspielern zu üben, seine Meinung über die Gegenstände des Theaters philosophisch auszudrücken, oder im Verwaltungsrat des Theaters Geschäftsangelegenheiten mit zu beraten, konnte einen Geist wie den Schillers nicht ganz ausfüllen. Es gab Zeiten, wo er lebhaft fühlte, daß der Glanz des Theaters nur eine leere Pracht, nur ein Trugbild sei, wo man Ruhe des Gemüths nicht finden könne. Sein allzeit geschäftiger Geist wandte sich von der armseligen Puppenwelt ab, um sich den ernsteren Angelegenheiten der Menschenwelt hinzugeben. Die Thalia enthält außer den dramatischen Entwürfen auch verschiedene seiner Gedichte, die beweisen, daß er das Leben nicht nur als Schriftsteller, sondern als Mensch betrachtete. Seine Gruppe aus dem Tartarus, seine „Kindesmörderin“ sind Erzeugnisse eines Gemüths, das über dunkle und geheimnißvolle Dinge nachdenkt. Wie er in der Kunst dichterischen Schaffens, das heißt in der Fähigkeit dem was er aussprechen wollte auch die passendste Form zu geben, immer größere Fortschritte machte, drang er auch weiter in die noch größere Kunst des Denkens ein und verwendete sie nicht bloß auf die Gebilde seiner Einbildungskraft, sondern auf jene höheren Forschungen, die uns dem Göttlichen näher bringen. Wir denken hier besonders an seine philosophischen Briefe, die wohl schon in seiner Mannheimer Zeit in den Grundzügen entstanden sind. Julius

und Raphael sind das Sinnbild seiner eigenen Hoffnungen und Befürchtungen, und ihre philosophischen Briefe erzählen uns von manchem bitteren Kampf, der in den geheimen Tiefen der Seele ihres Verfassers gekämpft wurde. Zweiflerische Gedanken über das Weltgeschehen mußten seinem vorwärtsdrängenden Geist wohl wie natürlich kommen; aber er war auch nicht dazu geschaffen, bei Zweifeln ruhig stehen zu bleiben oder an der niedrigen Freude, die teuersten Überzeugungen der anderen anzugreifen, Befriedigung zu finden. Die Untersuchung über das Wesen unseres Daseins war ihm nicht nur der Gegenstand oberflächlicher wissenschaftlich genannter Gedankenreihen; sondern es war ihm ein furchtbar großes Geheimnis, nach dessen Lösung die innigste Sehnsucht seiner Seele verlangte. Nicht müßige Neugierde, sondern die bebende Stimme des Herzens ist es, die da fragt: „Ob unser Glück einzig von dem harmonischen Stil der Empfindungswerkzeuge abhängt? Ob unsere Überzeugung mit unseren Pulschlägen wanken kann?“ Wie Schillers letztes Ergebnis über diesen Punkt lautet, davon haben wir nirgend genaue Nachricht finden können. Aber seine Schriften und sein Leben geben ihm das hohe Zeugnis eines großen Herzens, daß das ganze Weltall ihm ein Tempel war, wo er ununterbrochen das Opfer frommer Anbetung darbrachte. Nur schienen zuweilen seine schönsten Bilder sich schnell mit einem blassen Nebel von Zweifeln zu überziehen, ein verzehrender Schatten scheint seine Seele zu durchkreuzen und seine begeisterte Stimmung niederzudrücken. Auch hat er den traurigen Zustand eines Menschen, der sich nach dem Glauben sehnt und zwar vergebens sehnt, mit einer solchen Wahrheit und rührenden Kraft dargestellt, daß wir daraus erkennen, wie genau dieser Zustand ihm selbst bekannt war. Uns gefallen diese Äußerungen wegen ihrer Freimütigkeit; auch herrscht darin ein so erhaben ernster Ton, der eine ganz besonders innige Nührung erzeugt. Den Helden eines anderen Werkes läßt er in folgenden Ausdrücken reden: „Was mir vorherging und was mir folgen wird, sehe ich als zwei schwarze undurchdringliche Teppiche an, die an den

beiden Endpunkten des menschlichen Lebens herunterhängen, und welche noch kein Lebender aufgezogen hat. Schon viele hundert Geschlechter stehen mit der Fackel davor und raten und raten, was wohl dahinter sein möchte. Viele sehen ihren eigenen Schatten, die Gestalten ihrer Leidenschaft vergrößert auf dem Teppich der Zukunft sich bewegen und fahren schauernd vor ihrem eigenen Wilde zusammen. Dichter, Philosophen und Staatengründer haben sie mit ihren Träumen bemalt, lachend oder finster, wie der Himmel über ihnen trübe oder heiter war; und von Weitem täuschte die Perspektive. Auch manche Gaukler benutzten diese allgemeine Neugier und setzten durch seltsame Vermummungen die gespannten Phantasien in Erstaunen. Eine tiefe Stille herrscht hinter diesem Vorhang; keiner, der einmal dahinter war, antwortete hinter ihm hervor; alles was man hörte, war ein hohler Widerschall der Frage, als ob man in eine Gruft gerufen hätte. Hinter diesen Vorhang müssen alle, und mit Schauern fassen sie denselben an, ungewiß, wer wohl dahinter stehe und sie in Empfang nehmen werde. Freilich gab es auch Ungläubige darunter, die behaupteten, daß diese Decke die Menschen nur narre und daß man nichts beobachtet hätte, weil auch nichts dahinter sei; aber um sie zu überweisen, schickte man sie eiligst dahinter.“

Die philosophischen Briefe schildern den Kampf eines glühend forschenden Geistes, der bestrebt ist, sich von den marternden Zweifeln zu befreien und das furchtbare Dunkel, das des Menschen Los umlagert, zu durchdringen. Die ersten Bedenkllichkeiten des Zweiflers werden durch den Grundsatz festgestellt: „Glaube nichts als dem, was deine Vernunft sagt; es gibt nichts Heiligeres als die Wahrheit.“ Aber die Vernunft kann das Werk nur halb tun. Sie gleicht dem Beschwörer, der das Bezauberungswort ausgesprochen, aber das Entzauberungswort vergessen hat. Gespenster und Schatten gestalten drängen sich bei seinem Ruf herbei, in endloser Zahl schweben sie um den magischen Kreis; aber der von Entsetzen ergriffene Zauberünstler kann sie nicht wieder beruhigen. Julius ver-

wirft den dogmatischen Glauben und verfällt dem Materialismus. Und wendet er sich mit Grauen von diesem toten freudeleeren Glauben weg, so verwickelt und verwirrt er sich in den Irrgängen des Heidentums, sucht vergebens Trost und Ruhe, wird getäuscht, wird lebensmüde und krank in der Seele und ist geneigt, die traurige Grübeleie aufzugeben, seine einst so kühnen geistigen Augen zu schließen und sich in den erquickenden Schatten der Offenbarung zu flüchten. Sein Verlangen und sein Irrtum sind in glühenden Farben geschildert, Geist ist immer mit Gefühl verschmolzen. Die Antworten seiner Freunde sind derselben Art, wollen weder überreden, noch überzeugen. Das ganze Werk ist voll Blut und Scharfsinn, der Ausdruck eines Dichterphilosophen, der mit aller Kraft dahinstrebt, Philosophie und Dichtkunst in Übereinstimmung zu bringen. Als Darstellung von Schillers Ansichten und Gedankengängen zu jener Zeit haben diese Briefe gewiß ein Recht auf unsere Anteilnahme. Aber wir wollen auch nicht ihre Mängel übersehen; die Briefe sind kurz und unvollkommen, in den ausgesprochenen Meinungen ist wenig Eigenart zu finden. Und gerade da schweift er von der Untersuchung ab, wo die Schwierigkeit am höchsten gestiegen ist, und läßt die Briefe enden, ohne zu einem Ergebnis gekommen zu sein. Schiller hat wohl den öden Sumpf des Unglaubens überschaut; aber er hat keinen Damm hindurchgeführt; die philosophischen Briefe sind nur ein Fragment.

Schauen wir jetzt wieder auf Schillers Leben. Es erscheint uns natürlich, daß Mannheim ihm eine zeitlang als Zufluchtsort sehr willkommen sein mußte, wie dem Schiffer nach einem Schiffbruch jede Rüste willkommen ist. Aber es war auch ebenso natürlich, daß er, in eben dem Verhältnis als seine Fähigkeiten sich erweiterten, die Schattenseiten und Unannehmlichkeiten seines Zufluchtsorts immer drückender empfinden mußte. Sein Einkommen war sehr unbedeutend, sein Vertrag mit der Bühne wurde nicht erneuert, seine Gläubiger drängten, von seinen Eltern und Freunden konnte er keine Unterstützung erwarten, sein Anteil an der Leitung des Theaters

war ihm nicht mehr genügend, viel Zeit und Anstrengung mußte er im Kampf gegen die Eitelkeit der Schauspieler verschwenden, er mußte Ebbe und Flut des Geschmacks eines minderwertigen Publikums beobachten. Um sich aus diesen Bedrängnissen herauszureißen, faßte er den Entschluß Mannheim zu verlassen. „Schwer und drückend lag der Horizont der Stadt auf ihm, Menschen und Verhältnisse, Erdreich und Himmel waren ihm dort zuwider.“ Zwei Richtblicke, die ihm in dieser Zeit wurden, gaben seinem Entschluß einen festen Boden. Die ersten Blätter seiner *Thalia* waren am Darmstädter Hof angekommen, als zufällig der kunstbegeisterte Herzog von Sachsen-Weimar dort war; Schiller durfte ihm die ersten Akte des „Don Carlos“ vorlesen. Karl August gab ihm seine Zufriedenheit dadurch zu erkennen, daß er ihm den Namen eines weimarschen Hofrats verlieh. Brachte ihm dieser Name auch keine Hebung seiner Notlage, so gab er ihm doch gegenüber der Welt und seiner Familie ein gewisses Ansehen. Außerdem war ihm von Verehrern seiner Kunst aus Leipzig eine erfreuliche Huldigung zuteil geworden. Darüber schreibt Schiller selbst:

„Vor einigen Tagen ist mir eine sehr schmeichelhafte und angenehme Überraschung widerfahren. Mir wurden aus Leipzig von vier unbekannten Personen Pakete und Briefe geschickt, die voll Begeisterung für mich geschrieben waren und von Dichteranbetung überfloßen. Sie wurden von vier kleinen Bildern begleitet, worunter zwei sehr schöne Frauenzimmer sind, und einer Briestafel, die mit dem besten Geschmack gestickt ist. Ein solches Geschenk von Menschen, die dabei kein anderes Interesse haben, als mich wissen zu lassen, daß sie mir gut sind und mir für einige frohe Stunden danken, war mir äußerst wert, und der lauteste Beifall der Welt hätte mir kaum so angenehm geschmeichelt.“

Die Seele des kleinen Kreises, aus dem der begeisterte Brief an Schiller hervorging, war ein junger Jurist, Christian Gottfried Körner. Aber als der Brief ankam, war Schiller in einer zu bedrückten Stimmung, als daß er sogleich hätte antworten können.

Erst nach einem halben Jahr finden wir im Brief vom 7. Dezember 1784 eine Antwort auf jene Huldigung, gerichtet an den jungen Schriftsteller Ferdinand Huber in Leipzig. Der zweite Brief war an Körner gerichtet, dem innigsten Seelenfreund der kommenden Jahre. Der Brief ist mit der ganzen Schwärmerei eines freundschaftsdürstenden Herzens geschrieben.

„Der Gedanke hat mich nicht mehr verlassen wollen: Diese Menschen gehören dir, diesen Menschen gehörst du. Urteilen Sie deswegen von meiner Freundschaft nicht zweideutiger, weil sie vielleicht die Miene der Übereilung trägt. Gewissen Menschen hat die Natur die langweilige Umzäunung der Mode niedergerissen. Edlere Seelen hängen an zarten Seilen zusammen, die nicht selten unzerstrennlich und ewig halten. Große Tonkünstler kennen sich oft an den ersten Akkorden, große Maler an dem nachlässigsten Pinselstrich — edle Menschen sehr oft an einer einzigen Aufwallung. Doch vernünfteln möchte ich über meine Empfindung nicht gern. Ihre Briefe — und wir waren Freunde. Für Sie spricht Ihr erster freiwilliger Schritt und dann Ihre edle Toleranz gegen mein Schweigen — für mich spreche, wenn Sie wollen, Karl Moor an der Donau. Wäre dann aber auch das noch zu wenig, so könnten wir unsere fünf Köpfe zu Lavater tragen.

Wenn Sie mit einem Menschen vorlieb nehmen wollen, der große Dinge im Herzen herumgetragen und kleine getan hat; der bis jetzt nur aus seinen Torheiten schließen kann, daß die Natur ein eigenes Projekt mit ihm vor hatte; der in seiner Liebe schrecklich viel fordert und bis hierher noch nicht einmal weiß, wieviel er leisten kann; der aber etwas anderes mehr lieben kann als sich selbst, und keinen nagenderen Kummer hat, als daß er das so wenig ist, was er so gern sein möchte — wenn Ihnen ein Mensch wie dieser lieb und teuer werden kann, so ist unsere Freundschaft ewig, denn ich bin dieser Mensch. Vielleicht, daß Sie Schillern noch ebensogut sind wie heute, wenn Ihre Achtung für den Dichter schon längst widerlegt sein wird.

Werden Sie nach diesem Geständnis vorbereitet sein, ein zweites zu hören; o meine Besten, Ihre freiwillig mir entgegenkommende Liebe hat einen merkwürdigen Einfluß auf die wirkliche Lage meines Herzens gehabt. Ich habe einen so unglücklichen Gang zum Vergrößern, daß oft geringe Veranlassungen meine Hoffnung schwindelnd fortreißen, daß oft der kleinste Umstand mir ein Samenkorn von etwas Unendlichem wird. Dieses nämlich fängt mir an, mit Ihrer Freundschaft zu begegnen. Ihre liebevollen Geständnisse trafen mich in einer Zeit, wo ich das Bedürfnis eines Freundes lebhafter als jemals fühlte."

Da wird er in diesem Brief vom 10. Februar unterbrochen und schreibt erst am 22. weiter.

„Diese zwölf Tage ist eine Revolution mit mir und in mir vorgegangen, die dem gegenwärtigen Brief mehr Wichtigkeit gibt, als ich mir habe träumen lassen. Ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben. In einer unnennbaren Bedrängnis meines Herzens schreibe ich Ihnen. Ich kann nicht mehr hierbleiben. Zwölf Tage habe ich es in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entschluß aus der Welt zu gehen. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund; und was mir vielleicht noch teuer sein konnte, davon scheiden mich Konvenienz und Situation. — Vor allem anderen lassen Sie mich frei herausagen, meine Teuersten, und lächeln Sie auch meiner wegen über meine Schwächen — ich muß Leipzig und Sie besuchen. O meine Seele dürstet nach neuer Nahrung — nach besseren Menschen — nach Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe. Ich muß zu Ihnen, muß in Ihrem näheren Umgang, in der innigsten Verkettung mit Ihnen mein eigenes Herz wieder genießen lernen, und mein ganzes Dasein in einen lebendigeren Schwung bringen. Meine poetische Ader stockt, wie mein Herz für meine bisherigen Zirkel vertrocknete. Sie müssen sie wieder erwärmen. Bei Ihnen will ich, werde ich alles doppelt, dreifach wieder sein, was ich ehemals gewesen bin, und mehr als das alles, o meine Besten, ich werde

5°

glücklich sein. Ich wars noch nie. Weinen Sie um mich, daß ich ein solches Geständnis tun muß. Ich war noch nicht glücklich; denn Ruhm und Bewunderung und die ganze übrige Begleitung der Schriftstellerei wägen auch nicht einen Augenblick auf, den Freundschaft und Liebe bereiten — das Herz darbt dabei.

Werden Sie mich wohl aufnehmen?

Sehen Sie — ich muß es Ihnen gerade heraus sagen, ich habe zu Mannheim schon feierlich aufgekündigt und mich unwiderruflich erklärt, daß ich in drei bis vier Wochen abreise, nach Leipzig zu gehen. — Leipzig erscheint meinen Träumen und Ahnungen wie der rosige Morgen jenseits der waldigen Hügel. In meinem Leben erinnere ich mich keiner so innigen prophetischen Gewißheit wie diese ist, daß ich in Leipzig glücklich sein werde.

Ich bin fest entschlossen, wenn die Umstände mich nur entfernt begünstigen, Leipzig zum Ziel meines Daseins, zum beständigen Ort meines Aufenthalts zu machen. Ich hoffe, daß ich das zustande bringen kann.“

Körner hat das Vertrauen des furchtbar Vereinsamten gerechtfertigt. Mit herzlichen Freundschaftsworten rief er ihm ein einfaches „Komm“ zu und verschaffte ihm die dreihundert Taler, die ihn aus den lästigen Mannheimer Schuldverpflichtungen befreiten. Am 9. April 1785 hat Schiller Mannheim verlassen.

Noch von Mannheim aus schreibt er an Huber ausführlich, wie er sich die Einrichtung seines Lebens in Leipzig denkt. Die darin gegebenen Mitteilungen von Schillers Geschmack und Lebensweise in jener Zeit veranlassen uns, den Brief hier beizufügen.

„Gönnen Sie mir die Freude, Sie ins Innere meiner häuslichen Wünsche zu führen. Ich bin willens an meiner neuen Wohnung in Leipzig einem Fehler zuvorzukommen, der mir hier in Mannheim bisher sehr viel Unannehmlichkeit machte. Es ist dieser, meinen Haushalt nicht mehr selbst zu führen, und auch nicht mehr allein zu wohnen. Das erste ist schlechterdings meine Sache nicht. Es kostet mir weniger, eine ganze Verschwörung und Staatsaktion

durchzuführen, als meine Wirtschaft; und Poesie, wissen Sie selbst, ist nirgends gefährlicher, als bei ökonomischen Rechnungen. Meine Seele wird geteilt, ich stürze aus meinen idealistischen Welten, wenn mich ein zerrissener Strumpf an die wirkliche Welt mahnt. — Fürs andere brauche ich zu meiner geheimen Glückseligkeit einen rechten wahren Herzensfreund, der mir stets an der Hand ist wie mein Engel; dem ich meine aufkeimenden Gedanken in der Geburt mittheilen kann, nicht aber erst durch Briefe oder lange Besuche zutragen muß. Schon der nichtsbedeutende Umstand, daß ich, wenn dieser Freund außer meinen vier Pfählen wohnt, die Straße überschreiten muß, um ihn zu erreichen, daß ich mich umkleiden muß, tötet den Genuß des Augenblicks, und die Gedankenreihe kann zerrissen sein, bis ich ihn habe. — Sehen Sie, mein Vester, das sind nur Kleinigkeiten; aber Kleinigkeiten tragen oft die schwersten Gewichte im Verlauf unseres Lebens. Ich kenne mich besser, als vielleicht tausend andere Mutter-Söhne sich kennen; ich weiß wieviel und doch wie wenig ich brauche, um ganz glücklich zu sein. Es fragt sich also: kann ich in Leipzig diesen Herzenswunsch in Erfüllung bringen? — Wenn es möglich ist, daß ich eine Wohnung mit Ihnen beziehen kann, so sind alle meine Besorgnisse darüber gehoben. Ich bin kein schlimmer Nachbar, wie Sie sich vielleicht vorstellen möchten; um mich in einen andern zu schicken, habe ich Biegsamkeit genug, und auch hier und da etwas Geschick, ihn verbessern und aufheitern zu helfen. Können Sie mir dann noch die Bekanntschaft von Leuten bringen, die sich meiner kleinen Wirtschaft annehmen mögen, so ist alles in Richtigkeit. — Ich brauche nichts mehr als ein Schlafzimmer, das zugleich mein Arbeitszimmer sein kann, und dann ein Besuchszimmer. Mein notwendiges Hausgerät wäre eine gute Komode, ein Schreibtisch, ein Bett und ein Sopha; dazu ein Tisch und einige Sessel. Habe ich dieses, so brauche ich zu meiner Bequemlichkeit nichts mehr. — Zu ebener Erde und unter dem Dache kann ich nicht wohnen, und dann möchte ich auch durchaus nicht die Aussicht auf einen Kirchhof haben. Ich liebe die Menschen und also auch ihr Gedränge. Wenn ichs nicht

so veranstalten kann, daß wir zusammen essen, so würde ich mich an die gemeinsame Tafel ins Gasthaus setzen; denn ich faste lieber, als daß ich nicht in Gesellschaft speiste. — Ich schreibe Ihnen das alles, lieber Freund, um Sie auf meinen närrischen Geschmack vorzubereiten und Ihnen allenfalls Gelegenheit zu geben, hier oder dort einen Schritt zu meiner Einrichtung im voraus zu tun. Meine Zumutungen sind freilich verzweifelt naiv, aber Ihre Güte hat mich verwöhnt."

Ende März 1785 kam Schiller in Leipzig an. Wie er dort aufgenommen wurde, welches seine Vergnügungen, Arbeiten und Pläne waren, sind in einem Brief an den Rammerrat Schwan, einen Buchhändler in Mannheim, geschildert. Man sieht es dem Briefe leicht an, daß er einen wichtigeren Zweck hatte, als eine Schilderung von Leipzig zu entwerfen. Lesen wir diesen Brief, der mit dem 24. April 1785 gezeichnet ist.

„Wenn einer, in der größten Welt noch so sehr Neuling wie ich, um die Messzeit zum erstenmal nach Leipzig kommt, so ist es, wohl nicht verzeihlich, doch wenigstens sehr begreiflich, daß er in den ersten Tagen über die Mannigfaltigkeiten, die durch seinen Kopf gehen, seiner Selbst vergißt. Dies, teuerster Freund, ist beinahe bis heute mein Fall gewesen, und ich stehle den angenehmen Augenblick, den ich, im Geiste, bei ihnen zubringen darf. — Unsere Herreise war die fatalste, die man sich denken kann. Morast, Schnee und Gewässer waren die drei schlimmsten Feinde, die uns wechselweise peinigten. Man behauptet auch durchgängig, daß die Messe durch die abscheulichen Wege wirklich gelitten habe. — Ich habe in der ersten Woche meines Hierseins schon unzählige Bekanntschaften gemacht. Meine angenehmste Erholung ist bisher gewesen, Richters Kaffeehaus zu besuchen, wo ich immer die halbe Welt Leipzigs beisammenfinde, und meine Bekanntschaften mit Einheimischen und Fremden erweitere. — Man hat mir von verschiedenen Orten sehr verführerische Einladungen nach Berlin und Dresden gemacht, denen

ich schwerlich wohl widerstehen werde. Es ist so eine eigene Sache mit einem schriftstellerischen Namen, bester Freund. Die wenigen Menschen von Wert und Bedeutung, die sich einem bei einer solchen Veranlassung darbieten, und deren Achtung einem Freude gewährt, werden nur allzusehr durch den fatalen Schwarm derjenigen aufgewogen, die wie Schmeißfliegen um Schriftsteller herumsummen, einen wie ein Wundertier angaffen, und sich obendrein gar einiger vollgeleckter Vögel wegen zu Kollegen aufwerfen. Vielen wollte es garnicht zu Kopfe, daß ein Mensch, der die Räuber gemacht hat, wie andere Mutter-Söhne aussehen solle. Wenigstens rundgeschnittene Haare, Kurierstiefel und eine Heckeitsche hätte man erwartet. — Man pflegt hier in vielen Familien den Sommer über auf den benachbarten Dörfern zuzubringen und das Landleben zu genießen. Ich werde auch einige Monate in dem Orte Gohlis zubringen, der nur eine Viertelstunde von Leipzig entlegen ist und wohin ein sehr angenehmer Spaziergang durch das Rosental führt. Hier bin ich willens sehr fleißig zu sein, an dem Carlos und der Thalia zu arbeiten, und, was Ihnen vielleicht das Angenehmste zu hören sein wird, unvermerkt mich wieder zu meiner Medizin bekehren. Ich sehne mich ungeduldig nach dieser Zeit meines Lebens, wo meine Aussichten gegründet und entschieden sein werden, und wo ich meiner Lieblingsneigung bloß zum Vergnügen nachhängen kann. Überdem habe ich ja die Medizin ehemals con amore studiert — sollte ich das jetzt nicht umsomehr können? —

Sehen Sie, bester Freund, das könnte Sie allenfalls von der Wahrheit und Festigkeit meines Vorsatzes überzeugen. Dasjenige aber, was Ihnen die vollkommenste Bürgschaft darüber leisten dürfte, was alle Ihre Zweifel an meiner Standhaftigkeit verbannen muß, habe ich noch bis auf diese Minute verschwiegen. Jetzt oder nie muß es gesagt sein. Nur meine Entfernung von Ihnen gibt mir den Mut, den Wunsch meines Herzens zu gestehen. Oft genug, da ich noch so glücklich war, um Sie zu sein, oft genug trat dies Geständnis auf meine Zunge; aber immer verließ mich meine

Herzhaftigkeit, es herauszusagen. Bester Freund, Ihre Güte, Ihre Teilnahme, Ihr vortreffliches Herz haben eine Hoffnung in mir begünstigt, die ich durch nichts als Ihre Nachsicht und Freundschaft zu rechtfertigen weiß. Mein freier zwangloser Zutritt zu Ihrem Hause gab mir Gelegenheit, Ihre liebenswürdige Tochter ganz kennen zu lernen; und die freimütige gütige Behandlung, deren Sie beide mich würdigten, verführte mein Herz zu dem kühnen Wunsch, Ihr Sohn sein zu dürfen. Meine Aussichten sind bis jetzt unbestimmt und dunkel geblieben; nunmehr fangen sie an, sich zu meinem Vortheil zu verändern. Ich werde mit jeder Anstrengung meines Geistes dem gewissen Ziel entgegengehen; urtheilen Sie selbst, ob ich es erreichen kann, wenn der angenehmste Wunsch meines Herzens meinen Eifer unterstützen wird. Noch zwei kleine Jahre, und mein ganzes Glück wird entschieden sein. Ich fühle es, wieviel ich begehre, wie kühn, und mit wie wenigem Recht ich es begehre. Ein Jahr schon ist es, daß dieser Gedanke meine Seele beschäftigte; aber meine Hochachtung für Sie und Ihre vortreffliche Tochter war zu groß, als daß ich einem Wunsche hätte Raum geben können, den ich damals durch nichts unterstützen konnte. Ich legte mir die Pflicht auf, Ihr Haus seltener zu besuchen, und in der Entfernung Zerstreuung zu finden; aber dieser armselige Kunstgriff gelang meinem Herzen nicht. —

Der Herzog von Weimar war der erste Mensch, dem ich mich eröffnete. Seine zuvorkommende Güte und die Erklärung, daß er an meinem Glück Anteil nehme, brachte mich dahin, ihm zu gestehen, daß dieses Glück auf einer Verbindung mit Ihrer edlen Tochter beruhe, und er freute sich meiner Wahl. Ich darf hoffen, daß er mehr handeln wird, wenn es darauf ankommt, durch diese Verbindung mein Glück zu vollenden. Ich setze nichts mehr hinzu als die Versicherung, daß vielleicht hundert andere Ihrer guten Tochter ein glänzenderes Los anbieten können, als ich in diesem Augenblick versprechen kann; aber ich leugne, daß eines anderen Herz ihr würdiger sein wird. Von Ihrer Entscheidung, der ich mit

Ungebuld und furchtsamer Erwartung entgegen sehe, hängt es ab, ob ich es wagen darf, an Ihre Tochter zu schreiben."

Was darauf erfolgt ist, wissen wir nicht. Schwan hat, vielleicht nach Jahren, auf den Rand des Briefes geschrieben: „Glücklich wäre Schiller mit meiner Tochter nicht gewesen.“ Freilich war auch Schillers Lage zu jener Zeit so gestaltet, daß sie jeden Gedanken einer baldigen Heirat von selbst verbot. Und bevor noch der ersehnte Glückswechsel kam, hatten sie einer den anderen im Wirbel des Lebens verloren, ja hatten sogar aufgehört, das Wiedersehen als wünschenswert zu betrachten.

Was seine in dem obigen Brief geäußerten medizinischen Projekte anbetrifft, so hatten sie wie so manche andere, die er entwarf, keinen weiteren Erfolg. Denn nur in Augenblicken großer Sorge, wenn sein Geschick allzusehr im Sturme schwankte, schwebte der Gedanke an seinen früheren Beruf wie eine letzte Zufluchtsstätte seiner Seele in weiter Ferne vor. Aber die Dichtkunst war zu innigst in sein Wesen verwebt, als daß jener Gedanke ernstlich in Ausführung genommen werden konnte. Und wenn er daran dachte, so war es oft nur das Verlangen nach einem sicheren Einkommen. Aber jetzt, da ihn eine beglückende edle Freundschaft aus allen Sorgen gerissen hatte, mußten ihm solche Gedanken um so ferner liegen. Er beschloß jetzt seinen „Don Carlos“ zu beenden. Wie seine Seele über das ihm zuteil gewordene Geschenk, frei schaffen zu können, in herrlichem Jubel aufloderte, zeigt sein „Lied an die Freude.“ Freude ist das Ziel aller Wesen in der Welt und die letzte und tiefste Wahrheit aller Dinge, sie schafft unsere Seele zum Feuerbecken der göttlichsten Gefühle um, sie befreit von den Schrecken des Todes, sie macht gut und führt zu Gott. In diesem Gedicht hat er seinen Freundschaftsgefühlen für Körner den edelsten Ausdruck gegeben. Noch nach Jahren sagt er von seinem Freund Körner: „Ich habe sein Herz noch nie bei einem falschen Klange überrascht.“ So notwendig war ihm der Umgang mit Körner geworden, daß er bald Leipzig verließ und dem neuvermählten

Freunde nach Dresden folgte. Schiller fand in seinem Hause eine Heimat; er theilte seine Zeit zwischen Dresden und dem nahe dabei gelegenen Pöschwitz, wo Körner ein Sommerhäuschen hatte. Hier war es, wo „Don Carlos“ vollendet wurde. Im Jahre 1786 lag er im Druck vor.

Schillers „Carlos“ ist das erste seiner Schauspiele, welches den Stempel völliger Reife trägt. Man erkennt, daß der Dichter inzwischen seine Kenntniß von Menschen und Dingen erweitert, sich fleißig in der dramatischen Form geübt hat und zu einer edleren und reineren Moral gekommen ist. Die Aufwallung der ersten Jugend ist nun zum festen Willen des Mannes geläutert; die edle Begeisterung, die sich gegen die Verirrungen der Welt empörte, ist zur klaren Sittlichkeit geworden, welche die Nothwendigkeit des Übels beklagt aber sich bestrebt, Heilmittel zu finden. Diese Veränderung bemerken wir überall in der Gestaltung des Werkes. Der Plan ist mit größerem Scharfsinn angelegt, und wir merken die eifrigeren Arbeiten des Dichters sowohl im historischen als im dramatischen Fach. Die Sprache ist nicht mehr Prosa wie in den früheren Werken, sondern ungereimter fünffüßiger Vers. Schillers Geist hatte die volle Reife erlangt; seine Gedanken und Empfindungen gingen richtigere Wege, und er konnte sie besser aussprechen. Was wir schon im „Fiesko“ bemerkten, nämlich die Treue und Wahrhaftigkeit in der Darstellung der Handlung, ist in viel höherem Grade im „Carlos“ sichtbar. Der spanische Hof am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, seine kalten strengen Förmlichkeiten, der hochmütige Adel, die Priester und Inquisitoren, Philipp, die Zusammenfassung aller guten und schlechten Eigenschaften des spanischen Hofes: alles ist mit wundervoller Klarheit und Geschicklichkeit dargestellt. Auch zeigt uns der Dichter nicht nur die Oberfläche ihrer Handlungsweise; er führt uns durch Handlungen ins Innere der Charaktere. Besonders der eisenherzige Philipp muß seine ganze Arbeit in Anspruch genommen haben. Von Verstand beschränkt, alle Neigungen ertödtet, von seiner Geburt an der Be-

herrscher Europas, hat Philipp sein ganzes Leben lang außerhalb der Menschheit gelebt. Fremd jeder wohlwollenden freundlichen Empfindung hat sein finsterner in sich selbst verschlossener Geist kein anderes Bemühen, als seinen Stolz zu steigern, keine andere Freude, als seinen despotischen Willen erfüllt zu sehen. Philipp ist nicht ohne alle Größe: wir empfinden durchaus seine unbeschränkte Macht, seinen unerschütterlichen Willen, der zwar durch falsche aber unwandelbar feste Grundsätze geleitet wird, wir empfinden sein wildes, ernstes und ödes Wesen, wir hassen und fürchten ihn. Aber der Dichter hat dafür gesorgt, ihn vor Verachtung zu schützen.

Der Charakter des Carlos steht ganz im Gegensatz zu dem seines Vaters. Man kann sich wohl kaum ein Schicksal denken, das mehr unsere Theilnahme und Nührung in Anspruch nimmt, als das des jungen hochherzigen vom Schicksal verfolgten Prinzen. Von Kindheit an hat er die einst erwartete königliche Größe nur als ein Mittel betrachtet, seine Pläne für das Wohl der Menschheit auszuführen, wie sie seine hochstrebende Seele unablässig beschäftigten. Da die Gemüthsstimmung des Vaters und die Lebensstimmung des ganzen Hofes die Ausbildung seiner Gedanken nicht begünstigten, so mußte er seine Gefühle mit dem Reiz des Geheimnisses umkleiden. Er lebte nur in der Erwartung; wir lieben ihn um so mehr, weil ihm von dem, was er so sehr erstrebte, von Ruhm und Glück, nur die Hoffnung wurde. Aber Tage des Glücks schienen ihm doch zu nahen. War er auch von der Gemeinschaft der Albas und Domingos, unter denen er als ein Fremder lebte, ausgeschlossen, so sollte ihm doch das schönere Loß einer Vereinigung mit einem weit edleren Wesen werden. Elisabeths Liebe schien ihn selbst von der Zukunft unabhängig zu machen. Aber in einem Augenblick ist sie durch den schrecklichsten Streich des Schicksals ihm entrisen, der ihn für immer vernichtet: seine Braut wird seine Mutter. So ruft dieser Carlos unser tiefstes Mitgefühl wach. Seine Seele war einst reich und strahlend wie ein herrlicher Garten; aber der sengende Wind ist darüber hingefahren und hat ihn durch seinen Gifthauch

verheert. Die schönen Ideale seiner Jugend sind von Verzweiflung zerschmettert; und wenn er noch hofft, so ist es wie ein Schimmer des Wahnsinns. Die Kraft seiner Seele überlebt das alles, nur um sich in tobenden Stürmen der Leidenschaft oder in zweckloser Verachtung Luft zu machen. Es liegt ein ergreifender Hohn in den Ausdrücken der bitteren Schwermut, die auf ihm lastet; in den stolzen Aufwallungen des Entschlusses, wenn er das Verlorene zurückholen will, aber wieder in Ohnmacht davon ablassen muß, da Natur und Vernunft ihm zurufen, daß Geschehenes nicht mehr zu ändern ist.

Ebenso meisterlich ist Elisabeth dargestellt. Ihr Herz blutet für Carlos; und wenn es ihr nicht die heiligsten Gefühle der Menschheit versagten, sie würde kein Opfer scheuen, um ihm den Frieden seiner Seele wiederzugeben. Mit ihrer unwiderstehlichen Beredsamkeit sucht sie ihn zu überzeugen, daß einem Don Carlos auch noch Aufgaben bleiben, wenn selbst alle Hoffnungen seines persönlichen Glückes ihm genommen sind. Seine Liebe für sie möchte sie in eine Liebe für Millionen Wesen umwandeln, deren Schicksal von dem seinigen abhängt. Sie lebt unter einem ihr fremden Himmelsstriche; das Glück, das sie erhofft hatte, ist ihr unerreichbar fern; sie ist rings von Jammer umschlossen. Und dennoch hört man keine Klage von ihr; jede anmutige und edle Eigenschaft des Weibes harmonisch in ihrem Wesen vereinend, steht sie da gleich einer zarten Priesterin, zugleich mit der Klugheit einer Königin und dem Mut einer Matrone. In manchen Tragödien finden wir wohl Königinnen, die majestätischer und ehrfurchtgebietender sind als Schillers Elisabeth; allein wir wissen keine, die uns mit ihrer sanften echt weiblichen Macht so beherrschte, keine, die wir so zugleich lieben und ehren mußten.

Die Tugenden der Elisabeth werden durch den Vergleich mit ihrer Begleiterin, der Prinzessin Eboli, noch erhöht. Der Charakter der Eboli ist voller Eitelkeit und prunkender Wortmacherei. Seelengröße und Aufopferung führt sie nur im Munde, in ihrem Herzen

fühlen wir nichts von diesen Tugenden; darin wohnen nur Stolz, Eigenliebe und böse Leidenschaften. Auch ist ihr hochmütiges Prahlen mit edlen Gesinnungen schnell vergessen, sobald ihre Zuneigung zu Carlos hoffnungslos wird. Ist die Glut einer selbstsüchtigen Liebe erst in ihrem Herzen erstorben, kann sie den einst umworbenen Gegenstand nur mit niedrigen Gefühlen betrachten. Sie hört auf tugendhaft zu sein, wenn sich die Tugend nicht mehr mit ihrem Vorteil verträgt. Daß sie aus einer zurückgewiesenen Geliebten zu einem eifersüchtigen Spion wird, ist bei ihr sehr natürlich. Und dennoch können wir sie nicht hassen. Ihr Wesen ist von einer verführerischen Glut erfüllt. Wir beklagen ihre Laster mehr, als wir sie verdammen. Der Dichter hat hier die schwere Aufgabe gelöst, sie trotz ihrer Falschheit doch höchst anziehend darzustellen.

Ein seinem Wesen mehr zusagender Charakter mußte ihm Marquis Posa sein. Er ist ganz und gar Abbild Schillers. Innige Liebe zu den Menschen ist bei beiden die vorherrschende Leidenschaft. Auch Schiller würde in einer ähnlichen Lage die Sache der Wahrheit, des Rechtes und der Menschlichkeit mit demselben Feuer der Beredsamkeit verfochten haben. In gewisser Beziehung ist Posa der Hauptcharakter des Stückes. Es liegt etwas Erhabenes und Herrliches in seinem Wesen. Alle seine Seelenkräfte sind auf einen einzigen Punkt vereint. Selbst die auf Seelenverwandtschaft begründete Freundschaft zu Carlos, wie treu sie auch ist, scheint sich doch zu verlieren in der übermächtigen Grundempfindung seines Wesens, für das allgemeine Wohl der Menschheit zu arbeiten. Unermüdet, ernst und heiter zugleich, strebt er mit allen Kräften, das Glück seiner Mitmenschen zu fördern. Er ist ein zweiter Carlos, nur etwas älter, etwas erfahrener, und nicht wie jener durch hoffnungslose Liebe getäuscht. Posas Seele ist von einer stillen Größe erfüllt, die kein Zufall des Geschicks zu erschüttern vermag. Ob er den schon fast verlorenen Carlos zu neuer Tätigkeit ermuntert, ob er seine Stimme zum Ohr des Tyrannen erhebt, ob er vom Leben Abschied nimmt, mitten unter nur halbausgeführten Plänen: überall er-

blicken wir dieselbe ruhige Seelengröße und dieselbe unerschrockene Festigkeit seines Wesens. Als die tödliche Kugel ihn trifft, hat er sterbend nur Worte der Sorge für das Wohl anderer auf seinen Lippen. Er ist kein Aufrührer, sondern ein Reformator, ein besonnener und entschlossener Verbesserer. Seine Begeisterung bricht nicht in Heftigkeit und tobenden Zorn aus, sie zeigt sich in männlicher Kraft. Seine Beredsamkeit vermag das Herz zu rühren, seine Gedanken vermögen den Verstand zu überzeugen. In seinen Gedanken und Ansichten liegt eine so erhabene Größe, daß sie sich unvertilgbar unserem Gemüt einprägen. Wir wissen nur wenige so erhabene Stellen als Posa's letzte Botschaft an Carlos durch die Königin. Die Gewißheit seines Todes läßt ihn da mit hinreißender Gewalt sprechen. „Sagen Sie ihm, daß er für die Träume seiner Jugend soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird.“ Die rührende Tiefe dieser Zeilen ist oft bewundert worden.

Die Zusammenkunft mit Philipp ist nicht weniger ausgezeichnet. Es liegt ein Wunderbares in dem kühnen Gedanken, dem kalten einsamen Tyrannen den einzigen Mann aus allen seinen Staaten entgegenzustellen, der seiner nicht bedarf, durch ihn einmal die Stimme der männlichen Kraft vor finsterner Sklaverei und Priesterlist ertönen zu lassen. Philipp und Posa sind in jeder Hinsicht Gegensatz. Wir geben hier die ganze Szene. Ist sie auch bei weitem nicht die beste des Stückes, so ist sie doch am besten geeignet, hierher gesetzt zu werden. Posa ist auf den Wunsch des Königs in den Palast gekommen. Wir sehen ihn im Arbeitszimmer des Königs, wo er nach einigen Gängen durch das Zimmer in ruhiger Betrachtung vor einem Gemälde stehen bleibt. Philipp erscheint in dem angrenzenden Zimmer, wo er einige Befehle gibt. Alsdann tritt er herein, steht an der Thür still und sieht dem Marquis eine Zeitlang zu, ohne von ihm bemerkt zu werden.

Zehnter Auftritt.

Der König und Marquis von Posa.

(Dieser geht dem König, sobald er ihn gewahr wird, entgegen und läßt sich vor ihm auf ein Knie nieder, steht auf und bleibt ohne Zeichen der Verwirrung vor ihm stehen.)

K ö n i g (betrachtet ihn mit einem Blick der Verwunderung.)

Mich schon gesprochen also?

M a r q u i s

Nein.

K ö n i g

Ihr machtet

Um meine Krone Euch verdient. Warum
Entziehet Ihr Euch meinem Dank? In meinem
Gedächtnis drängen sich der Menschen viel.

Allwissend ist nur Einer. Euch kam's zu,

Das Auge Eures Königes zu suchen.

Weshwegen tatet Ihr das nicht?

M a r q u i s

Es sind

Zween Tage, Sire, daß ich ins Königsreich
Zurückgekommen.

K ö n i g

Ich bin nicht gesonnen,

In meiner Diener Schuld zu stehn — Erbittet
Euch eine Gnade!

M a r q u i s

Ich genieße die Geseze.

K ö n i g

Dies Recht hat auch der Mörder.

M a r q u i s

Wie viel mehr

Der gute Bürger! — Sire, ich bin zufrieden.

R ó n i g (für sich).

Viel Selbstgefühl und kühner Mut, bei Gott!
Doch das war zu erwarten. — Stolz will ich
Den Spanier. Ich mag es gerne leiden,
Wenn auch der Becher überschäumt. — Ihr tratet
Aus meinen Diensten, hör' ich?

M a r q u i s

Einem Bessern

Den Platz zu räumen, zog ich mich zurücke.

R ó n i g

Das tut mir leid. Wenn solche Köpfe feiern,
Wie viel Verlust für meinen Staat! — Vielleicht
Besürchtet Ihr, die Sphäre zu verfehlen,
Die Eure Geistes würdig ist?

M a r q u i s

O nein!

Ich bin gewiß, daß der erfahr'ne Kenner,
In Menschenseelen, seinem Stoff, geübt,
Beim ersten Blicke wird gelesen haben,
Was ich ihm taugen kann, was nicht. Ich fühle
Mit demutsvoller Dankbarkeit die Gnade,
Die Eure königliche Majestät
Durch diese stolze Meinung auf mich häufen;
Doch — (Er hält inne.)

R ó n i g

Ihr bedenkset Euch?

M a r q u i s

Ich bin — ich muß

Gestehen, Sire, sogleich nicht vorbereitet,
Was ich als Bürger dieser Welt gedacht,
In Worte Ihres Untertans zu kleiden. —
Denn damals, Sire, als ich auf immer mit
Der Krone aufgehoben, glaubt' ich mich

Auch der Notwendigkeit entbunden, ihr
Von diesem Schritte Gründe anzugeben.

R ó n i g

So schwach sind diese Gründe? Fürchtet Ihr
Dabei zu wagen?

M a r q u i s

Wenn ich Zeit gewinne,
Sie zu erschöpfen, Sire — mein Leben höchstens.
Die Wahrheit aber setz' ich aus, wenn Sie
Mir diese Gunst verweigern. Zwischen Ihrer
Ungnade und Geringschätzung ist mir
Die Wahl gelassen — muß ich mich entscheiden,
So will ich ein Verbrecher lieber als
ein Tor von Ihren Augen gehen.

R ó n i g (mit erwartender Miene).

Nun?

M a r q u i s

— Ich kann nicht Fürstendiener sein.

(Der König sieht ihn mit Erstaunen an.)

Ich will

Den Käufer nicht betrügen, Sire. — Wenn Sie
Mich anzustellen würdigen, so wollen
Sie nur die vorgewog'ne Tat. Sie wollen
Nur meinen Arm und meinen Mut im Felde,
Nur meinen Kopf im Rat. Nicht meine Taten,
Der Beifall, den sie finden an dem Thron,
Soll meiner Taten Endzweck sein. Mir aber,
Mir hat die Tugend eignen Wert. Das Glück,
Das der Monarch mit meinen Händen pflanzte,
Erschuf' ich selbst, und Freude wäre mir
Und eigne Wahl, was mir nur Pflicht sein sollte.
Und ist das Ihre Meinung? Können Sie
In Ihrer Schöpfung fremde Schöpfer dulden?

Ich aber soll zum Meißel mich erniedern,
Wo ich der Künstler könnte sein? — Ich liebe
Die Menschheit, und in Monarchieen darf
Ich niemand lieben als mich selbst.

R ö n i g

Dies Feuer

Ist lobenswert. Ihr möchtet Gutes stiften.
Wie Ihr es stiftet, kann dem Patrioten,
Dem Weisen gleichviel heißen. Suchet Euch
Den Posten aus in meinen Königreichen,
Der Euch berechtigt, diesem edeln Triebe
Genug zu tun.

M a r q u i s

Ich finde keinen.

R ö n i g

Wie?

M a r q u i s

Was Eure Majestät durch meine Hand
Verbreiten — ist das Menschenglück? — Ist das
Das selbe Glück, das meine reine Liebe
Den Menschen gönnt? — Vor diesem Glücke würde
Die Majestät erzittern. — Nein! Ein neues
Erschuf der Krone Politik — ein Glück,
Das sie noch reich genug ist, auszuteilen,
Und in dem Menschenherzen neue Triebe,
Die sich von diesem Glücke stillen lassen.
In ihren Münzen läßt sie Wahrheit schlagen,
Die Wahrheit, die sie dulden kann. Verworfen
Sind alle Stempel, die nicht diesem gleichen.
Doch, was der Krone frommen kann — ist das
Auch mir genug? Darf meine Bruderliebe
Sich zur Verkürzung meines Bruders borgen?
Weiß ich ihn glücklich — eh' er denken darf?

Mich wählen Sie nicht, Sire, Glückseligkeit,
Die Sie uns prägen, auszustreun. Ich muß
Mich weigern, diese Stempel auszugeben. —
Ich kann nicht Fürstendiener sein.

R ó n í g (etwas rasch.)

Ihr seid
Ein Protestant.

M a r q u í s (nach einigem Bedenken.)

Ihr Glaube, Sire, ist auch
Der meinige.

(Nach einer Pause.)

Ich werde mißverstanden.

Das war es, was ich fürchtete. Sie sehen
Von den Geheimnissen der Majestät
Durch meine Hand den Schleier weggezogen.
Wer sichert Sie, daß mir noch heilig heiße,
Was mich zu schrecken aufgehört? Ich bin
Gefährlich, weil ich über mich gedacht. —
Ich bin es nicht, mein König. Meine Wünsche
Verweisen hier.

(Die Hand auf die Brust gelegt.)

Die lächerliche Wut

Der Neuerung, die nur der Ketten Last,
Die sie nicht ganz zerbrechen kann, vergrößert,
Wird me i n Blut nie erhizen. Das Jahrhundert
Ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe,
Ein Bürger derer, welche kommen werden.
Kann ein Gemälde Ihre Ruhe trüben? —
Ihr Atem löscht es aus.

R ó n í g

Bin ich der erste,
Der Euch von dieser Seite kennt?

M a r q u i s

Von dieser —

Ja!

R ó n i g (steht auf, macht einige Schritte und bleibt dem Marquis gegenüber stehen. Für sich).

Neu zum wenigsten ist dieser Ton!

Die Schmeichelei erschöpft sich. Nachzuahmen

Erniedrigt einen Mann von Kopf. — Auch einmal

Die Probe von dem Gegenteil. — Warum nicht?

Das Ueberraschende macht Glück. — Wenn Ihr

Es so verstehet, gut, so will ich mich

Auf eine neue Kronbedienug richten —

Den starken Geist —

M a r q u i s

Ich höre, Sire, wie klein,

Wie niedrig Sie von Menschenwürde denken,

Selbst in des freien Mannes Sprache nur

Den Kunstgriff eines Schmeichlers sehen, und

Mir deucht, ich weiß, wer Sie dazu berechtigt.

Die Menschen zwangen Sie dazu; die haben

Freiwillig ihres Adels sich begeben,

Freiwillig sich auf diese niedre Stufe

Herabgestellt. Erschrocken fliehen sie

Vor dem Gespenste ihrer innern Größe,

Gefallen sich in ihrer Armut, schmücken

Mit feiger Weisheit ihre Ketten aus,

Und Tugend nennt man, sie mit Anstand tragen.

So überkamen Sie die Welt. So ward

Sie Ihrem großen Vater überliefert.

Wie könnten Sie in dieser traurigen

Verstümmlung — Menschen ehren?

R ó n i g

Etwas Wahres

Find' ich in diesen Worten.

M a r q u i s

Aber schade!

Da Sie den Menschen aus des Schöpfers Hand
In Ihrer Hände Werk verwandelten
Und dieser neugegoss'nen Kreatur
Zum Gott sich gaben — da versahen Sie's
In etwas nur: Sie blieben selbst noch Mensch —
Mensch aus des Schöpfers Hand, S i e fuhren fort,
Als Sterblicher zu leiden, zu begehren;
Sie brauchen Mitgefühl — und einem Gott
Kann man nur opfern — zittern — zu ihm beten!
Vereuenswerter Tausch! Unselige
Verdrehung der Natur! — Da Sie den Menschen
Zu Ihrem Saitenspiel herunterstürzten,
Wer teilt mit Ihnen Harmonie?

R ö n i g

(Bei Gott,

Er greift in meine Seele!)

M a r q u i s

Aber Ihnen

Bedeutet dieses Opfer nichts. Dafür
Sind Sie auch einzig — Ihre eigne Gattung —
Um diesen Preis sind Sie ein Gott. — Und schrecklich,
Wenn das n i c h t wäre — wenn für diesen Preis,
Für das zertret'ne Glück von Millionen,
Sie nichts gewonnen hätten! Wenn die Freiheit,
Die Sie vernichteten, das Einz'ge wäre,
Das Ihre Wünsche reifen kann? — Ich bitte,
Mich zu entlassen, Sire. Mein Gegenstand
Reißt mich dahin. Mein Herz ist voll — der Reiz
Zu mächtig, vor dem Einzigen zu stehen,
Dem ich es öffnen möchte.

Der Graf von Verma tritt herein und spricht einige Worte leise mit dem König. Dieser gibt ihm einen Wink, sich zu entfernen, und bleibt in seiner vorigen Stellung sitzen.

R ó n i g (zum Marquis, nachdem Lerma weggegangen.)
Redet aus!

M a r q u i s (nach einigem Stillschweigen).

Ich fühle, Sire — den ganzen Wert —

R ó n i g

Vollendet!

Ihr hättet mir noch mehr zu sagen.

M a r q u i s

Sire!

Jüngst kam ich an von Flandern und Brabant. —

So viele reiche, blühende Provinzen!

Ein kräftiges, ein großes Volk — und auch

Ein gutes Volk — und Vater dieses Volkes,

Das, dacht' ich, das muß göttlich sein! — Da stieß

Ich auf verbrannte menschliche Gebeine —

Hier schweigt er still, seine Augen ruhen auf dem König, der es versucht, diesen
Blick zu erwidern, aber betroffen und verwirrt zur Erde sieht.)

Sie haben recht. S i e müssen. Daß S i e k ö n n e n ,

Was Sie zu müssen eingesehn, hat mich

Mit schauernder Bewunderung durchdrungen.

O schade, daß, in seinem Blut gewälzt,

Das Opfer wenig dazu taugt, dem Geist

Des Opferers ein Loblied anzustimmen!

Daß Menschen nur — nicht Wesen höh'rer Art —

Die Weltgeschichte schreiben! — Sanftere

Jahrhunderte verdrängen Philipps Zeiten;

Die bringen mildre Weisheit; Bürgerglück

Wird dann versöhnt mit Fürstengröße wandeln,

Der farge Staat mit seinen Kindern geizen,

Und die Notwendigkeit wird menschlich sein.

R ó n i g

Wann, denkt Ihr, würden diese menschlichen

Jahrhunderte erscheinen, hätt' ich vor

Dem Fluch des jezigen gezittert? Sehet
In meinem Spanien Euch um. Hier blüht
Des Bürgers Glück in nie bewölktem Frieden;
Und die se Ruhe gönn' ich den Flamändern.

Marquis (schnell).

Die Ruhe eines Kirchhofs! Und Sie hoffen
Zu endigen, was Sie begannen? Hoffen,
Der Christenheit gezeitigte Verwandlung,
Den allgemeinen Frühling aufzuhalten,
Der die Gestalt der Welt verjüngt? Sie wollen
Allein in ganz Europa — sich dem Rade
Des Weltverhängnisses, das unaufhaltsam
In vollem Laufe rollt, entgegenwerfen?
Mit Menschenarm in seine Speichen fallen?
Sie werden nicht! Schon flohen Tausende
Aus Ihren Ländern froh und arm. Der Bürger,
Den Sie verloren für den Glauben, war
Ihr edelster. Mit offenen Mutterarmen
Empfängt die Fliehenden Elisabeth,
Und furchtbar blüht durch Künste unsres Landes
Britannien. Verlassen von dem Fleiß
Der neuen Christen liegt Granada öde,
Und jauchzend sieht Europa seinen Feind
An selbstgeschlag'nen Wunden sich verbluten.

(Der König ist bewegt; der Marquis bemerkt es und tritt einige Schritte näher.)

Sie wollen pflanzen für die Ewigkeit
Und den Tod? Ein so erzwung'nes Werk
Wird seines Schöpfers Geist nicht überdauern.
Dem Undank haben Sie gebaut — umsonst
Den harten Kampf mit der Natur gerungen,
Umsonst ein großes, königliches Leben
Zerstörenden Entwürfen hingeopfert.
Der Mensch ist mehr, als Sie von ihm gehalten.

Des langen Schlummers Bande wird er brechen
Und wieder fordern sein geheiligt Recht.
Zu einem Nero und Vufiris wirft
Er Ihren Namen, und — das schmerzt mich; denn
Sie waren gut.

R ó n i g

Wer hat Euch dessen so
Gewiß gemacht?

M a r q u i s (mit Feuer)

Ja, beim Allmächtigen!

Ja — ja — ich wiederhol' es. Geben Sie,
Was Sie uns nahmen, wieder! Lassen Sie,
Großmütig wie der Starke, Menschenglück
Aus Ihrem Füllhorn strömen — Geister reifen
In Ihrem Weltgebäude. Geben Sie,
Was Sie uns nahmen, wieder! Werden Sie
Von Millionen Königen ein König.

(Er nähert sich ihm kühn und indem er feste und feurige Blicke auf ihn richtet)
O, könnte die Veredsamkeit von allen

Den Tausenden, die dieser großen Stunde
Theilhaftig sind, auf meinen Lippen schweben,
Den Strahl, den ich in diesen Augen merke,
Zur Flamme zu erheben! — Geben Sie
Die unnatürliche Vergött'ung auf,
Die uns vernichtet. Werden Sie uns Muster
Des Ewigen und Wahren. Niemals — niemals
Besatz ein Sterblicher so viel, so göttlich
Es zu gebrauchen. Alle Könige
Europens huldigen dem span'schen Namen.
Gehn Sie Europens Königen voran.
Ein Federzug von dieser Hand, und neu
Erschaffen wird die Erde. Geben Sie
Gedankenfreiheit!

(Sich ihm zu Füßen werfend.)

R ö n i g (überrascht, das Gesicht weggewandt und dann wieder auf den Marquis geheftet.)

Sonderbarer Schwärmer!

Doch — stehet auf — ich —

M a r q u i s

Sehen Sie sich um

In seiner herrlichen Natur! Auf Freiheit

Ist sie gegründet — und wie reich ist sie

Durch Freiheit! Er, der große Schöpfer, wirft

In einen Tropfen Tau den Wurm und läßt

Noch in den toten Räumen der Verwesung

Die Willkür sich ergößen — I h r e Schöpfung,

Wie eng und arm! Das Rauschen eines Blattes

Erschreckt den Herrn der Christenheit — Sie müssen

Vor jeder Tugend zittern. Er — der Freiheit

Entzückende Erscheinung nicht zu stören —

Er läßt des Übels grauenvolles Heer

In seinem Weltall lieber toben — ihn,

Den Künstler, wird man nicht gewahr, bescheiden

Verhüllt er sich in ewige Gesetze.

D i e sieht der Freigeist, doch nicht i h n. „Wozu

Ein Gott?“ sagt er, „die Welt ist sich genug“.

Und keines Christen Andacht hat ihn mehr

Als dieses Freigeists Lästerung gepriesen.

R ö n i g

Und wollet Ihr es unternehmen, dies

Erhab'ne Muster in der Sterblichkeit

In meinen Staaten nachzubilden?

M a r q u i s

Sie,

Sie können es. Wer anders? Weißen Sie

Dem Glück der Völker die Regentenkraft,

Die — ach so lang' — des Thrones Größe nur

Gewuchert hatte — stellen Sie der Menschheit
Verlorenen Adel wieder her. Der Bürger
Sei wiederum, was er zuvor gewesen,
Der Krone Zweck — ihn binde keine Pflicht
Als seiner Brüder gleich ehrwürd'ge Rechte.
Wenn nun der Mensch, sich selbst zurückgegeben,
Zu seines Werts Gefühl erwacht — der Freiheit
Erhab'ne, stolze Tugenden gedeihen —
Dann, Sire, wenn Sie zum glücklichsten der Welt
Ihr eignes Königreich gemacht — dann ist
Es Ihre Pflicht, die Welt zu unterwerfen.

R o n i g (nach einem großen Stillschweigen.)
Ich ließ Euch bis zu Ende reden — anders,
Begreif' ich wohl, als sonst in Menschenkörpern
Malt sich in diesem Kopf die Welt — auch will
Ich fremdem Maßstab Euch nicht unterwerfen.
Ich bin der erste, dem Ihr Euer Innerstes
Enthüllt. Ich glaub' es, weil ich's weiß. Um dieser
Enthaltung willen, solche Meinungen,
Mit solchem Feuer doch umfaßt, verschwiegen
Zu haben bis auf diesen Tag — um dieser
Bescheid'nen Klugheit willen, junger Mann,
Will ich vergessen, daß ich sie erfahren,
Und wie ich sie erfahren. Stehet auf.
Ich will den Jüngling, der sich übereilte,
Als Greis und nicht als König widerlegen.
Ich will es, weil ich's will. — Gift also selbst,
Find' ich, kann in gutartigen Naturen
Zu etwas Besserm sich veredeln. — Aber
Flieht meine Inquisition! — Es sollte
Mir leid tun —

M a r q u i s
Wirklich? Sollt' es das?

R ö n i g (in seinem Anblick verloren.)

Ich habe

Solch einen Menschen nie gesehen. — Nein,
Nein, Marquis! Ihr tut mir zu viel. Ich will
Nicht Nero sein. Ich will es nicht sein — will
Es gegen Euch nicht sein. Nicht alle
Glückseligkeit soll unter mir verdorren.
Ihr selbst, Ihr sollet unter meinen Augen
Fortfahren dürfen, Mensch zu sein.

M a r q u i s (rasch.)

Und meine

Mitbürger, Sire? O! nicht um mich war mir's
Zu tun, nicht m e i n e Sache wollt ich führen.
Und Ihre Untertanen, Sire?

R ö n i g

Und wenn

Ihr so gut wisset, wie die Folgezeit
Mich richten wird, so lerne sie an Euch,
Wie ich mit Menschen es gehalten, als
Ich einen fand.

M a r q u i s

O! der gerechteste

Der Könige sei nicht mit einem Male
Der ungerechteste. — In Ihrem Flandern
Sind tausend bessere als ich. Nur S i e —
Darf ich es frei gestehen, großer König? —
S i e sehn jetzt unter diesem sanftern Bilde
Vielleicht zum erstenmal die Freiheit.

R ö n i g (mit gemildertem Ernst.)

Nichts mehr

Von diesem Inhalt, junger Mann — ich weiß,
Ihr werdet anders denken, kennet Ihr

Den Menschen erst wie ich. — Doch hätt' ich Euch
Nicht gern zum letztenmal gesehn. Wie fang' ich
Es an, Euch zu verbinden?

M a r q u i s

Lassen Sie

Mich, wie ich bin. Was wär' ich Ihnen, Sire,
Wenn Sie auch mich bestächen?

R ô n i g

Diesen Stolz

Ertrag' ich nicht. Ihr seid von heute an
Zu meinen Diensten. — Keine Einwendung!
Ich will es haben.

(Nach einer Pause.)

Aber wie? Was wollte

Ich denn? War es nicht Wahrheit, was ich wollte?
Und hier find' ich noch etwas mehr — Ihr habt
Auf meinem Thron mich ausgefunden, Marquis.
Nicht auch in meinem Hause?

(Da sich der Marquis zu bedenken scheint.)

Ich versteh' Euch.

Doch — wär' ich auch von allen Vätern der
Unglücklichste, kann ich nicht glücklich sein
Als Gatte?

M a r q u i s

Wenn ein hoffnungsvoller Sohn,
Wenn der Besitz der liebenswürdigsten
Gemahlin einem Sterblichen ein Recht
Zu diesem Namen geben, Sire, so sind Sie
Der glücklichste durch beides.

R ô n i g (mit finst'rer Miene).

Nein, ich bin's nicht!

Und daß ich's nicht bin, hab' ich tiefer nie
Gefühlt als eben jetzt.
(Mit einem Blicke der Wehmut auf dem Marquis verweilend.)

M a r q u i s
Der Prinz denkt edel
Und gut. Ich hab' ihn anders nie gefunden.

K ö n i g
Ich aber hab' es. — Was er mir genommen,
Kann keine Krone mir ersetzen — eine
So tugendhafte Königin!

M a r q u i s
Wer kann
Es wagen, Sire?

K ö n i g
Die Welt! Die Lasterung!
Ich selbst! Hier liegen Zeugnisse, die ganz
Unwidersprechlich sie verdammen; andre
Sind noch vorhanden, die das Schrecklichste
Mich fürchten lassen. — Aber, Marquis — schwer,
Schwer fällt es mir, an e i n e s nur zu glauben.
Wer klagt sie an? — Wenn s i e — sie fähig sollte
Gewesen sein, so tief sich zu entehren,
O, wie viel mehr ist mir zu glauben dann
Erlaubt, daß eine Eboli verleumdet?
Haßt nicht der Priester meinen Sohn und sie?
Und weiß ich nicht, daß Alba Rache brütet?
Mein Weib ist mehr wert als sie alle.

M a r q u i s
Sire,
Und etwas lebt noch in des Weibes Seele,
Das über allen Schein erhaben ist
Und über alle Lasterung — es heißt
Weibliche Tugend.

K ö n i g

Ja! Das sag' ich auch
So tief, als man die Königin bezichtigt,
Herabzusinken, kostet viel. So leicht,
Als man mich überreden möchte, reißen
Der Ehre heil'ge Bande nicht. Ihr kennt
Den Menschen, Marquis. Solch ein Mann hat mir
Schon längst gemangelt, Ihr seid gut und fröhlich
Und kennet doch den Menschen auch — drum hab'
Ich Euch gewählt —

M a r q u i s (überrascht und erschrocken.)

Mich, Sire?

K ö n i g

Ihr standet
Vor Eurem Herrn und habt nichts für Euch selbst
Erbeten — nichts. Das ist mir neu — Ihr werdet
Gerecht sein. Leidenschaft wird Euren Blick
Nicht irren. — Dränget Euch zu meinem Sohn,
Erforscht das Herz der Königin. Ich will
Euch Vollmacht senden, sie geheim zu sprechen.
Und jetzt verlaßt mich! (Er zieht eine Glocke.)

M a r q u i s

Kann ich es mit e i n e r
Erfüllten Hoffnung — dann ist dieser Tag
Der schönste meines Lebens.

K ö n i g (reicht ihm die Hand zum Kusse.)

Er ist kein

Verlorner in dem meinigen.

Der Marquis steht auf und geht. Graf Lerma tritt herein.

Der Ritter

Wird künftig angemeldet vorgelassen.

Wäre der Charakter Posa zehn Jahre später entstanden, so hätte man ihn sicher der französischen Revolution zugeschrieben und Schiller vielleicht einen Jakobiner genannt. Glücklicherweise aber kann diese Beschuldigung nun nicht stattfinden. Posa ist die Form, in die Schiller die freiheitlichen Gesinnungen seines Jahrhunderts gegossen hat und die unsterblich sein wird. Nun sagen die Kritiker, daß durch diese Trefflichkeit Posa ein dramatischer Fehler entstanden ist, den Schiller selbst zuerst erkannt hat: Posa stellt Carlos in den Schatten, der Held der ersten drei Akte ist nicht mehr der Held der beiden letzten. Schiller gibt als Ursache davon an, daß er die Arbeit an dem Werk über eine zu lange Zeit ausgedehnt hat. Er sagt selbst darüber: „Während der Zeit nämlich, da ich es ausarbeitete, welches mancher Unterbrechungen wegen eine ziemlich lange Zeit war, hat sich in mir selbst vieles verändert. An den verschiedenen Schicksalen, die während dieser Zeit über meine Art zu denken und zu empfinden ergangen sind, mußte notwendig auch dieses Werk teilnehmen. Was mich zu Anfang vorzüglich in demselben gefesselt hatte, tat diese Wirkung in der Folge schon schwächer und am Ende nur kaum noch. Neue Gedanken, die inzwischen bei mir aufkamen, verdrängten die früheren; Carlos selbst war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem anderen Grunde, als weil ich ihm an Jahren zu weit vorausgesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen. So kam es denn, daß ich zu dem vierten und fünften Akt ein ganz anderes Herz mitbrachte. Aber die ersten drei Akte waren in den Händen des Publikums, die Anlage des Ganzen war nicht mehr umzustossen, ich hätte also das Stück entweder ganz unterdrücken müssen, oder ich mußte die zweite Hälfte der ersten so gut anpassen, als ich konnte.“

Läßt man den dramatischen Maßstab beiseite, will man nur gerührt und erhoben sein, so wird man die Tragödie lesen, ohne irgend einen Fehler zu bemerken. Denn vom Anfang bis zum Ende haben wir Theilnahme für Carlos. Und wenn auch Posa's Gestalt

im Fortgang des Stückes immer höher wächst, so vergessen wir doch bei der Bewunderung seiner großen Tugenden durchaus nicht die Theilnahme für Carlos Schicksal. Will man denn einen Fehler in dem Plan des Stückes finden, so könnte man am Schluß von einem zu starken Zusammendrängen der Begebenheiten sprechen; doch ist auch dieses kaum so auffallend, daß es unseren Genuß zu stören vermag. Vielmehr möchten wir als einen wirklichen Fehler des Stückes seinen Mangel an Ruhe und Leichtigkeit hinstellen. Viel Handlung, viel Kraft und viele eigenthümliche Schönheit ist in dem Stück; aber es geht durch das Ganze eine gewisse Anstrengung und Schwere, unter der die theatralische Täuschung leidet. Die Sprache, die im allgemeinen ausdrucksvoll und voll wirklicher Schönheiten ist, steigert sich zuweilen bis zur unerträglichen Überladenheit. Die Charaktere weisen nicht jene tausend kleinen Züge und Wendungen auf, die eine Arbeit des dramatischen Genies von der eines bloßen philosophischen Beobachters unterscheidet. Wir finden hier nicht jene sorglose Glückseligkeit, jenen Wechsel vom Höchsten bis zum Niedrigen, jenes Bild lebendiger Freiheit, das wir von Shakespeare her gewohnt sind und nun in jedem vollkommenen dramatischen Werk verlangen. Schiller ist zu erhaben und zu regelmäßig in dieser Erhabenheit, um ganz natürlich zu sein. An Witz und Schmiegsamkeit war Schiller weniger reich, auch an Tiefe und Schönheit des Erhabenen ist er nicht der erste unter den großen Dichtern. Was ihm aber seinen herrschenden Platz gibt, das ist die weit umspannende innere Geisteskraft, die Größe und Pracht seiner Gedanken und Bilder und die ungestüme Kühnheit seiner Leidenschaft für alles Große und Göttliche. Ein himmlisches Feuer strahlt aus allen seinen Schöpfungen. Er reißt uns mit sich in seine höhere heiligere Welt, und alles um uns ist feierliche Kraft und Schönheit. Der Zauber des Dichters ist so groß, daß er jeden Zweifel beruhigt; und wir unterlassen gern, zu untersuchen, was wahr oder falsch daran sei.

Das Trauerspiel Carlos wurde mit einem großen allgemeinen

Beifall aufgenommen. Überall ertönte Schillers Lob, seine Erwartungen weit übertreffend. Wäre dramatische Größe sein einziges Streben gewesen, er hätte vielleicht jetzt von seinen Anstrengungen etwas nachgelassen, denn die Öffentlichkeit hatte ihn bereits als den ersten Schriftsteller im dramatischen Fach anerkannt. Aber wie hätte ihm ein so engumschränkter Ehrgeiz zum Grundsatz werden können! Auch er war eine der Seelen, denen auf dieser Welt keine Ruhe gegeben ist. Die Anlage seines ganzen Wesens trieb ihn zu unablässiger Arbeit, den Zweck seines Lebens, die Entwicklung seiner geistigen Kräfte, zu unbeschränktem Fortschritt auswalten zu lassen. In dem Augenblick, in dem eine Stufe der Sehnsucht erlangt ist, entspringt ein neuer Gedanke des Vollkommenen.

Schillers äußere Lage war jetzt auch so, daß er vor großen drückenden Sorgen geschützt war. Aber er war doch immer ohne eigentliche Heimat, er fühlte sich vereinzelt in der Welt, und seine Blicke suchten sehnsuchtsvoll den Ruheplatz nach so vielen Wanderungen. Die einzige Möglichkeit der Erfüllung seiner Wünsche hing von der unermüdeten Ausdauer in seinen literarischen Arbeiten ab. Obgleich er nun in seiner Tätigkeit nicht nachließ, so war doch nach und nach in ihm die Richtung derselben verändert. Das Drama, das ihn seit langem als festgesetzter Beruf beschäftigt hatte, war jetzt etwas in seiner Würdigung gesunken. Es war ihm jetzt gelungen, die Schwierigkeiten der dramatischen Kunst zu bewältigen; und so lockten ihn jetzt von anderen Seiten neue Schwierigkeiten zu neuen Formgebieten der Dichtkunst. Sobald der letzte Teil des Carlos, den er mehr wie eine Aufgabe als sich zum Genuß geschrieben hatte, vollendet war, wollte er nichts mehr unternehmen, was Beziehung zum Theater hatte. Eine Zeit lang scheint er in der That unter der Menge neuer Unternehmungen geschwankt zu haben, ohne fähig zu sein, sich für eine der neuen Formen fest erklären zu können. Das rastlose Streben seines Geistes beweist die Menge und Verschiedenheit seiner Versuche, die öfter nur Bruch-

sind geblieben sind und ein unsicheres Hin- und Herschwanken zwischen den Formen zeigen. Aus dieser Zeit sind uns eine ganze Anzahl lyrischer Gedichte aufbewahrt, in denen wir wieder jene Glut des Gefühls, jene Pracht der Gedanken und Bilder finden, die so ganz nur Schiller eigen sind. Hat er auch das Drama aufgegeben, so lebte doch seine begeisterte Seele immer in großen Gedanken und Phantasien, war immer angestrengt und immer tiefnachdenkend und strömte über von allen Elementen der Poesie. Schiller beschäftigte sich sein ganzes übriges Leben hindurch mit solchen kleineren dichterischen Arbeiten. Einige derselben müssen unter die vollendetsten Schöpfungen seines Geistes gezählt werden. „Der Spaziergang“, „Die Glocke“ enthalten die ausgezeichnetsten Schilderungen des Schicksals und der Geschichte des Menschen; „Ritter Toggenburg“, „Die Kraniche des Ibis“, „Hero und Leander“ sind das Vortrefflichste unter allem, was man in irgend einer Sprache an rührenden Balladen finden kann.

Eins der merkwürdigsten ungefähr um diese Zeit geschriebenen Gedichte, „Die Freigeisterei der Leidenschaft“, soll einer wirklichen damals von ihm gepflegten Liebe sein Entstehen verdankt haben. Auf einem Maskenball hatte ihn eine allerliebste Zigeunerin gefesselt; die schöne neunzehnjährige Henriette von Arnim; ihre Liebeskünste nahmen ihn bald gefangen. Man sagt, sie habe zu dem Gemälde der Prinzessin Eboli die Hauptzüge geliefert; Schiller sei ihr mit glühender Leidenschaft ergeben gewesen. Ein oder zwei Anekdoten werden von dieser Zuneigung erzählt; da ihre Glaubwürdigkeit aber etwas zweifelhaft ist, lassen wir sie lieber ganz weg, da sie ja auch nur zeigen, daß die Liebe auch Schillern den Kopf verrückt machte, wie sie es jeher bei Göttern und Menschen getan hat. Aber das Reich der verführerischen Zigeunerin war nur kurz und von geringem Einfluß; es gelang den Freunden, den Dichter durch Darstellung der rechten Verhältnisse abzukühlen.

Schiller schrieb nie mit größerem Eifer als in Dresden. Mit der Fortführung der *Thalia* oder mit seinen kleineren dichterischen

Arbeiten beschäftigt, drängten sich auch eine Menge anderer Pläne in seinen Geist. Aus dieser Zeit haben wir den einzigen Versuch Schillers in der eigentlichen Unterhaltungsliteratur, den Roman „Der Geisterseher“. Der König der Gaukler, der berühmte Cagliostro, spielte eben damals sehr geschickt seine Rolle in Paris, indem er die Gemüther der Neugierigen durch eine Menge der wunderbarsten Kunststückchen aufregte. Das Gerücht von seinen Taten mag wohl Schillers Werk veranlaßt haben. Der Roman elektrifizierte das Lesepublikum geradezu, vornehmlich wegen der darin vorkommenden Geisterbeschwörungen und geheimen Verbindungen, wegen der meisterlich dargestellten Schrecknisse der Magie und chemischen Zauberstückchen. Das Werk enthält viele äußerst lebendige Schilderungen, viele Stellen von wahrhaft tragischer Wirkung. Schiller führt seinen Prinzen aus dem dumpfen Glauben heraus durch alle Entwicklungsformen der Freigeisterei hindurch in den Schoß der allein seligmachenden Kirche. Allein Schiller fand, daß seine Ansichten falsch gedeutet wurden. Man meinte nämlich, seine Absicht sei gewesen, durch ein Zusammendrängen des wunderbar Gräßlichen den Leser auf eine unwürdige Art zu reizen. Darum verlor er den Mut, das Werk zu Ende zu führen und gab es schließlich ganz auf. Er wurde auch nach und nach müde, seine schriftstellerische Begabung nur den Gebilden der Phantasie zu widmen. Wenn auch die Einbildungskraft sehr stark bei ihm ausgebildet war, so war sie doch nicht seine einzige und vorherrschende Fähigkeit. Auch war es seinem rastlosen Geiste ein drängendes Bedürfnis, alle seine Kräfte auszubilden. Während er noch mit aller Glut seiner Jugend in den Traumgebilden der Phantasie umherschweifte, hatte er schon oft einen sehnsuchtsvollen Blick in die Gebiete des Verstandes geworfen. Auch hatte der Jüngling ausgebraust, der die Dinge schilderte, wie sie sein sollten. Und er empfand ein Vergehren danach, die Dinge zu erkennen, wie sie nun einmal sind und bestehen. So nahm sein Geist nach und nach eine andere Richtung. Eine Zeit lang war er unschlüssig, was er wählen sollte. End-

lich schien er sich für Geschichte zu entschließen. Geschichte war auf die Wirklichkeit gegründet, für die sich sein Geschmac jetzt entschieden hatte. Auch boten ihm die furchtbaren Umwälzungen und großen Ereignisse, die vielgestaltigen Charaktere genügenden Stoff zum Erhabenen und Rührenden, zu dem er ja von jeher hinneigte. Und mußte nicht einem Manne, für den die menschliche Natur der anziehendste Beobachtungsgegenstand war, und der die ganze Menschheit mit Bruderliebe umfaßte, die Geschichte von ganz besonderer Anziehungskraft sein? Und dann hoffte er auch durch das Studium der Geschichte zu einem geregelteren Einkommen zu gelangen, das er auf die Dauer nur ungern von dem Ertrag seiner dichterischen Erzeugnisse abhängig machen wollte.

Aus diesem Grunde beschloß er, seine geschichtlichen Arbeiten zu beginnen. Durch die Arbeit am „Don Carlos“ war er bereits dahin geführt worden, den Zustand Spaniens unter Philipp dem Zweiten zu erforschen. Als er eine große Anzahl Werke über spanische Geschichte eifrig studiert hatte, beschäftigte er sich mit dem Abfall der Niederlande und beschloß, seine erste geschichtliche Arbeit dieser Begebenheit zu widmen. Er nahm sich vor, die kleinsten Umstände der Entstehung des Abfalls und seines Fortschreitens zu erforschen, alle einzusammelnden Stoffe in eine philosophische Reihenfolge zu bringen, in den Stoff selbst seine allgemeinen Ansichten über verschiedene Punkte der Politik, des nationalen und individuellen Charakters zu verweben, wie er sie in sich selbst ausgebildet hatte, und das Ganze mit seinem innigen Mitgefühl für die Sache der Freiheitsstreiter zu beleben. Solch ein Plan war groß; denn es lag nicht in Schillers Natur, sich mit gewöhnlichen Anstrengungen zu begnügen. Und kaum erfaßte er einen Plan, so schmückte er ihn auch sobald mit jeder nur möglichen Vollendung aus, so daß zu seiner Ausführung wohl ein Menschenleben gehören mochte. Die Geschichte des Abfalls der Niederlande betrachtete er nur als einen Zweig der Geschichte im weitesten Sinne, die sein letztes Ziel war. Und unablässig war sein Geist bemüht, seine Kenntnisse in der Geschichte immer mehr zu

erweitern und zu berichtigen. „Täglich wird mir die Geschichte teurer“, schreibt er. „Ich wollte, daß ich zehn Jahre hintereinander nichts als Geschichte studiert hätte. Ich glaube, ich würde ein ganz anderer Kerl sein.“ Und er fühlt, wieviel er noch lernen muß. Zunächst hat er den Plan gefaßt, die Geschichte der merkwürdigsten Verschwörungen und Revolutionen gemeinschaftlich mit anderen Schriftstellern in einem Sammelwerk zu behandeln. Der erste Teil dieses Werkes kam im Jahre 1788 heraus. Schiller selbst hatte daran nur das Verdienst eines Herausgebers. Schiller hat nur den Gedanken weiter ausgedehnt und ihn in eine systematische Form gebracht. Hätte dieses Werk seine Vollendung erreicht, so würde es gewiß sehr beachtenswert geworden sein. Aber jetzt trat die Notwendigkeit, seine Pläne nur auf die Geschichte der Niederlande zu beschäftigen, immer bestimmender an ihn heran, und die Geschichte der Verschwörungen wurde vergessen und niemals zu Ende geführt. Das waren Schillers Beschäftigungen während seines Aufenthaltes in Dresden, und sie beweisen, daß Müßiggang nicht seine Sache war. Vielmehr überschritt sein unablässiger Eifer im Denken und Schreiben alles, was die Natur leisten konnte. Seine Abneigung gegen jede Unterbrechung und Störung gab ihm zuerst den Plan, Nachts zu arbeiten, eine lockende aber gefährliche Gewohnheit, die in Dresden begann und später niemals wieder aufhörte. Seine Erholungen waren von demselben Trieb zur Einsamkeit eingegeben; er zog es vor, viel allein zu sein und sich begeisternden Empfindungen hinzugeben. Die Ufer der Elbe waren das Lieblingsziel seiner Morgenwanderungen, wo er sich, einsam zwischen Wäldern und grünen Wiesen, den köstlichen Träumen seiner Seele und dem wechselnden Lauf seiner Gedanken hingeben konnte. Manchmal sah man ihn auch in einem Rahn den Fluß hinunterrudern und sich an der Lieblichkeit der Erde und des Himmels erquicken, vorzüglich dann, wenn Gewitterwolken ringsum standen, denn sein unruhiger Geist fand einen Trost darin, seine eigene Unruhe im Sturm der Natur ausgesprochen zu sehen, und sein Gefühl war wie

in einer Heimat, wenn der Sturmwind das Gewölk über den Himmel fegte und die Wälder vom Sturm ertönten und der Strom seine Wellen wildwirbelnd dahinrollte. Einen Teil des Tages widmete er auch den Freuden der Geselligkeit, wobei ihm aber jede Schmeichelei seiner Bewunderer von peinlichem Ubel war. Wir haben bereits seine Meinung von den Leipziger „Schmeißfliegen“ gehört. Für ihn war der Gedanke, als ein Wundertier betrachtet zu werden, da ihm jede Eitelkeit fremd war, doppelt ärgerlich. Er war dazu auch zu stolz, zu bescheiden, zu zart und zu schüchtern. In den Modegesellschaften erschien er ungern; aller Glanz war ihm zuwider, und die steife Förmlichkeit in solchen Gesellschaften hinderte das freie Spiel seines Geistes. Aber wie offen und unbefangen, wie hinreißend war er in seiner Unterhaltung, wie strömte seine Freundlichkeit über, wenn er bei wirklichen Freunden in Dresden zu Gast war.

Die Beschäftigung mit der Geschichte sollte seinem ganzen Leben eine sehr entscheidende Wendung geben. Schiller fühlte allmählich die Unmöglichkeit, sein bisheriges Leben, das sich rein nur aus der Phantasie ernährte, weiter fortzusetzen. Bei einem andauernden Schwelgen in der Begeisterung muß der Mensch sich zuletzt selbst verzehren und schließlich auch zu einer falschen Schätzung seiner eigenen Kräfte kommen. Schiller dürstet nach Wirklichkeiten, er will seine Dichtung nicht mehr aus sich selbst nehmen, sondern sie auf den Boden der Wirklichkeit, und damit auf den Boden der Natur stellen. Das phantastische Freundschaftsleben in Dresden, das, er fühlt es, ihn so erschlaffend satt macht, widert ihn mehr und mehr an. „Enthusiasmus und Ideale sind unglaublich tief in meinen Augen gesunken.“ Er fühlt, daß die Unabhängigkeit, die er hier jetzt in Dresden genießt, ihm nicht als rein Errungenes und Er kämpft es, sondern als ein Geschenk Körners gegeben wurde, und sein ganzer Mensch ist nur ein Bewußtsein, daß er die Pflichten gegen sich selbst noch nicht erfüllt hat. „Ich bedarf einer Krise. Die Natur bereitet eine Zerstörung, um neu zu gebären.“

Er fühlt auch, daß bei dieser Abhängigkeit von seinen Freunden sein Verhältniß zu ihnen nicht rein und edel bleiben kann. „Ich habe Euch ganz genießen können, Euch ganz durchschauen und fassen können, aber meine Seele war für Euch von trüben Stimmungen umwölkt. Ihr wart mir so viel und ich Euch noch wenig — nicht einmal das, was ich fähig sein könnte, Euch zu sein.“ Immer mehr wird es drängende Forderung für ihn, auch äußerlich aus eigenen Mitteln leben zu können. So lenkte er denn seine Aufmerksamkeit nach Vollenbung des „Carloß“ auf Weimar hin, das der ihm schon bekannte Karl August immer mehr zu einer Hauptstadt des deutschen Geisteslebens erhob. Als er am 20. Juli 1787 nach Weimar abreiste, meinte er nur zu einem kurzen Besuch hinzugehen. Es sollte anders kommen.

Denn in Weimar fand Schiller, was er erwartet hatte, einen Einklang seiner Gefühle mit Männern von verwandtem Geist. Wenn wir seine Berichte aus Weimar an seinen Freund Körner lesen, so erstaunen wir, wie uns hier plötzlich ein neuer Mensch entgegentritt. Mit einer herrlichen Sicherheit gibt er sich dieser neuen Welt gegenüber ganz und gar aus eigener selbstbewußter Kraft die ihm gebührende Stellung. Goethe war in Italien, der Herzog in Potsdam. Aber Herder und Wieland hießen ihn herzlich willkommen. Besonders mit letzterem bildete sich bald eine freundliche Vertraulichkeit. Schiller verehrte ihn wie einen Vater und wurde von ihm wie ein Sohn behandelt. „Wir werden schöne Stunden haben“, schreibt er, „Wieland ist jung, wenn er liebt.“ Im „Deutschen Merkur“, den Wieland herausgab, ließ Schiller eine Anzahl seiner kleineren Gedichte, die Briefe über „Don Carloß“ und Abschnitte seiner Geschichte des Abfalles der Niederlande erscheinen. Bald stand es bei Schiller fest, Weimar zu seinem Wohnort zu machen. „Das Resultat aller meiner hiesigen Erfahrungen ist, daß ich meine Armut erkenne, aber meinen Geist höher anschlage, als bisher geschehen war. Dem Mangel, den ich in Vergleichung mit andern in mir fühle, kann ich durch Fleiß und Applikation be-

gegenen, und dann werde ich das glückliche Selbstgefühl meines Wesens rein und vollständig haben. Mich selbst zu würdigen habe ich den Eindruck müssen kennen lernen, den mein Genius auf den Geist mehrerer entschieden großer Menschen macht. Da ich diesen nun kenne und den Vereinigungspunkt ihrer verschiedenen Meinungen von mir ausfindig gemacht habe, so fehlt meinem Urtheil von mir selbst nichts mehr. Um nun zu werden, was ich soll und kann, werde ich besser von mir denken lernen und aufhören, mich in meiner eigenen Vorstellung zu erniedrigen. Ich habe viel Arbeit vor mir, um zu meinem Ziele zu gelangen, aber ich scheue sie nicht mehr. Mich dahin zu führen, soll kein Weg zu außerordentlich, zu seltsam für mich sein. Überlege einmal, mein Lieber, ob es nicht unbegreiflich lächerlich wäre, aus einer feigen Furcht vor dem Ungewöhnlichen und einer verzagten Unentschlossenheit sich um den höchsten Genuß eines denkenden Geistes, Größe, Hervorragung, Einfluß auf die Welt, und Unsterblichkeit des Namens zu bringen. In welcher armseligen Proportion stehen die Befriedigungen irgend einer kleinen Begierde oder Leidenschaft gegen dieses richtig eingesehene und erreichbare Ziel? Das gestehe ich Dir, daß ich in diesem Gedanken so befestigt, so vollständig durch meinen Verstand davon überzeugt bin, daß ich mit Gelassenheit mein Leben an ihre Ausführung zu setzen bereit wäre und alles, was mir nur so lieb oder weniger teuer als mein Leben ist. Dies ist nicht erst seit heute und gestern in mir entstanden. Jahre schon hab ich mich mit diesem Gedanken getragen, nur die richtigere Schätzung meiner Selbst, wozu ich erst jetzt gelangt bin, hatte noch gefehlt, ihm Sanction zu geben. — Du kennst die Männer, auf welche Deutschland stolz sein kann — einen Herder, Wieland und andere, und eine Mauer umschließt mich jetzt mit ihnen. Wieviel Treffliches hat nicht Weimar! — Ich denke hier, wenigstens im Weimarischen, mein Leben zu beschließen, und endlich einmal ein Vaterland wieder zu erhalten.“

Von solchen Plänen erfüllt, verlängerte sich sein Aufenthalt

in Weimar immer mehr. Zehn, zwölf, auch vierzehn Stunden konnte er täglich arbeiten, um in mächtiger Ausdauer seine Geschichte des Abfalls der Niederlande fertig zu bringen, die ihm als Nothwendigkeit für den Aufbau seines neuen Lebens erschien. Was hatte dieser eifrige Arbeiter noch gemein mit dem schwärmerischen Jüngling, der den „Don Carlos“ entwarf? „Alle romantischen Lustschlösser fallen ein, und nur was wahr und natürlich ist, bleibt bestehen.“

Einige Monate nach seiner Ankunft erhielt er eine Einladung von seiner freundlichen Beschützerin Frau von Wolzogen nach Bauerbach. Schiller fand dort wieder die innige Gastfreundschaft, die er einst nach seiner Stuttgarter Flucht gefunden hatte. Nur sollte diesmal sein Besuch noch Folgen für sein ganzes Leben haben. In Rudolstadt, wo er sich bei Gelegenheit dieser Reise einige Zeit aufhielt, sollte er eine neue Freundin finden. Hier war es, wo er Fräulein von Lengefeld zuerst sah, deren anziehende Eigenschaften es bewirkten, daß er im nächsten Jahr wieder dorthin ging und von Mai bis November in der Nähe von Rudolstadt in dem Dorfe Volkstätt lebte. Er war dort nach seiner Gewohnheit sehr fleißig und besuchte die Lengefeldsche Familie fast täglich. Wir kennen bereits Schillers Ansichten über die Ehe und seine Sehnsucht nach einem häuslichen und bürgerlichen Zustand. Er hatte gesagt: „An eine Person, die mit uns Freuden und Leiden teilt, die unsern Gefühlen entgegenkommt und sich so innig, so biegsam in unsere Launen schmiegt, gekettet zu sein; an ihrer Brust unsern Geist von tausend Zerstreuungen, tausend wilden Wünschen und unbändigen Leidenschaften abzuspannen; und alle Bitterkeiten des Glücks im Genuß der Familie zu verträumen, ist wahre Wonne des Lebens.“ Einige Jahre waren seit dem Aussprechen dieser Empfindungen verflossen. Aber in der Nähe des Fräuleins von Lengefeld erwachten sie in ihrer ganzen Kraft; er liebte sie, und ihre Gegenliebe gab seiner ganzen unruhvollen Welt den schönsten Sonnenschein. Und wenn auch der Wunsch, zur Ehe zu gelangen, mehr

Ungeduld über die Gestaltung seiner äußeren Lage in ihm erregte, so raffte er doch aus sich die doppelte Kraft zusammen, dahin zu gelangen. Während seines Aufenthalts in Rudolstadt war er sehr fleißig, sehr ernst, aber auch glücklich. Seine literarischen Pläne schritten immer weiter vorwärts. Und zu dem Genuß einer reinen schönen Liebe gesellte sich noch der andere Genuß, mit vielen würdigen Menschen und manchem verwandten Gemüt Umgang zu haben. Der vorzüglichste unter diesen Menschen war in jeder Hinsicht Goethe. Kaum können zwei Männer, beide mit hohem Geist begabt, so verschiedenartige Vorzüge besitzen als diese beiden, die hier in einer zahlreichen Gesellschaft ihrer gegenseitigen Freunde sich zuerst fanden. Goethe stand in seinem neununddreißigsten Lebensjahr, besaß einen hervorragenden Rang und eine Stellung im Leben; Schiller war zehn Jahre jünger und immer noch ohne eine bestimmte Versorgung. So festgestellt Schillers Sonderart auch schon sein mochte, sie bedurfte doch noch der Reife und Läuterung. Kaum können wir uns unter solchen Umständen verwundern, daß von Schillers Seite der erste Eindruck nicht überaus angenehm war. Es war am 7. September 1788, Goethe sprach über Italien, über Kunst, Reisen und tausend andere Gegenstände, strahlend und überströmend von Geist, von Scherz, von Kenntnissen. In einer ganz anderen Gemütsstimmung blickte Schiller ihn an; er fühlte die angeborene Zurückhaltung durch den Einfluß eines von ihm so ganz verschiedenen Mannes gesteigert, mit dem er nicht ganz übereinstimmen konnte, und dem er doch nicht zu widersprechen wußte. Goethes ganzes Wesen war ein einziger Widerwille gegen jedes Erzeugniß der Sturm- und Drangzeit und gegen jede phantastische Übertreibung der Kunst. Der Dichter der „Räuber“ und des „Don Carlos“ mußte für ihn, der aus Italien mit ganz neuen Kunstgrundsätzen zurückkam, auf seinem neuen Wege ein Hindernis sein. Für Goethe gab es jetzt noch keinen Weg, zum Dichter der „Räuber“ zu kommen. Bald nach der Zusammenkunft schreibt Schiller an Körner: „Endlich kann ich dir von Goethe erzählen, worauf du, wie

ich weiß, sehr begierig wartetest. Ich habe vergangenen Sonntag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blick. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszu sehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus viel Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor ist, spricht er gern und mit Interesse. Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang. Freilich war die Gesellschaft zu groß und alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel mit ihm allein hätte sein oder etwas anderes als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können. — Im ganzen genommen ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von anfang her anders angelegt, als das meinige. Seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren."

In der That mußte die Zeit auch heilsam wirken. Denn auch von Goethes Seite gab es feindselige Vorurtheile gegen Schiller, die aus früherer tieferer Quelle entsprungen waren. Goethe hatte sie selbst mit seiner bekannten Freimüthigkeit in einem öffentlichen Blatt niedergelegt: „Nach meiner Rückkehr aus Italien, wo ich mich zu größerer Bestimmtheit und Reinheit in allen Kunstfächern aus-

zubilden versucht hatte, unbekümmert, was während der Zeit in Deutschland vorgegangen, fand ich neuere und ältere Dichterwerke in großem Ansehen, von ausgebreiteterer Wirkung, leider solche, die mich äußerst anwiderten, ich nenne nur Heines „Ardinghello“ und Schillers „Räuber“. Jener war mir verhaßt, weil er Sinnlichkeit und abstruse Denkweisen durch bildende Kunst zu veredeln und aufzustützen unternahm; dieser, weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen bestrebt, recht im vollen hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte. Beiden Männern von Talent verargte ich nicht, was sie unternommen und geleistet: denn der Mensch kann sich nicht versagen, nach seiner Art wirken zu wollen, er versucht es erst unbewußt, ungebildet, dann auf jeder Stufe der Bildung immer bewußter, daher denn so viel Treffliches und Albernnes sich über die Welt verbreitet und Verwirrung aus Verwirrung sich entwickelt. Das Rumoren aber, das im Vaterland dadurch erregt, der Beifall, der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein so von wilden Studenten als der gebildeten Hofdame gezollt ward, der erschreckte mich; denn ich glaubte all mein Bemühen völlig verloren zu sehen. Und was mich am meisten schmerzte, alle mit mir verbundenen Freunde schienen mir gleichfalls gefährdet, ich war sehr betroffen. Die Betrachtung der bildenden Kunst, die Ausübung der Dichterkunst hätte ich gerne völlig aufgegeben, wenn es möglich gewesen wäre; denn so war eine Aussicht, jene Produktionen von genialem Wert und wilder Form zu überbieten, man denke sich meinen Zustand. Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzuteilen, und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt. Moritz, der aus Italien zurückkam und eine Zeit lang bei mir verweilte, be stärkte sich mit mir leidenschaftlich in diesen Gefinnungen, ich vermied Schillern, der, sich in Weimar aufhaltend, in meiner Nachbarschaft wohnte. Die Erscheinung des „Don Carlos“ war nicht geeignet, mich ihm näher

zu führen; alle Versuche von Personen, die ihm und mir gleich nahestanden, lehnte ich ab."

So sehen wir die Abneigung auf beiden Seiten. Ja, später wurde Schillers Stimmung gegen Goethe sogar zur heftigen Erbitterung. Er schreibt: „Ofters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen". Schiller ahnte, daß hier etwas ihm ganz Unbekanntes in der Persönlichkeit Goethes sei, über das er sich aber nicht hinwegsetzen konnte, sondern das er erst erkämpfen mußte. Ihm wurde es zum einengenden Bewußtsein, daß er durch eine größere und geschlossenere Persönlichkeit in seiner mühsam errungenen Sicherheit von neuem gestört wurde. Sein Gefühl für ihn wird zu einer ganz sonderbaren Mischung von Haß und Liebe. Wenn er jetzt sehen mußte, wie leicht das Genie Goethes vom Schicksal getragen war und wie er bis auf diese Minute noch kämpfen mußte, so kam er sich im bitteren Rückblick auf seine Jugend wie ein Verstoßener und Enterbter vor. An Caroline von Beulwitz schreibt er: „An meinem Wesen haben Schicksale sehr gewaltjam gezerrt. Durch eine traurige düstere Jugend schritt ich ins Leben hinein. Und eine herz- und geistlose Erziehung hemmte bei mir die leichte schöne Bewegung der ersten werdenden Gefühle. Den Schaden, den dieser unselige Anfang des Lebens in mir angerichtet hat, fühle ich noch heute." Ja, manchmal kommt es wie ein Aufschrei aus seiner Seele, daß dieser Mensch, dieser Goethe, ihm im Wege ist. Auch dieses blieb Schillers Streben zum Höchsten noch vorbehalten: er mußte sich Goethes Freundschaft erkämpfen. Beide Teile fanden nach und nach, daß sie sich geirrt hatten. Der wahre Charakter eines jeden entfaltete sich immer mehr und immer vollkommener, und was früher kalt-abgemessene Achtung war, das wurde später zu Wohlwollen, Zuneigung und schöpferischer Freundschaft. Noch während Goethes persönliche Abneigung gegen Schiller bestand, erwies er ihm doch schon in der Erkenntnis seines Genies wesentliche Freundschaftsdienste. Inzwischen war der erste Band der Geschichte der Niederlande erschienen. Es hatte gewaltige Arbeit gekostet, das Werk schon jetzt

herauszubringen. Aber gerade das Bekanntwerden mit Goethe hatte ihn angeeifert, sein Lebenswerden wieder ganz auf den Kampf zu stellen und das Höchste aus sich zu machen. „Es ist eine Sprache, die alle Menschen verstehen, diese ist, gebrauche deine Kräfte.“ Und sein Fleiß hatte hier etwas Treffliches zustande gebracht. Das Werk ist nicht eine fortlaufende Erzählung, sondern der Stoff ist zu Massen gesammelt, die sich erst nach und nach den Blicken zeigen; die geringeren Begebenheiten sind um die Hauptbegebenheit gelagert, nach der als dem Mittelpunkt unsere Aufmerksamkeit besonders gerichtet ist. Diese Arbeitsweise, alle kleineren Umstände der Begebenheiten zusammenzufügen, gleichsam durch Sprünge von einer Anhöhe zur anderen vorzurücken und dann von dort aus den Schauplatz ringsum zu übersehen, diese Arbeitsweise ist ohne Frage die philosophischste von allen. Aber zu ihr gehört ein Geist, der alle Tatsachen mit einem Blick überschaut, ihre Verworrenheiten entwickelt, indem er alles an seinen rechten Platz stellt und mit außerordentlicher Kunst den Standpunkt bestimmt, von dem aus der Leser die Tatsachen sehen soll. Schiller hat uns in diesem Sinne ein Werk voll höchster Vollendung gegeben. Niemals verliert er die Verbindung von Ursache und Wirkung aus den Augen. Und ein Strom geistiger Herrlichkeiten fließt durch das Ganze. Seine Charaktere sind mit Scharfsinn erfaßt und dargestellt; jener des Egmont und Dranien z. B. erscheint gewiß jedem Leser als eine seltene Vereinigung von Scharfsinn und Beredsamkeit. Wäre das Werk vollendet, so müßten wir es unter die besten prosaischen Schriften Schillers rechnen, aber es erschien kein zweiter Band, und der erste schließt mit der Ankunft Albas in Brüssel. Nur zwei Bruchstücke, der Sieg von Antwerpen und der Durchzug der Armee Albas zeigen uns, welche herrliche Fortsetzung das Werk gefunden haben würde. Mit diesem Werk war der Dichter Schiller plötzlich unter die angesehenen Geschichtsschreiber Deutschlands getreten. Der Erfolg des Werkes war groß. Zu derselben Zeit sollte nämlich Eichhorn, Professor der Geschichte in Jena, die Universität verlassen. Goethe hatte bereits seinen

neuen Bekannten Schiller der so hochbegabten Regentin von Sachsen-Weimar, Amalie, besonders empfohlen. Die allgemeine Stimmung war auch für ihn, und so wurde Schiller 1789 zum Professor der Geschichte in Jena ernannt.

Mit Schillers Aufenthalt in Jena beginnt nun ein neuer Abschnitt seines Lebens. Jetzt waren Schillers Wanderungen geendet, jetzt konnte er vorwärts blicken auf schönere Tage, wo er seine Begabung ungestört auswalten lassen konnte. Wenige Monate nach seiner Anstellung in Jena verheiratete er sich mit Fräulein von Lengefeld, und so wurde ihm ein Glück, das alles, was er an Lebensfreuden von seiner Zukunft hoffte, in sich schloß. In einem Brief an seinen Freund spricht er sich über dieses Ereignis aus: „Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau, als so verlassen und allein, auch im Sommer. Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz und lebe in ihr. Die Welt kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten; und oft regen sich wieder alte Gefühle in meiner Brust. Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine so harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gehen mir diese Tage dahin. Meinem künftigen Schicksal sehe ich mit heiterm Mut entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziel stehe, erstaune ich selbst, wie alles doch über meine Erwartungen gegangen ist. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziel gleichsam getragen. Von der Zukunft erhoffe ich alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genuß meines Geistes leben, ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren, ein inneres Dichterleben gibt mir sie zurück. Zum Poeten machte mich das Schicksal, ich könnte mich auch, wenn ich noch so sehr wollte, von dieser Bestimmung nie weit verlieren.“

Wie weit diese Erwartungen erfüllt wurden, werden wir aus dem nächsten und beschließenden Theil dieser Lebensgeschichte ersehen.

Von Jena bis zum Tode

1790—1805

Die Pflichten seines neuen Amtes brachten es natürlich mit sich, daß Schiller mit verdoppeltem Eifer das Studium der Geschichte betreiben mußte, das er aus freier Wahl ja schon, wie wir gesehen haben, mit vielem Fleiß ergriffen hatte. Wir sahen auch, wie seine besten Fähigkeiten durch diese Beschäftigung geübt und vervollkommenet wurden. In seinem Kollegium pflegte er am häufigsten aus dem Stegreif zu sprechen. Nach seiner einleitenden Vorlesung zu urtheilen, die in seinen Werken unter der Überschrift: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ aufbewahrt ist, wird wohl nie in Europa eine zweite Geschichtsvorlesung nach so großen und philosophischen Grundsätzen entworfen worden sein. Wie sollte er auch seine Zuhörer auf den Standpunkt des untergeordneten Menschen herabzwingen, für ein Fach zu lernen und für einen äußeren Zweck! Er, der Lehrer, war eine lebendige Persönlichkeit mit dem adelnden Stempel des Strebens nach dem Vollkommenen; und sollte es darum nicht auch für seine Hörer das Wichtigste sein, alles Lernen nur zum Zweck der Menschbildung zu betreiben? Darum wird dieser eigenartige Geschichtsprofessor in seinen Studenten nicht die künftige Berufsformel, sondern einzig und allein den lebendigen Menschen sehen. Und aus diesem Grundsatz heraus wird er Geschichte lehren, als ein philosophischer Kopf zu philosophischen Köpfen. „Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch aus unseren Mitteln einen Beitrag zu legen und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen. Wie verschieden auch die Bestimmung sei, die in der bürgerlichen Gesellschaft Sie erwartet, etwas dazu steuern können Sie alle! Jedem Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgetan, zu der wahren Unsterblichkeit meine ich, wo die Tat lebt und weiterlebt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte.“

Seine Briefe aus dieser Zeit sprechen nicht allein von Fleiß, sondern von Begeisterung; er scheint sein neues Streben mit ganzer Kraft zu verfolgen und zu gleicher Zeit in ein höheres Dasein gehoben zu sein aus Freude über die weite Aussicht auf ein noch unberührtes Gebiet des Denkens, das sich ihm jetzt von allen Seiten eröffnet. Er gestand, daß er mit seinem Beruf außerordentlich zufrieden sei, und daß er jeden Augenblick der Muße benutze, sich in der Geschichte zu vervollkommen. Er beschäftigte sich mit der Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

Dieses Werk, welches 1791 erschien, wird von deutschen Kunst-richtern für sein bestes geschichtliches Werk gehalten. Nach unserer Meinung würde sein „Abfall der Niederlande“, hätte er es vollendet, noch vorzüglicher sein. Wir nennen Schiller einen philosophischen Geschichtschreiber. Seiner Meinung nach ist es Sache der Geschichte, nicht bloß zu erzählen, sondern auch zu erläutern. Die Geschichte umfasse nicht nur eine klare lebendige Darstellung der Begebenheiten und Charaktere, sondern mehr noch eine richtige Darlegung der sittlichen Grundsätze, sowohl der Einzelwesen als ganzer Völker, also eine Philosophie des menschlichen Lebens, nach der man die Ereignisse und ihre Wirkungen beurteilen kann. Damit erhebt sich der Geschichtsforscher auf einen höheren Standpunkt, er kann eine lange Reihe menschlicher Handlungen überblicken und die Antriebe zu diesen Handlungen aus einer Erfahrung herleiten, die sich über viele Länder und Zeitalter erstreckt. Mit den Gedanken erweitern sich auch seine Gefühle: der philosophische Geschichtschreiber wird nicht die Bedürfnisse einer kleinen Gesellschaft oder eines Staates im Auge haben, sondern die der ganzen Menschheit, nicht die Fortschritte in irgend einem Zweig der Künste und Wissenschaften, sondern die des allgemeinen Glücks und der allgemeinen Bildung.

Voltaire wird gewöhnlich nachgerühmt, er habe eine neue Art Geschichte zu schreiben erfunden, und Geschichtschreiber, die ihm folgten, hat man vorzugsweise philosophische genannt. Das kann

nicht richtig sein. Voltaire schrieb die Geschichte wohl mit mehr Geist als seine Vorgänger, aber der Geist darin war durchaus nicht neu. Voltaire wandte die Gedanken des achtzehnten Jahrhunderts auf seinen Gegenstand an, und darin können wir nichts Besonderes und Eigentümliches finden. Denn in den Händen eines denkenden Schriftstellers war die Geschichte zu allen Zeiten „die durch Erfahrung lehrende Philosophie“, das heißt eben der Philosophie, die das Zeitalter dem Geschichtschreiber darbietet. Für einen Griechen oder Römer war es natürlich, die Begebenheiten in der Wirkung auf seine Vaterstadt oder sein Vaterland zu betrachten; denn das Gedeihen und die Machtentfaltung seines Vaterlandes war ihm der Führer bei allen seinen Untersuchungen. Für einen mönchischen Geschichtschreiber war es natürlich, daß er die Fortschritte in den öffentlichen Angelegenheiten nach der Zahl der gestifteten Abteien und die Tugend der Menschen nach der Summe der an die Kirche gemachten Schenkungen schätzte. Ebenso war es für die Denker zur Zeit Schillers natürlich, die Tatsachen der Geschichte nach einem andern Maßstab zu messen, nämlich nach ihrem Einfluß auf das allgemeine Geschick des Menschen und in wie weit sie es vermögen, den Menschen in seinem Streben nach Freiheit, Wissenschaft und Religion zu fördern oder hinderlich zu sein. Jeder dieser Geschichtschreiber forscht nur nach dem Maßstabe, den man zu seiner Zeit für den geeignetsten hält.

Schillers Ansicht in dieser Sache war, wie wir erwarten können, sehr großartig. In einem Brief an seinen Freund Körner schreibt er darüber: „Das Interesse, welches die Geschichte des peloponnesischen Kriegs für die Griechen hatte, muß man jeder neuern Geschichte, die man für die Neuern schreibt, zu geben suchen. Das eben ist die Aufgabe für das Genie, daß man seine Materialien so wählt und stellt, daß sie des Schmucks nicht brauchen, um zu interessieren. Wir Neuern haben ein Interesse in unserer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei weitem nicht gleichkommt. Das Letzte ist

überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragment (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stillestehn. Er kann sich nicht weiter erwärmen, als soweit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist."

Wir müssen dagegen sagen, daß diese kosmopolitische Philosophie etwas übertrieben ist. Die Natur hat doch wohlweise Absichten verfolgt, als sie uns in Familien, in Völkerschaften und Sprachen einteilte; unser innerster Trieb leitet uns, für unser Vaterland, bloß um des Vaterlandes willen begeistert zu schaffen, und es scheint die Aufgabe der Vernunft zu sein, unsere Naturtriebe zu läutern und ihnen die rechte Richtung zu geben, aber niemals sie zu zerstören. Für unsere Zuneigung fordern wir einen einzelnen Gegenstand; das Gefühl, das sich auf die ganze Menschheit erstrecken will, wird durch diese Ausdehnung so sehr geschwächt, daß es in Bezug auf den Einzelnen nicht mehr wirksam ist. Und wie in der Natur, so ist es auch in der Kunst; denn echte Kunst soll das Bild der Natur sein. Eine allgemeine Menschenliebe gibt uns nur eine sehr willkürliche und schwache Regel für unser Verhalten. Und der „Fortschritt der Gattung" wird eben so wenig geeignet sein, unsere Einbildungskraft kräftig anzuregen. Wir halten es nicht mit der Freiheit, sondern mit freien Menschen. Allerdings sollte in der Geschichte ein Geist wehen, der über gewöhnliche Parteinahme hinaus ist. Nur dürfen unsere eigentümlichen sonderartigen Meinungen nicht aufgegeben, sondern geläutert werden, oder, und das ist eine in der menschlichen Natur liegende Bedingung, unsere Empfindungen werden bei einer Ausdehnung über die ganze Menschheit ver-

dunsten und überhaupt schwinden. Vielleicht ist gerade das sicherste Mittel, für alle Nationen zugleich angenehm zu schreiben, das, für eine einzige Nation zu schreiben. Das hat Schiller wohl bemerkt und zum Teil auch befolgt. Und dann ist ja auch der dreißigjährige Krieg ein Gegenstand, bei dem mehr als bei einem anderen Nationalität der Gefühle beinahe ganz wegbleiben kann. Denn dieser Krieg geht nicht bloß Deutschland, sondern ganz Europa an; er ist der letzte Teil der Reformation, und diese gehört dem ganzen Menschengeschlecht zu. Wenn wir uns aber nicht irren, so hat das zu große Streben nach Allgemeinheit sowohl in Gefühlen als in Gedanken dem vorliegenden Werk mehr Schaden als Nutzen gebracht. Die großartige Begeisterung, die das Werk durchdringt, würde uns mehr erheben, wenn sie auf einen engeren Raum beschränkt und einer begrenzteren Klasse von Gegenständen gewidmet wäre. Wir möchten gerade bei diesem Werk Schillers Bestreben, jedem Zeitabschnitt die philosophische Seite abzugewinnen, mehr zurückgedrängt sehen; er hätte dann manche nicht unwichtige Nebenumstände besser gesehen, und sein Werk würde lebendiger geworden sein. Aber trotzdem herrscht in diesem Werk eine Kraft und eine Schönheit, welche die Mängel desselben über alle Maßen ersetzt. Bei jeder Wendung wird unsere Aufmerksamkeit von großen Gedanken gefesselt. Und bewunderungswert sind seine Beschreibungen von Menschen und Begebenheiten; wir erinnern nur an die Charaktere Gustav Adolphs und Wallensteins, an Tillys Übergang über den Lech, an die Schlachten bei Leipzig und Lützen, an den Tod Gustav Adolphs.

Diese erste vollständige Probe von Schillers Begabung im historischen Fach war zugleich auch das Letzte in der Art, was er unternahm. Denn 1791 wurde er plötzlich krank und mußte seine literarischen Arbeiten liegen lassen. Die Krankheit zwang ihn zur Untätigkeit. Er schreibt selbst über seine Krankheit an Freund Körner: „Dieser noch fortbauernde Schmerz auf einer bestimmten Stelle auf meiner Brust, den ich bei starkem Einatmen, Husten oder Gähnen empfinde

und der von einem Gefühl der Spannung begleitet ist, beunruhigt mich in manchen Stunden, da er durchaus nicht weichen will, und läßt mich zweifeln, ob meine Krankheit durch eine vollkommene Krise gehoben ist. Alles andere geht sonst gut, Appetit, Schlaf, Kräfte des Körpers und der Seele, obgleich die Kräfte sehr langsam sich einstellen. — Die Krankheit war mehr Seitenstich als Lungenentzündung. Am dritten Tage spie ich Blut und empfand etwas von Beklemmungen, welche mich aber durch die ganze Krankheit wenig plagten. Auch der Schmerz auf der Seite und der Husten war bei der Heftigkeit des Fiebers überaus mäßig. Einige starke Aderlässe, Blutegel, zweimal Vesikatorien auf der Brust verschafften mir Luft. Der blutige Auswurf färbte sich bald und hatte guten Eiter. Nur die üble Einmischung des Unterleibs machte das Fieber kompliziert. Mein geschwächter Magen brach drei Tage lang alle Medizin weg. In den ersten sechs Tagen konnte ich keinen Bissen Nahrung zu mir nehmen, vom siebenten bis elften Tage nach Mitternacht mußte mir der Arzt Wein geben lassen. Nach dem siebenten Tage wurden meine Umstände sehr bedenklich, daß mir der Mut ganz entfiel; aber am neunten und elften Tage erfolgten Krisen. — Erst acht Tage nach Aufhören des Fiebers vermochte ich einige Stunden außer dem Bette zuzubringen, und es stand lange an, ehe ich am Stode herumkriechen konnte.“

Obwohl diesmal seine starke Natur siegte, so wurde ihm doch seitdem das Glück einer vollkommenen Gesundheit niemals wieder zuteil. Waren doch auch die letzten zehn Jahre seines Lebens in unermüdlicher Geistestätigkeit verfloßen; sein Körper war zu schwach für die gewaltige rastlose Seele, die darin ihren Wohnsitz hatte; und kein Zweifel, die Gewohnheit, des Nachts zu arbeiten, vergrößerte alle Übel noch mehr. Seit seinem Aufenthalt in Dresden war seine Leibesbeschaffenheit schon sehr schlecht; aber dieser rauhe Stoß rief auf einmal alle seine noch übrigen Kräfte auf. Eine Zeitlang war die größte Vorsicht nötig, nur um sein Leben zu erhalten. Und jede geistige Anstrengung von nun an gänzlich einzustellen, war eine der

bestimmtesten Verordnungen, die ihm von den Ärzten vorgeschrieben wurden. Aber Schillers Gewohnheiten und seine häuslichen Verhältnisse stritten gegen dieses Gebot. Er war verpflichtet, für den Lebensunterhalt einer geliebten Gattin zu sorgen, und Untätigkeit war ihm ein Unding. Seine Lage war sehr peinlich; seine Aussichten auf ein ungetrübtes Glück schienen wie von einem giftigen Hauche berührt. Aber trotz dieser höchst drückenden Umstände war er nicht kleinmütig. Und wirklich kam ihm Hilfe wie ein Wunder, von einer Seite, wo er es ganz und gar nicht erwartet hatte. Der Herzog von Holstein-Augustenburg, Christian Friedrich, und sein Minister, der Graf Ernst von Schimmelmann, hatten ihm ein Jahrgelohalt von tausend Talern auf drei Jahre zugesichert. Und keine weitere Bedingung wurde der Schenkung hinzugefügt, als daß er für seine Gesundheit Sorge tragen und alles aufwenden möchte, um wieder zu genesen. Diese großmütige Hilfe wurde mit soviel Zartgefühl dargebracht, daß, wie Schiller sich ausdrückte, ihn dieses Zartgefühl mehr als die Gabe selbst rührte. Wir sollten das Andenken dieses Herzogs und dieses Grafen ehren, sie verdienen es, zugleich beneidet und bewundert zu werden. Am 13. Dezember 1791 kam ihr Brief bei Schiller an. Und gleich an demselben Tage teilte er in unsagbarem Glücksgefühl die herrliche Nachricht seinem Körner mit: „Ich muß Dir unverzüglich schreiben, ich muß Dir meine Freude mitteilen, lieber Körner. Das, wonach ich mich schon so lange ich lebe aufs feurigste gesehnt habe, wird jetzt erfüllt. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer aller Sorgen los; ich habe die längstgewünschte Unabhängigkeit des Geistes. Wie mir jetzt zu Mute ist, kannst Du denken, ich habe die nahe Aussicht, mich ganz zu arrangieren, meine Schulden zu tilgen und unabhängig von Nahrungssorgen ganz den Entwürfen meines Geistes zu leben. Ich habe endlich einmal Muße zu lernen und zu sammeln und für die Ewigkeit zu arbeiten. Aber was detailliere ich Dir dieses alles? Sage Dir selbst, wie glücklich mein Schicksal ist. Ich kann Dir für heute nichts mehr sagen.“ Schillers Antwort an die vornehmen Spender zeugt in so herrlicher

Weise von den tiefsten Tiefen seines Menschentums und von dem gewaltigen Ernst, mit dem er seinen Dichterberuf erfaßte, daß wir ihn hier, wo wir klar den Menschen Schiller sehen wollen, nicht vergessen können.

„Zu einer Zeit, wo die Ueberreste einer angreifenden Krankheit meine Seele umwölkten und mich mit einer finstern traurigen Zukunft schreckten, reichen Sie mir, wie zwei schützende Genien, die Hand aus den Wolken. Das großmütige Anerbieten, das Sie mir tun, erfüllt, ja übertrifft meine kühnsten Wünsche. Die Art, mit der Sie es tun, befreit mich von der Furcht, mich Ihrer Güte unwert zu zeigen, indem ich diesen Beweis davon annehme. Erröten müßte ich, wenn ich bei einem solchen Anerbieten an etwas anderes denken könnte, als an die schöne Humanität, aus der es entspringt, und an die moralische Absicht, zu der es dienen soll. Rein und edel, wie Sie geben, glaube ich, empfangen zu können. Ihr Zweck dabei ist, das Gute zu befördern; könnte ich über etwas Beschämung fühlen, so wäre es darüber, daß Sie sich in dem Werkzeuge dazu geirrt hätten. Aber der Beweggrund, aus dem ich mir erlaube, es anzunehmen, rechtfertigt mich vor mir selbst und läßt mich, selbst in den Fesseln der höchsten Verpflichtung, mit völliger Freiheit des Gefühls vor Ihnen erscheinen. Nicht an Sie, sondern an die Menschheit habe ich meine Schuld abzutragen. Diese ist der gemeinschaftliche Altar, wo Sie Ihr Geschenk und ich meinen Dank niederlege. Ich weiß, meine Verehrtesten, daß nur die Überzeugung, von mir verstanden zu sein, Ihre Zufriedenheit vollendet; darum und darum allein erlaube ich mir, dies zu sagen.

Aber der nahe Anteil, den ein allzu parteiisches Wohlwollen für mich an Ihrer großmütigen Entschliesung hat, der Vorzug, den Sie vor so vielen andern mir erteilen, mich als das Werkzeug Ihrer schönen Absicht zu denken, die Güte, mit der Sie zu den kleinen Bedürfnissen eines Ihnen so fremden Weltbürgers herabsteigen, legen mir gegen Sie die persönlichsten Pflichten auf und mischen in meine Ehrfurcht und Bewunderung die Gefühle der innigsten Liebe. Wie stolz machen

Sie mich, daß Sie meiner in einem Wunde gedenken, den der edelste aller Zwecke heiligt, den der Enthusiasmus fürs Gute, fürs Große und Schöne geknüpft hat. Aber wie weit ist die Begeisterung, welche in Taten sich äußert, über diejenige erhaben, die sich darauf einschränken muß, zu Taten geweckt zu haben. Ich muß Ihnen hier mit den Worten des Fiesko antworten, womit er den Stolz eines Künstlers abfertigt: „Sie haben getan, was ich nur malen konnte!“ Aber, wenn ich es auch vergessen könnte, daß ich selbst der Gegenstand Ihrer Güte bin, daß ich Ihnen die schöne Aussicht zur Vollen- dung meiner Entwürfe verdanke, so würde dennoch in mir eine Ver- bindlichkeit von sehr hoher Art für Sie übrig bleiben. Eine Er- scheinung, wie Sie mir waren, richtet den Glauben an reine und edle Menschheit wieder auf, den so zahlreiche Beispiele vom Gegen- teil in der wirklichen Welt niederschlagen. Unausprechliche Wollust ist es für den Maler der Menschheit, im wirklichen Leben auf Züge desjenigen Bildes zu treffen, das sich in seinem Innern verklären und seinen Schilderungen zugrunde liegen muß. Durch Ihre Unter- stützung werde ich mich in den Stand gesetzt sehen, meine Gesundheit allmählich wiederzugewinnen. Gegenwärtig bin ich noch immer den Rückfällen in eine Krankheit ausgesetzt, die mir den Genuß der reinsten Lebensfreuden schmälert, und nur sehr langsam, wie sie kam, wird sie zu heben sein.“

Krankheit an und für sich ist für alle Menschen ein Elend; haupt- sächlich aber für feinerfühlende und reicher begabte Gemüther, die gleichsam als Lohn für soviel Vorzüge von ihr am häufigsten und in ihrer traurigsten Gestalt heimgesucht werden. Für den Dichter wie für jeden, dessen höchstes Glück in der Ausübung seiner geistigen Fähigkeiten besteht, ist es ein grausames Loß, wenn ihm das sonnige Land seiner Träume, oft das einzige Gebiet, über das er Herr ist, durch die Schatten des Schmerzes verunstaltet und verdunkelt wird, wenn seine seelischen Kräfte in der Gefangenschaft eines fränklichen Körpers gefesselt und gelähmt sind.

Bei einer nach außen gerichteten Tätigkeit, bei einer gröberen Be-

schäftigung, besonders bei einer angemessenen Seelenruhe kann man bei gewissen krankhaften Zuständen doch immer noch manches vollbringen und genießen. Aber für den, dessen Welt nur im Reich der Gedanken liegt — hat der Gisttau der Krankheit einmal jene Welt berührt und ihre Schönheit verdunkelt und verzehrt — für den scheint bis zu seinem Ende nichts weiter als Kleinmut, Bitterkeit und Verzweiflung übrig zu bleiben.

Wehe ihm, wenn auch sein Wille wankt, wenn es ihm an entschlossenem Mut fehlt und er seinen Nacken unter das Joch dieses neuen Feindes beugt. Müßiggang und eine zerstörte Einbildungskraft werden bald ihre Herrschaft über ihn ausüben, ihn beunruhigen, ihn bis zum Wahnsinn quälen. Fürwahr, die Sklaverei der Algerier ist im Vergleich mit der eines geistvollen dahinsiechenden Mannes, der mutlos geworden seiner Last erliegt, Freiheit zu nennen. Seine irdische Wohnung verwandelt sich in ein düsteres Gefängnis, durch jeden Nerv schleicht sich Unmut und Kummer ein; und die Seele, durch übermäßige Leiden betäubt, oder eine Beute für die Gespenster der Verzweiflung, schmachtet in trübsinniger Einsamkeit dahin, sie ist, möchte man sagen, zu einem Leben im Tode, zum Bewußtsein eines mit der Vernichtung ringenden Daseins verdammt, dem die zum letzten Gange erforderliche Kraft mangelt. So sehen oft die Früchte einer langwierigen Krankheit bei Menschen von sonst schätzenswerten Eigenschaften und Begabungen aus, deren Reizbarkeit jedoch ihre Seelenstärke übertrifft. Anders bei Schiller; er widerstand den bösen Wirkungen der Krankheit durch das einzige kräftige Gegengift, durch den kühnen Entschluß, ihrer ganz und gar nicht zu achten. Sein Geist war zu feurig, zu ungeschwächt, um dieser Not zu erliegen; er ertrug die Fesseln eines siechen Körpers unwillig, und noch mitten in seiner Krankheit fuhr er fort, den wichtigen Beruf seines Lebens mit unermüdblichem Eifer weiter zu erfüllen. Noch kaum genesen, ergriff er wieder seine geistigen Beschäftigungen, und war das Feuer seiner dichterischen Begeisterung so stark, daß er die Krankheit vergaß. Auf diese durch und durch männliche Weise

nahm er dem Übel seine am schärfsten verwundende Kraft. Mochte sein Körper Schmerzen leiden, der freie Flug seines Geistes blieb ungelähmt, und die Freude an allem Schönen, Großen und Guten blieb ihm in derselben Kraft. Als seine Gesundheit schon zerrüttet war, schrieb er seine erhabensten und schönsten Werke. Und zu keiner Zeit seines Lebens entfaltete er mehr Heldenmut.

Nach dieser harten Krankheit und der freundlichen Fürsorge, die ihm aus Dänemark zuteil wurde, scheint er sein Verhältnis zu der Universität Jena nach und nach gelöst und seine historischen Arbeiten aufgegeben zu haben. Das war jedoch nur eine Veränderung, keineswegs eine Verminderung seiner geistigen Tätigkeit. Schon hatte er seine Aufmerksamkeit auf Gegenstände neuer Art gerichtet. Kants Philosophie zog ihn an. Er schreibt an Körner: „Du errätest wohl nicht, was ich jetzt lese und studiere? Nichts Schlechteres als Kant. Seine Kritik der Urteilskraft, die ich mir selbst angeschafft habe, reißt mich hin durch ihren lichtvollen geistreichen Inhalt und hat mir das größte Verlangen beigebracht, mich nach und nach in seine Philosophie hineinzuarbeiten.“

Das System der transzendentalen Philosophie des Königsberger Professors hatte sich in den letzten zehn Jahren über Deutschland verbreitet, welches dadurch in den lebhaftesten Streit geraten war. Kants geistige Vorzüge fanden allgemeine Anerkennung. Das Geheimnisvolle dieser Lehre zog den Geist der Deutschen an, für den das Dunkle und Unbestimmte stets angenehme Eigenschaften sind, den Geist dieser Nation, die sich vor keiner Arbeit scheut, und der ein gewisser Grad von Dunkelheit natürliches Element sein mag, die freilich wesentlich notwendig ist, um jener grübelnden Begeisterung, die einen Hauptzug ihres Wesens ausmacht, freies Spiel zu gewähren. Kants Philosophie fand darum zahlreiche Schüler, die mit einem Eifer seinen Gedanken nachgingen, der seit den Zeiten des Pythagoras ohne Beispiel war. Allerdings wurde dieser Eifer bald zum Fanatismus, denn Kants wärmste Bewunderer sehen ihn mehr im Licht eines Propheten als in dem eines bloß

irdischen Menschen. Dieser Begeisterung entsprach auf der anderen Seite ein ebenso eifriger Tadel. Und die Gegner traten ebenso entschieden auf wie die Bewunderer. Von den Gegnern nennen wir als die vorzüglichsten Herder und Wieland. Herder, Geistlicher in Weimar, scheint das, was er so eifrig bekämpfte, nie verstanden zu haben; weil er die Kantische Philosophie heterodox fand, darum beschuldigte und verdammt er sie. Die jungen Theologen kamen von der Universität Jena mit schwindelnden Köpfen und angefüllt mit seltsamen Lehren zurück, die sie vor den Examinatoren des weimarschen Konsistoriums in solchen Ausdrücken kundgaben, daß sie von diesen ehrwürdigen Personen gar nicht verstanden wurden, man nahm sie vielmehr mit großem Unwillen auf. Daher Tadel und Verweise und eine außerordentliche Erbitterung zwischen den jungen Kandidaten und dem Konsistorium; ein junger Geistlicher in Weimar erschoss sich dieser Zwistigkeiten wegen. Wir verstehen Herders Angriffe gegen Kant. Wieland wurde aus einer anderen Ursache zum Gegner Kants. Er hatte sein ganzes Leben daran gearbeitet, seine Landsleute mit einer Art von gemildertem Epikureismus zu beschenken und in Deutschland einen glatten und zierlichen sehr leichten Geschmack einzuführen. Kants Lehre trieb dieses schwache System aber mit der Gewalt eines Sturmwindes vor sich her. Es schmerzte ihn, das Werk eines halben Jahrhunderts zerstört zu sehn, und er bildete sich ein, daß es ohne Kants Philosophie von Dauer gewesen wäre. So standen Herder und Wieland gegen die Transcendental-Metaphysik auf. Aber sie blieben nicht ohne Gegner. Ein Aufruhr, ohne gleichen seit Luthers Zeiten, unter den denkenden Männern Deutschlands. Fast alle Geister der Nation traten, entweder geheim oder öffentlich, auf die eine oder die andere Seite. Nur Goethe schien seine gewohnte Fassung beizubehalten. Mit seinem hellen Verstand sah er ein, daß das Kantische System wie jedes andere seinen Tag habe. Und Goethe hat es noch erlebt, wie weise dieser Ausspruch war, der für sein Genie und seine Denkungsart so charakteristisch ist.

An diesen Streitigkeiten, die bald die Grenzen der Mäßigung und des Anstandes überschritten, nahm Schiller keinen Anteil. Aber wohl war ihm das Aufsehen, das diese Lehre erregte, ein neuer Antrieb, in ihr Forschungen anzustellen. Es war ja auch so viel in diesem System, was dafür sprach, daß ein Mann wie Schiller nach ihm mit heftiger Neugier greifen mußte. Da wurde der Unterschied zwischen Materie und Geist erklärt, die verworrenen Begriffe von Notwendigkeit und freiem Willen berichtigt, die wahren Gründe unseres Glaubens an Gott aufgestellt, die Beweise für die Unsterblichkeit unserer Seele erbracht, und so endlich nach tausend Fehlgriffen das Rätsel unseres Daseins zu erklären. Seine Fortschritte im Studium Kants wurden durch seine gegenwärtigen Umstände begünstigt. Jena war damals die Hauptquelle der Kantschen Lehre geworden. Reinhold, einer von Kants fähigsten Schülern, war damals Schillers Kollege und täglicher Gesellschafter, und er unterließ es nicht, seinem Freunde in den philosophischen Forschungen beizustehen und ihn zu ermuntern, das Studium fortzusetzen. Und unter seiner Anleitung entdeckte Schiller sehr bald, daß die neue Philosophie wenigstens poetischer als die von Leibniz war und einen großartigeren Charakter trug. Wie weit Schiller in das Geheimnis der Kantschen Philosophie eindrang, vermögen wir nicht zu sagen. Die Metaphysik und Logik scheinen keinen bleibenden Eindruck auf ihn gemacht zu haben; denn in seinen Schriften ist ihr Einfluß kaum merkbar. Das einzige Fach, dem er sich mit seinem großen Eifer widmete, war das, das auf die bildenden Künste und die moralische Einwirkung derselben Beziehung hat, und die in der Kantschen Sprache mit dem Namen Ästhetik oder der Lehre von den Gefühlen und Empfindungen bezeichnet wird. Über diese Gegenstände hatte er bereits eine Menge Gedanken gesammelt. Diese nun durch neue Symbole ausgedrückt, in systematische Formen gebracht und durch eine allgemeine Theorie verbunden zu sehen, mußte notwendig seinem Geist Freude gewähren und ihm ein Antrieb sein, seine Forschungen weiter zu verfolgen. Das neue Licht, das in ihm im

Lauf dieser Betrachtungen aufdämmerte, leuchtet aus verschiedenen Abhandlungen hervor. Von diesen sind die längsten und ausgearbeitetsten der „Versuch über Anmut und Würde, über naive und sentimentalische Dichtung“ und die „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“. Die anderen Stücke reden über die tragische Kunst, über das Pathetische, über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen, über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen der Kunst.

Es ist häufig bezweifelt worden, ob für Schillers Genie aus diesem fleißigen Studium der ästhetischen Metaphysik ein Nutzen entsprang. Es war natürlich, daß ihm nach solchen Forschungen seine dichterischen Schöpfungen schwieriger werden mußten. Ich wage zu behaupten, daß ein Teil der Grundsätze dieser kritischen Theorie Irrthum, der größere Teil davon zu weit hergeholt und spitzfindig war, um sie in Anwendung bringen zu können. Nun wünscht man aber mit Recht mehr ein gediegenes als ein schnelles Arbeiten. Und einem Geist wie Schiller, der so reich an Kraft, an Gedanken, an Bildern war, konnte eine sorgsamere Auswahl nicht nachtheilig werden. Und wenn sich auch in die Regeln, nach denen er sich selbst beurtheilte, manche Irrtümer einmischten, so unterliegt doch keinem Zweifel, was schlimmer ist: sich nur oberflächlich oder ganz und gar nicht zu beurtheilen, oder es nach einem falschen Maßstabe zu tun. Und dann mußte ja auch ein Mann wie Schiller, war er einmal daran gewöhnt, auf die Arbeit seines Geistes zu achten, die Erzeugnisse desselben zu prüfen, mit der Zeit immer deutlicher einsehen, was an den Grundsätzen, nach denen er sie prüfte, falsch war. So war die Gewähr gegeben, daß das heilsame seiner Selbstkritik ohne Nachteile bei ihm blieb. Gewiß gibt es einen allzu verfeinerten Geschmack, eine Vollkommenheitsucht, wodurch der freiere Flug des Geistes gehemmt oder schließlich sogar vollständig vernichtet werden kann. Schillers Gedanken hierüber sind in folgendem Auszug eines Briefes niedergelegt, der als Zeugnis seiner Bestrebungen und seines geistigen Standpunktes in jenem Zeitabschnitt

von Bedeutung ist: „Die Kritik muß mir jetzt selbst den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat. Und geschadet hat sie mir in der That; denn die Kühnheit, die lebendige Blut, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermißte ich schon seit mehreren Jahren. Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeisterung, und meine Einbildungskraft beträgt sich mit müder Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erst so weit, daß mir Kunstmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgesitteten Menschen die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre vorige Freiheit wieder zurück und setzt sich keine andern als freiwillige Schranken.“

Schillers jetzt folgende Schriften sind der beste Beweis, daß er sich in seinen Erwartungen nicht verrechnet hatte.

Seine historischen und kritischen Arbeiten, die ihn so ernstlich beschäftigt hatten, konnten nicht ohne kräftige Einwirkung auf seine geistige Richtung bleiben. Beinahe fünf tätige Jahre hatte er mit Studien zugebracht, die fast einzig den Verstand oder die mit demselben verwandten Eigenschaften in Anspruch nahmen. Und dieser Fleiß, verbunden mit dem ihm innewohnenden eigentümlichen Feuer, hatte seine Gedanken außerordentlich vervollkommenet. Die Geschichte hatte ihn mit Schilderungen von Sitten und Begebenheiten und mit wunderbaren Lebensschicksalen bereichert; sie hatte ihn die Menschen der Natur in ihren vielfachen Formen treuer und richtiger zu erfassen gelehrt und ihm von dem Charakter und der Bestimmung des Menschen eine neue Auffassung gegeben. Das Gebiet seines Geistes war erweitert durch eine Menge von Bildern und Beobachtungen und erleuchtet durch neue und fruchtbare Gedanken. Aber das bloße Verstehen konnte ihm nicht genügen, eben weil seine dichterischen Fähigkeiten dabei unbeschäftigt blieben. Denn sein ursprünglicher natürlicher Beruf war die Dichtkunst. Seine anderen Fähigkeiten, mochten sie noch so ausgebildet sein, dienten bloß als Stoff und Handwerkszeug für seinen schöpferischen Dichtergeist. Aber sie erschienen auch als unvollkommen, solange sie sich nicht zu

der reinen und vollendeten Form des Schönen erhoben hatten, wohin sich nur ein solcher Geist aufzuschwingen vermag. Das erste jugendliche Aufflammen seines dichterischen Feuers war längst vorüber; aber dieser durch das Studium der Philosophie und Geschichte gewonnene neue Zuwachs von Gedanken und Empfindungen entzündete es von neuem und war nun zu einer ruhigeren helleren Flamme geläutert worden. Große Bilder einer bis jetzt unerreichten Vollkommenheit, Lichtstrahlen idealer Schönheit schwebten abwechselnd seinem Geiste vor, und er sehnte sich danach, ihnen Gestalt zu geben. Seine kritischen Studien hatten ebenfalls seine Begriffe von Kunst erhöht. Er hatte die neueren kritischen Schriftsteller, auch Aristoteles und die alten Dichter studiert. Und sorgsam war er bemüht gewesen, das Wahre aus einem jeden sich anzueignen und ihre Grundsätze mit den seinigen in Übereinstimmung zu bringen. Während dieser Studienzeit hatte er seine Gedanken nebenher in kleineren Gedichten niedergelegt. Aber die gewährten ihm jetzt nicht mehr genug Spielraum für die erhabenen Bilder seiner Phantasie und für die gewaltigen Anforderungen, die er an ein Kunstwerk stellte. Im Bewußtsein seiner Kraft scheute er es nicht, sich in den höchsten Gattungen der Kunst zu versuchen. Die Beschäftigung mit Homer gab ihm den Gedanken eines epischen Gedichts. Als Helden dachte er sich zuerst Gustav Adolph, später Friedrich den Großen. Zu welchen Höhen epischer Gestaltung Schiller strebte, geht aus folgendem Brief hervor:

„Ein episches Gedicht im achtzehnten Jahrhundert muß ein ganz anderes sein, als eines in der Kindheit der Welt. Und eben das ist, was mich an diesem Gedanken so anzieht. Unsere Sitten, der feinste Duft unserer Philosophen, unserer Verfassungen, Häuslichkeit, Künste, kurz alles muß auf eine ungezwungene Art darin niedergelegt werden und in einer schönen harmonischen Freiheit leben, so wie in der Iliade alle Zweige der griechischen Kultur. Ich bin auch garnicht abgeneigt, mir eine Maschinerie dazu zu erfinden; denn ich möchte auch alle Forderungen, die man an den epischen Dichter von

Seiten der Form stellt, haarscharf erfüllen. Diese Maschinerie, die bei einem so modernen Stoff, in einem so prosaischen Zeitalter die größte Schwierigkeit zu haben scheint, kann das Interesse in einem hohen Grade erhöhen, wenn sie eben diesem modernen Geist angepaßt wird. Es rollen allerlei Gedanken darüber in meinem Kopf bunt durcheinander, aber es wird sich noch etwas Helles daraus bilden. Aber welches Metrum ich dazu wählen würde, erräthst Du wohl schwerlich — kein anderes als Ottaverime. Alle anderen, das jambische ausgenommen, sind mir in den Tod zuwider, und wie angenehm müßte der Ernst, das Erhabene in so leichten Fesseln spielen, wie sehr der epische Gehalt durch die weiche sanfte Form schöner Reime gewinnen. Singen muß man es können, wie die griechischen Bauern die Iliade, wie die Gondolieri in Venedig die Stanzas aus dem befreiten Jerusalem. Auch über den Abschnitt aus Friedrichs Leben, den ich wählen würde, habe ich nachgedacht. Ich hätte gern eine unglückliche Situation, welche seinen Geist unendlich poetischer entwickeln läßt. Die Haupthandlung müßte womöglich sehr einfach und wenig verwickelt sein, daß das Ganze leicht zu übersehen bliebe, wenn auch die Episoden noch so reichhaltig wären. Es gibt hier kein besseres Muster als die Iliade.“

Schiller führte diesen so philosophisch entworfenen Plan nicht aus, ja er begann die Arbeit nicht einmal. Er fühlte auch, daß die wahre Heimat seines Geistes das Drama sei, und er kehrte darum zum Drama zurück. Die Geschichte des dreißigjährigen Krieges gab ihm einst den Gedanken, Gustav Adolph zum Helden eines epischen Gedichts zu machen. Dasselbe Werk lieferte ihm Stoff zu einem Trauerspiel, zum Wallenstein. Es war nichts Leichtes, was er jetzt begann, denn ein gewöhnliches Schauspiel genügte ihm nicht mehr. Er verlangte einen herrlichen vielumfassenden Gegenstand, den er mit seinen seit Jahren angehäuften dichterischen und geistigen Schätzen, mit seinem Reichtum an neuen Gefühlen und mit seinen erweiterten Gedanken von Kunst schmücken konnte. Während er die Geschichte Wallensteins studierte und den Stoff von allen Seiten

betrachtete, stiegen neue Gedanken in ihm auf, der Gegenstand wurde größer und wechselte darum oft seine Form. Natürlich ging die Arbeit am Wallenstein nur sehr langsam und unregelmäßig vor-
statten. Aber obwohl sich die Schwierigkeiten in dem Maße vermehrten, in dem Schillers Gedanken sich erweiterten und ehrgeiziger wurden, ließ er doch in seinem Streben nicht nach und widmete diesem Werk Jahre durch seine schönsten Stunden und seine edelsten Geisteskräfte. Zu untergeordneten Beschäftigungen, welche Fleiß, aber keine Begeisterung verlangten, blieb ihm immer noch reichlich Muße, denn es lag in seiner Naturanlage, auch nicht eine einzige Stunde zu verschwenden.

Ende des Jahres 1792 nahm eine neue Sache seine Aufmerksamkeit in Anspruch, und er hatte damals die ernsthafte Absicht, sich in die Politik zu mischen. Die französische Revolution hatte ihn anfangs mit Hoffnungen für die Sache der Menschheit erfüllt, die sich jedoch bald, besonders nach Ludwigs Gefangennehmung, schnell in Furcht verwandelten. Schiller nahm an dem Schicksal des unglücklichen Fürsten und an der Sache der Freiheit, die ihm bedroht schien, einen so lebhaften Anteil, daß er beschloß, das französische Volk und die ganze Welt anzurufen. Die Stimme der Vernunft, die für Freiheit und Ordnung in die Schranken tritt, konnte, meinte er, in dieser Zeit des Schreckens und des Wahnsinns einen heilsamen Eindruck machen. Schiller entwarf schon in Gedanken seine Schrift und erkundigte sich nach einem guten Übersetzer. Aber der schnelle Fortschritt der Begebenheiten machte sein Eingreifen überflüssig. Ludwig starb auf dem Schaffott, die Familie der Bourbonen wurde ermordet oder in die Verbannung getrieben, die französische Regierung verwandelte sich immer mehr in ein grausenregendes Chaos, in dem die ruhige Stimme der Vernunft kein Gehör mehr erwarten durfte. Schiller wandte sich von diesen blutigen Greueln ab. Es scheint uns, als zeigten sich in seinen folgenden Schriften die Spuren einer größeren Achtung für althergebrachte Einrichtungen, eine größere Ehrfurcht für die Würde der Gewohnheit und ein schwächerer

Glaube an die menschliche Vervollkommnungsfähigkeit. Dieser Wechsel ist die gewöhnliche Frucht der reiferen Jahre.

Hatte er durch jahrelange ernste Arbeit seine neuen Gedanken von Welt und Menschheit bis zur unerschütterlichen Überzeugung in sich gefestigt, so fühlte er jetzt umso brennender das Bedürfnis, diese Gedanken als Lehrer und Erzieher unter sein Volk zu tragen. Er, dem das Wesen eines Eroberers von Natur aufgeprägt war, faßte den kühnen Entschluß, die geistigen Kräfte in Deutschland zu einem Arbeitsbund zusammenzuschließen und ihnen die herrschende Stelle im öffentlichen Leben zu erringen. Es galt, das gesamte Schrifttum zu reformieren. Die *Thalia* hatte er längst als unzulänglich erkannt. Und es gehörte schon lange zu seinen Lieblingsplänen, eine andere Zeitschrift zu unternehmen, die nach einem umfassenderen Plane gearbeitet, mit mehr Geschick ausgeführt, einen größeren Kreis literarischer Gegenstände umfassen könne. Viele der ausgezeichnetsten Köpfe Deutschlands hatten ihm ihren Beistand zugesichert. Auch Goethe, der allein schon eine ganze Schar aufwog, wollte mit ihm gehen. Denn das war das große Ereignis dieser Zeit, daß durch das unablässige Streben Schillers eine Freundschaft dieser beiden mächtigen Geister angebahnt wurde. Schon kurz zuvor hatte eine fruchtbare Zusammenkunft der beiden stattgefunden. Folgen wir der Erzählung dieser Begebenheit, wie Goethe sie selbst niedergeschrieben hat:

„In Jena war eine naturforschende Gesellschaft gegründet worden, an deren Sitzungen ich gewöhnlich teilnahm. Einstmals fand ich Schiller daselbst. Wir gingen zufällig beide zugleich heraus, ein Gespräch knüpfte sich an, er schien an dem Vorgetragenen teilzunehmen, bemerkte aber sehr verständig und einsichtig und mir sehr willkommen, wie eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuten könne. Ich erwiderte darauf: daß sie dem Uneingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleiben und daß es doch wohl noch eine andere Weise geben könne, die Natur nicht besonders und vereinzelt vorzunehmen, son-

dern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Teile strebend darzustellen. Er wünschte hierüber aufgeklärt zu sein, verbarg aber seine Zweifel nicht, er konnte nicht eingestehen, daß ein solches, wie ich behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe. Wir gelangten zu seinem Hause, das Gespräch lockte mich hinein, da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ mit manchen charakteristischen Federstrichen eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er nahm und schaute das alles mit großer Theilnahme, mit entschiedener Fassungskraft. Als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee. Ich stutzte verdrießlich einigermaßen, denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus „Anmut und Würde“ fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte sich regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte, daß kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen und sie sogar mit Augen sehe. Schiller, der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte als ich und mich auch wegen der „Horen“, die er herauszugeben im Begriff stand, mehr anzuziehen als abzustößen gedachte, erwiderte darauf als ein gebildeter Kantianer, und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruch entstand, so ward viel gekämpft und dann Stillstand gemacht; keiner von beiden konnte sich für den Sieger halten, beide hielten sich für unüberwindlich. — Der erste Schritt war jedoch getan, Schillers Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest, die sich ihm näherten, ich nahm Theil an seinen Absichten und versprach, zu den Horen manches, was bei mir verborgen lag, herauszugeben. Seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und schätzen gewohnt war, trug das ihrige bei zu dauerndem Verständnis, alle beiderseitigen Freunde waren froh, und so besiegelten wir durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und andere manches Gute gewirkt hat.“

Zu Ende des Jahres 1793 also hörte die „Thalia“ auf, und

anfang 1794 erschien die erste Nummer der Horen, deren Inhalt eine Reihe gehaltvoller philosophisch-kritischer Aufsätze war. Der Musenalmanach, dessen Herausgabe er ebenfalls besorgte, steckte sich kein so hohes Ziel, er sollte nur eine Reihe kurzer poetischer Arbeiten bringen, die von verschiedenen Seiten gesammelt wurden und oft keinen anderen Zusammenhang aufwiesen als ihre zufällige Aneinanderreihung. Im Musenalmanach und in den Horen erschienen einige von Schillers schönsten kleineren Gedichten zum ersten Mal. Viele dieser Stücke, besonders seine Balladen aus jener Zeit, verdanken ihr Dasein einem freundschaftlichen Wettstreit mit Goethe. Aber die merkwürdigste Dichtung, die in den Blättern des Musenalmanachs erschien, waren die Xenien, eine Sammlung von Epigrammen. Die Horen fanden nämlich nicht die erwartete freudige Aufnahme, sondern von vielen Seiten trat man ihnen mit Kälte und Feindseligkeit entgegen. Denn je kräftiger und klarer sich die neuen Werte im Bewußtsein Schillers und Goethes herausarbeiteten, umso mehr begann man die Folgen dieser Vereinigung zu fürchten. Die Angriffe dieser Leute reizten die beiden erhabenen Genossen so lange, bis sie endlich eine ernstliche Kenntnis davon nahmen und beschloßen, ein gemeinsames Strafgericht über verständnislose Autoren und böswillige Rezensenten abzuhalten. So entstanden die Gastgeschenke, die Xenien. „Das meiste war,“ wie Schiller sagt, „wilde Satire, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Produkte, untermischt mit einzelnen poetischen und philosophischen Gedankenblitzen.“ Man gedachte anfangs, die Zahl auf Tausend zu bringen, und die spitzen Epigramme sprudelten nur so hervor. Oft gab der eine den Gedanken, der andere die Form, oft schrieb der eine den Hexameter, der andere den Pentameter. Es war ganz und gar eine gemeinsame Arbeit. Aber die Zahl Tausend wurde nie erreicht. Goethe arbeitete an seinem Wilhelm Meister und hatte den Gedanken, die Sammlung zu vervollständigen, bald aufgegeben. So wurden die Xenien als abgerissene Teile gedruckt, ohne Ansprüche an ein Ganzes zu machen. Aber immerhin er-

schienen noch genug, um unter den Gegnern einen ungeheuren Auf-
ruhr zu erregen. Von allen Seiten schrie man gegen die beiden
Freunde und beantwortete ihre Xenien mit Schimpf und Schmähung.
Da sie aber nicht gegen Menschen, sondern gegen Tatsachen Krieg
führten, so konnte ihnen nichts wirklich Strafbares zur Last gelegt
werden. Und die beiden großen Dichter gingen unbeirrt ihres
Weges weiter.

Goethes Mitwirkung, die Schiller bei diesem Unternehmen so leicht
erhalten hatte, war ihm bei all seinem Streben fortan von großem
Nutzen. Sie waren beide Geister erster Art, doch von ganz ent-
gegengesetzter Richtung, einer konnte von dem andern lernen und
Aufschluß und Anregung erhalten. Obgleich jeder nach einer be-
sonderen Art von Vollkommenheit strebte, so konnte er doch des
anderen Vorzüge freudig anerkennen. Die Vertraulichkeit scheint
von beiden Seiten gleich offen und herzlich gewesen zu sein, und
die Verschiedenheit ihrer Anlage muß derselben einen besonderen
Reiz verliehen haben. Es war für Schiller von großem Nutzen,
sich einem Geist mittheilen zu können, der zwar so kühn wie er nach
dem Ziele strebte, aber doch bei weitem kälter und zweiflerischer
war. Oft fanden sie in ihren Gedanken eine auffallende Ähnlichkeit,
die ihnen um so willkommener war, da sie wußten, aus welchen ver-
schiedenen logischen Vorderfällen diese harmonischen Schlüsse ge-
zogen waren. Schriftlich und mündlich unterhielten sie sich über
solche Gegenstände. Sie pflegten einander lange Besuche zu
machen. Mancher wäre wohl gern fünfzig Meilen zu Fuß gereist,
um der Dritte unter ihnen sein zu können.

Wir dürfen ein Ereignis nicht übersehen, das vor dieser Zeit liegt
und die Ausführung eines längst gehegten Wunsches war. Im
Jahre 1793 besuchte Schiller seine Eltern in Schwaben und brachte
dort sieben fröhliche Monate zu. Der Herzog hat ihm kein Hindernis
in den Weg gelegt und ihm zu verstehen gegeben, daß er von seiner
Reise keine Rentnis nehmen wolle. Und in Ludwigsburg, auf hei-
matlichem Boden, wurde ihm sein ältester Sohn geboren. Ein

schönes Denkmal dieses seines letzten Aufenthaltes in der Heimat war die Büste, die der ihm befreundete Bildhauer Dannecker damals von ihm entworfen hat.

Bei so mannigfachen Arbeiten und Vergnügungen, bei einer so vielseitigen Geistesätigkeit hatte Schiller seinem körperlichen Unwohlsein nicht gestattet, um sich zu greifen und seine geistigen und moralischen Kräfte zu untergraben. Zu keiner Zeit seines Lebens entfaltete er glänzender seinen hohen, entschlossenen Charakter. Sein Ruhm stand schon auf festem Grunde, und häusliche Noth erforderte jetzt nicht mehr die unausgesetzte Anstrengung seiner Kräfte, und an seinem Körper nagte still eine unheilbare Krankheit. Aber dennoch kannte er kein Rasten. Sein feuriger Geist, der in der Jugend jeden Widerstand und Druck besiegt, der gegen jede unsichere Lage im Leben angekämpft hatte und aus manchen Versuchungen rein hervorgegangen war, der unterlag auch jetzt nicht diesem letzten schrecklichen Feinde. Gerade jetzt kam die fruchtbarste Zeit seines literarischen Lebens und trotz aller Hemmungen wohl auch die glücklichste. Die mit der Krankheit beständig verbundene düstere Trübsinnigkeit, die Herz und Geist zu umnachten droht, drängte er durch Tätigkeit und Willenskraft zurück. Dann waren auch die heftigen Anfälle seiner Krankheit selten, und sein Leben bot ihm ihm viel Erfreuliches. Die Welt ehrte und bewunderte ihn, seiner Noth war abgeholfen, die dauerhaftesten Freuden gab ihm sein glücklicher Familienkreis, seine Arbeit begeisterte ihn, er hatte Freunde; kurz, Schiller genoß viele Freuden, die er meistens sich selbst zu verdanken hatte.

Die hervorstechendsten Eigenschaften seiner Lebensweise in Jena waren Einförmigkeit und Einfachheit. Die einzige Ausschweifung, die er sich erlaubte, war sein Eifer für die Dichtkunst, eine Sünde, die er sich ein ganzes Leben lang zu Schulden kommen ließ. Schon hatte seine Gesundheit unter der Gewohnheit, des Nachts zu arbeiten, viel gelitten; aber noch immer war der Reiz dieser Gewohnheit für seine Selbstverleugnung zu groß, und er unterließ sie nur bei

heftigen Krankheitsanfällen. Ihm galt als das höchste Entzücken des Lebens jene schaffende Glut der Begeisterung, jener schöne Wahnsinn, der den Dichter zu einem Geschöpf höherer Ordnung macht, ihn in lichtere Welten voller Pracht und Schönheit emporträgt und seinen ganzen Menschen durch das Bewußtsein einer Auswaltung aller in ihm wohnenden Kräfte ergötzt. Um dieses Vergnügen in seinem ganzen Umfange zu genießen, war ihm die Stille der Nacht mit ihrem feierlichen Einfluß auf die Gedanken des Menschen schließlich unentbehrlich geworden. Deshalb pflegte er auch jetzt wie in früherer Zeit die gewöhnliche Ordnung der Dinge umzukehren: Bei Tage las er, ergötzte sich an dem Anblick der Natur, unterhielt sich mündlich oder schriftlich mit Freunden; und bei Nacht schrieb und arbeitete er. Und da sein Körper dabei nur zu oft ermattet und erschöpft war, gewöhnte er sich an schädliche Reizmittel, die wohl für den Augenblick Kraft verleihen, aber dieselbe nur um so schneller und sicherer aufreiben. Den größten Teil des Sommers brachte er in seinem Gartenhäuschen in der Nähe von Jena zu. „Eine schöne Landschaft,“ schrieb er an Goethe, „umgibt mich, die Sonne geht freundlich unter, und die Nachtigallen schlagen. Alles um mich herum erheitert mich, und mein erster Abend auf dem eigenen Grund und Boden ist von der fröhlichsten Vorbedeutung.“ Hier arbeitete er in den Sommermonaten an seinem „Wallenstein“. Im Winter wohnte er ebenfalls abgeondert vom Gewühl der Menschen im Griesbachschen Hause, hinten hinaus am Stadtgraben. Im Sommer fand man ihn bis gegen drei, im Winter bis vier, auch wohl fünf Uhr morgens an seinem Schreibtisch. Wäre die Vorsicht in Schillers Charakter eine Haupteigenschaft gewesen, so würde er wahrscheinlich diese Gewohnheit aufgegeben oder sie nie angenommen haben. Gewiß war es ein Fehler von ihm, seine Kraft so zu verwüsten; aber doch einer von den Fehlern, die unsere Ehrfurcht vor dem, der sie ausübt, nur noch erhöht. Nur kalte Tabler können verdammen, was aus dem edlen Feuer seines Geistes für das Beste und Höchste entsprang. Die Wirkung seines über-

mäßigen Eifers, den wir beklagen und verehren, war traurig, aber sein Ursprung war edel. Wer kann Schillers Gefühle in dieser Einsamkeit schildern, ohne von seiner Größe ergriffen zu werden. Die von Arbeit erschöpfte Seele, die ihr Dasein auf dem Altar der Ewigkeit opfert, unter dem schweigenden Sternhimmel der Nacht allein. Hier in diesen heiligen Nachtstunden sollte sich der Glanz, der den Geist eines gleich uns vergänglichen Menschen erleuchtete, verewigen. Und die in diesen Nachtstunden erkämpften Bilder und Gedanken sollten in künftige Zeitalter übergehen und in menschlichen Herzen fortleben, wenn längst schon das Herz, das zuerst davon erglühete, in Staub und Asche zerfallen war. Wir sagten schon, daß er in diesem Gartenhaus „Stunden voll angstvollen und fröhlichen Kampfes zugleich am ‚Wallenstein‘ arbeitete“.

Sieben Jahre hindurch, allerdings mit vielen Unterbrechungen, hat dieses Werk seinen Geist beschäftigt. Oft war er nahe daran, die Weiterarbeit an ihm ganz aufzugeben. Die Menge von Gedanken, die er in dem Gang des Stückes zu verweben gedachte, hielt ihn immer wieder auf, und die große Schwierigkeit, wie das gemäß den Anforderungen seines durchgebildeten Geschmacks zu bewerkstelligen war, gab zu immer neuem Zögern Anlaß. Denn Schiller wollte im „Wallenstein“ den allerweitesten und höchsten Begriff, den seine eigene Erfahrung ihm von einem Manne und den die Geschichte ihm von einem Feldherrn und Staatsmann gegeben, erschöpfend darstellen und in die Handlungen dieser Charaktere alles, was in der stürmischen Zeit des dreißigjährigen Krieges eine dichterische Darstellung gestattete, mit hineinverweben. Während er mit solchen Anforderungen über den Stoff nachsann, wuchs dieser immer mehr an, und nach strenger Sonderung war die Masse des zurückgebliebenen Stoffes noch so reichhaltig, daß er es nötig fand, das Stück in drei Teile zu sondern, wodurch trotzdem das Ganze ein fortgehendes Drama von elf Akten geworden ist. In dieser Gestalt wurde es im Jahre 1799 in die Welt hinausgeschickt. Der Erfolg war glänzend. „Wallenstein“ ist Schillers herrlichstes Werk. Es

verdient einen ganzen Abschnitt der Wertung für sich allein; wir können ihm ein paar Seiten schenken.

Zum Eingangstor in das herrliche Gebäude des Dramas dient „Wallensteins Lager“, ein Stück in einem Akt. Sehr glücklich schildert er hier die Sitten jenes rohen, ungestümen Heeres, das Wallenstein anführte, und das er zum Werkzeug seiner ehrgeizigen Pläne bestimmt hatte. Hier scheint es, als ob Schillers Militärzeit ihm von Nutzen gewesen wäre; denn seine Soldaten sind alle nach dem Leben gezeichnet. Wir finden da die wildesten zügellosesten Gemüther Europas, kühn, ungestüm, leicht ist das Leben, das sie führen. Ihr Arm ist gegen jeden gewaffnet und eines jeden Arm gegen sie, fast mit jedem Laster sind sie besetzt, kennen keine Tugend außer der sorglosen Tapferkeit und dem unbedingten Gehorsam gegen ihr Oberhaupt. Aber doch bietet ihr Leben Augenblicke, die rührend oder auch belustigend sind, und diese hat der Dichter meisterhaft herausgehoben. Man vergißt die Roheit und die Grausamkeit dieser Soldaten, wenn man ihr verlassenes, heimatloses Wandern betrachtet, und wie sie dem wilden Leben ein wenn auch noch so kleines Maß von Genuß abzugewinnen versuchen. Ihre Lebensweise hat Wallenstein selbst im Fortgang des Stückes so geschildert:

Ein ruheloser Marsch war unser Leben,
Und wie des Windes Sausen, heimatlos,
Durchstürmten wir die kriegbewegte Erde.

Um den Dialog dem wilden Treiben anzupassen, hat Schiller den Knittelvers gebraucht, voll harter Reime mit immer wechselndem lebendigem Rhythmus, so daß man an den rauhen Ton der unregelmäßig wirbelnden kriegerischen Trommel erinnert wird. In solchen Knittelversen, in spaßhaften Bildern und Redensarten schildern diese Männer ihre Taten und Hoffnungen. Treu wiedergegeben ist die feierliche Umständlichkeit des alten Wachtmeisters, die Ausgelassenheit der lustigen Holschischen Jäger, der eiserne Mut und die ernste Kriegswiesheit des Pappenheimer Kürassiers. Der einzige Grundsatz des Jägers ist militärischer Gehorsam; ohne weiter

darüber nachzudenken, was ihm befohlen war, gehorcht er, und genießt, was ihm erreichbar ist.

Flott will ich und müßig gehen,
Alle Tage was Neues sehen,
Mich dem Augenblick frisch vertrauen;
Nicht zurück, auch nicht vorwärts schauen —
Drum hab ich meine Haut dem Kaiser verhandelt,
Daß keine Sorg mich mehr anwandelt.
Führt mich ins Feuer frisch hinein,
Über den reißenden tiefen Rhein,
Der dritte Mann soll verloren sein;
Werde mich nicht lang sperren und zieren. —
Sonst muß man mich aber, ich bitte sehr,
Mit nichts weiter inkommodieren.

Der Pappenheimer ist ein älterer, besonnener, aber auch unbändiger Mann; er hat Europa durchwandert und ist dabei zu einer festen Kriegs- und Lebensphilosophie gekommen. Die verschiedensten Stände und Gewerbe der Menschen hat er an seinem Blick vorübergehen lassen, aber kein Rock hat ihm besser gefallen, als sein eigenes eisernes Wams; damit geharnischt möchte er nur

Auf das Gehudel unter mir
Leicht wegschauen von meinem Tier.

Diese militärische Seelenruhe ist zuweilen mit einer gewissen plumpen Erhabenheit gemischt:

Das Schwert ist kein Spaten, kein Pflug,
Wer damit ackern wollte, wäre nicht klug.
Es grünt uns kein Halm, es wächst keine Saat;
Ohne Heimat muß der Soldat
Auf dem Erdboden flüchtig schwärmen,
Darf sich am eigenen Herd nicht wärmen;
Er muß vorbei an der Städte Glanz,
An des Dörfleins lustigen, grünen Auen;

Die Traubenlese, den Erntefranz
 Muß er wandernd von ferne schauen.
 Sagt mir, was hat er an Gut und Wert,
 Wenn der Soldat sich nicht selber ehrt?
 Etwas muß er sein eigen nennen,
 Oder der Mensch wird morden und brennen.

Wallensteins Lager ist höchst lebendig und auf gute Wirkung berechnet; da gibt es Spieler, Bauern, Marketender, Soldaten, Rekruten, Kapuziner, und alles bewegt sich rastlos hin und her. Die Predigt des Kapuziners ist eine einzigartige Zusammenstellung, eine Mischung von allerhand Texten, Wortspielen, Spottnamen und logischem Wortprunk, von einem einfältigen katholischen Kopf zusammengestellt und mit großer Salbung vorgetragen, natürlich findet sie eine zum Spaß aufgelegte Zuhörerschaft. Am Schluß stürzen sie auf ihn los und wollen ihn erschlagen, weil er eine spottende Bemerkung auf den General gemacht hat. Zuletzt vereinigen sich die Soldaten nach vielem Necken, Zanken und Drängen zu einer ernstesten Beratung über den Zustand ihrer Angelegenheiten. Wir ahnen die gefährliche Lage Wallensteins, er wird von Verschwörungen bedroht, und zugleich ersinnt er selbst eine Verschwörung. Durch das Lager werden uns die Haupteigenschaften der vornehmsten Offiziere klar, und wir fühlen eine Achtung vor dem mächtigen Geist, der diese wilden, zügellosen Massen zusammenzuhalten vermag und auch da noch Verehrung findet, wo sonst nichts mehr verehrt wird.

Im zweiten Teil des Werkes „Die Piccolomini“ erscheinen nun die Generale, auf die wir durch das Lager vorbereitet sind, und breiten ihre Pläne und Gegenpläne vor uns aus: Wallenstein, von persönlichem Ehrgeiz getrieben, sich doch nur langsam zum Aufruhr entschließend, und Octavio Piccolomini, der Wallensteins Macht und Einfluß über die Gemüter der Anführer im Stillen untergräbt und ihm schon jetzt jenen Abgrund des Verderbens bereitet, in den wir ihn im dritten Teil „Wallensteins Tod“ mit all seinem Glanz hinab-

stürzen sehn. Der kriegerische Geist des Lagers lebt auch hier. Das Wesen dieser Hauptleute und Obersten ist im Grunde dasselbe wie das der Kürassiere und Jäger, nur etwas verfeinert; auch hier der Trieb nach Glück, sich einen Namen zu machen, Geld oder Macht zu gewinnen. Es sind nicht Helden, welche die Einbildung geschaffen hat, sondern wir sehen echte Krieger der Wirklichkeit, die wir zwar nicht lieben, deren Taten sie aber doch mit einem Glanze umgibt, der einen angenehmen Eindruck bei uns hinterläßt. Das Kriegsgetöse, der Kampf heftigstreitender Interessen dient gleichsam den Handlungen der Hauptcharaktere zur angemessenen Begleitung. Unter denen, die sich in dieser Kriegswelt bewegen, ist Wallenstein ohne Frage die Hauptgestalt, er ist der kräftige Atlas, der das Ganze trägt. Wallenstein ist das Muster eines großen, stolzen, hochbegabten Mannes, dessen herrschender Trieb der Ehrgeiz ist. Sein kühnes Streben trägt ihn auf den höchsten Gipfel der Manneskraft. Er ist wohl schwärmerisch und ungestüm, aber das Feuer seiner Seele glüht verborgen in einem tiefen Schacht von Weltklugheit, die auch nicht die geringfügigsten Angelegenheiten zu berechnen vergißt. Diese Klugheit, die ihn sogar oft am Handeln hindert und ihn unentschlossen macht, bildet die äußere Rinde seines Charakters. Oft nehmen wir darum nur diese eine Eigenschaft an ihm wahr. Am Anfang des ganzen Dramas sehen wir den ungeheuren Einfluß, den sein Geist auf jeden einzelnen seiner Anhänger ausübt, und wir erwarten naturgemäß in ihm einen großen Mann. Da er sich uns endlich zeigt, empfinden wir eine Enttäuschung. Wir sehen zwar das Große an ihm, aber in geheime Künste verstrickt, er schwankt zwischen zwei verschiedenen Ansichten, und seine Klugheit erscheint uns von blindem Glauben überdeckt. Nur wenn die Ereignisse ihm einen Entschluß abzwängen, dann erhebt er sich in seiner ganzen ihm angeborenen Größe, und sein Riesengeist steht unverhüllt und mächtig vor uns.

„Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen.“

Und in der schwierigsten Lage beim hereinbrechenden Verderben,

wo auch der kühnste seiner Anhänger erbebt, ist er selbst ruhig, und gerade die furchtbare Krisis entwölkt seine Seele und bringt ihn zum Bewußtsein seiner ganzen Kraft. Steht Wallenstein auch als der Abgott von sechzigtausend tapferen Herzen, gewaltig an Geist und Herrscherwillen, vor uns, so weiß er doch unser Mitgefühl in Schwingung zu versetzen. Gefühle verbinden uns mit ihm, die er für Schwäche hält, und die doch auch den edelsten Teil seines Wesens ausmachen. Denn seine Unentschlossenheit liegt gerade in seinem zu gefühlvollen Herzen verwurzelt. Sein Glaube an Sterndeuterei, der diese Unentschlossenheit begünstigt und vermehrt, hat ihren Ursprung in so mancher zarten und innigen Empfindung und gibt dadurch dem Geist des Kriegers einen neuen Reiz. Und wirkt ihn, dem die Erde untertan ist, in Demut nieder vor jenen geheimen Mächten, die das Schicksal des Menschen bestimmen und denen die höchsten und niedrigsten der Sterblichen an Bedeutung gleich sind. Wallensteins Vertrauen in Octavios Freundschaft, seine uneigennützige Liebe für Mar Piccolomini, sein väterliches und brüderliches Wohlwollen, alle diese Gefühle verbreiten ein mildes Licht über die rauheren Eigenschaften des Helden und Kriegers Wallenstein. Sein Verrat an dem Kaiser ist ein Verbrechen, das wir ihm, der gereizt und versucht war, nicht zu hoch anrechnen; vor der Bewunderung seiner Hoheit verliert es sich oder bleibt uns im Gedächtnis als ein Fehltritt, den wir verzeihen. Unsere Teilnahme an seinem Geschick hat einen Anstrich freundlichen Mitleids.

An Octavio Piccolomini, seinem Kriegsgefährten, finden wir weniger Fehler, und sonderbar, auch weniger Freude. Octavios Eigenschaften sind meistens verneinender Art; mehr treibt ihn der Buchstabe des moralischen Gesetzes als sein eigener Geist. Außerlich ist sein Wandel fehlerfrei; aber an ihm ist auch kein Zug der Großmut zu finden. Er ist mehr Hofmann als Soldat; seine Waffe ist die List und die Intrigue, nicht die Kraft. Er ist mißtrauisch gegen alles Neue und Außerordentliche; denn er hat den festen Glauben, daß das, was einmal da ist, auch das Beste ist. Er hat

auch keinen Glauben an die menschliche Güte; und er selbst ist tugendhaft mehr aus Berechnung als aus innerem Antrieb. Er ist seinem Landesherrn wohl treu; aber wir danken ihm kaum darum; denn indem er seinem Kaiser dient, vernichtet und verrät er seinen Freund. Und dann, wenn er es auch nicht eingesteht, so ist doch persönlicher Ehrgeiz immer der Hauptgrund seines Thuns, sein Wunsch ist, Feldmarschall und Fürst zu werden; darum ist Wallenstein für ihn nicht nur ein Verräter an seinem Landesherrn, sondern auch ein Hindernis auf seinem Weg zur Höhe. Es ist wahr, Octavio lockt Wallenstein nicht persönlich ins Verderben; aber er warnt ihn auch nicht davor. Diese Behandlung von einem Manne, dem er als Bruder vertraut hatte, verdient Wallenstein nicht, selbst wenn sein Vertrauen blind war und nur in der Stellung der Sterne seinen Ursprung hatte. Octavio ist ein gewandter, kluger und berechnender Staatsmann, einer von denen, die von ihren Freunden laut gepriesen, von ihren Feinden ebenso laut verabscheut werden. Mag sein Zweck gesetzmäßig, ja lobenswerth sein, seine Wege sind krumm; und er mißfällt uns umso mehr, weil wir ihm mit unserem entschiedenen Tadel nicht recht beikommen können.

Octavio und Wallenstein sind die beiden entgegengesetzten Kräfte, durch welche das große Ganze dieser militärischen Politik in Bewegung gesetzt wird. Der Kampf von Seelengröße und Kraft, gepaart mit Verrat, gegen List und gegen jene scheinbare, durch das Gesetz unterstützte Tugend führt eine Reihe großer Handlungen herbei, die hier in lebhaften Farben unserem Auge dargestellt sind. Der Gegenstand ist vielumfassend, und Schiller hat es verstanden, alles zu benutzen. Wir nehmen Anteil an allem, was diese Kriegsmänner wechselseitig bewegt, wir sehen sie bei ihren glänzenden Festen, bei ihren stürmischen Beratungen, wir teilen ihre Hoffnung oder ihre Furcht. Ununterbrochen wird unser Geist durch lebendig dargestellte Ereignisse beschäftigt; je weiter wir vordringen, nimmt die Verwicklung und Spannung immer mehr zu, und mit dem Nahen des Schlusses steigt unsere Theilnahme immer höher.

Aber mitten in der Aufregung dieser geschäftigen Menge sind es besonders zwei Gestalten, die unsere Aufmerksamkeit beschäftigen und deren Geschick eine ganz besondere Wichtigkeit erhält, weil es in das ihrer Umgebung eng verschlungen ist. Wir meinen Mar Piccolomini, den Sohn Octavio's, und Thekla, die Tochter Wallensteins. Ein Strahl höheren Lichtes, der über das ganze Trauerspiel leuchtet, geht von diesen Gestalten aus. In unserem Herzen, in dem schon ganz andere Empfindungen geweckt waren, rufen diese beiden die edelsten Gefühle hervor. Die Geschichte von Mar und Thekla ist in der Dichtkunst nicht selten; aber Schiller hat sie mit höchst seltener Begabung behandelt. Jeder von ihnen vereint in sich alles Vollkommene.

Gleich von Anfang an wurden wir berechtigt, an Mar hohe Ansprüche zu machen. Die gemeinen Soldaten und die Offiziere sprechen von ihm als einem vollkommenen Helden. Die Kürassiere haben ihn bei dem Tode Pappenheims auf dem Schlachtfelde von Lützen einmütig zu ihrem Hauptmann erwählt. Und sein Erscheinen entspricht all diesen Vorstellungen. Er ist die Verkörperung des echten Geistes der Ehre, der Rechtlichkeit und des jugendlichen Eifers. Der Jüngling ist kaum zum Manne geworden. Schon hat er viel gesehen und gelitten; aber diese Erfahrungen des Mannes haben die Begeisterung des Jünglings weder vernichtet noch geschwächt. Seit frühester Kindheit hat er im Kriegsgetöse gelebt, alle seine Begriffe hat ihm das Lager vermittelt; doch auch hier hat sich sein Gemüt aus angeborenem Trieb nur das angeeignet, was das Kriegsgewerbe Edles und Würdiges bietet. In Wallenstein, den er liebt, sieht er seinen Beschützer und sein Vorbild. Seine gegenwärtige Lebensweise ist ihm so angenehm, weil sie gefahrvoll ist und weil er keine andere kennt, wohl auch, weil sein jugendlicher Geist einen lichten Glanz auch über die ödesten Seiten des Menschenschicksals ausströmt. Er ist Soldat, und ein tapferer Soldat, aber er ist das nicht allein. Er fühlt, daß es noch einen schöneren Schauplatz des Lebens gibt. Durch Thekla enthüllt sich eine neue Welt

vor ihm, von der er noch nicht einmal geträumt hat, ein Land des Friedens und der himmlischen Glückseligkeit, dessen Reize er mit unnachahmlicher Beredsamkeit schildert. Obgleich im Lager erzogen, ist er mitleidig und sanft. Er ist der Inbegriff eines jungen Helden, in ihm ist die eigentliche Schönheit des Krieges ausgesprochen. So wie er ist, wird man ihn überall lieben; hier auf dem Hintergrund der Bilder des Kampfes und der Gefahr ist er uns doppelt teuer.

Schon sein erstes Erscheinen gewinnt ihm unsere Gunst. Seine gefühlvolle Beredsamkeit läßt uns auch seine Seelengröße in seinen Handlungen erwarten. Der Auftritt ist folgender: Octavio und Questenberg beraten über Staatsangelegenheiten; da tritt Mar ein, er ist soeben angekommen und hat Thekla und ihre Mutter auf ihrer Reise in das Lager von Pilsen begleitet.

Vierter Auftritt.

Mar Piccolomini. Octavio Piccolomini. Questenberg.

Mar

Da ist er ja gleich selbst. Willkommen, Vater!

(Er umarmt ihn; wie er sich umwendet, bemerkt er Questenberg und tritt kalt zurück.)

Beschäftigt, wie ich seh'? Ich will nicht stören.

Octavio

Wie, Mar? Sieh diesen Gast doch näher an!

Aufmerksamkeit verdient ein alter Freund,
Ehrfurcht gebührt dem Boten deines Kaisers.

Mar (trocken).

Von Questenberg! Willkommen, wenn was Gutes
Ins Hauptquartier Sie herführt.

Q u e s t e n b e r g (hat seine Hand gefaßt.)

Ziehen Sie

Die Hand nicht weg, Graf Piccolomini!
Ich fasse Sie nicht bloß von meinetwegen,
Und nichts Gemeines will ich damit sagen.
(Beider Hände fassend.)

Ottavio — Mar Piccolomini!

Heilbringend vorbedeutungsvolle Namen!
Nie wird das Glück von Oesterreich sich wenden,
Solang' zwei solche Sterne, segenreich
Und schützend, leuchten über seinen Heeren.

M a r

Sie fallen aus der Rolle, Herr Minister,
Nicht Lobens wegen sind Sie hier; ich weiß,
Sie sind geschickt, zu tadeln und zu schelten —
Ich will voraus nichts haben vor den andern.

O t t a v i o (zu Mar.)

Er kommt vom Hofe, wo man mit dem Herzog
Nicht ganz so wohl zufrieden ist als hier.

M a r

Was gibt's aufs neu' denn an ihm auszustellen?
Daß er für sich allein beschließt, was er
Allein versteht? Wohl! daran tut er recht,
Und wird's dabei auch sein Verbleiben haben.
Er ist nun einmal nicht gemacht, nach andern
Geschmeidig sich zu fügen und zu wenden,
Es geht ihm wider die Natur, er kann's nicht.
Geworden ist ihm eine Herrscherseele,
Und ist gestellt auf einen Herrscherplatz.
Wohl uns, daß es so ist! Es können sich
Nur wenige regieren, den Verstand
Verständig brauchen. Wohl dem Ganzen, findet
Sich einmal einer, der ein Mittelpunkt
Für viele Tausend wird, ein Halt — sich hinstellt
Wie eine feste Säul', an die man sich

Mit Lust mag schließen und mit Zuversicht.
So einer ist der Wallenstein, und taugte
Dem Hof ein andrer besser — der Armee
Frommt nur ein solcher.

N u e s t e n b e r g
Der Armee! Ja wohl!

M a r
Und eine Lust ist's, wie er alles weckt
Und stärkt und neu belebt um sich herum,
Wie jede Kraft sich ausspricht, jede Gabe
Gleich deutlicher sich wird in seiner Nähe!
Jedwem zieht er seine Kraft hervor,
Die eigentümliche, und zieht sie groß,
Läßt jeden ganz das bleiben, was er ist;
Er wacht nur drüber, daß er's immer sei
Am rechten Ort; so weiß er aller Menschen
Vermögen zu dem seinigen zu machen.

N u e s t e n b e r g
Wer spricht ihm ab, daß er die Menschen kenne,
Sie zu gebrauchen wisse? Überm Herrscher
Vergift er nur den Diener ganz und gar,
Als wär' mit seiner Würd' er schon geboren.

M a r
Ist er's denn nicht? Mit jeder Kraft dazu
Ist er's und mit der Kraft noch obendrein,
Buchstäblich zu vollstrecken die Natur,
Dem Herrschtalent den Herrschplatz zu erobern.

N u e s t e n b e r g
So kommt's zuletzt auf seine Großmut an,
Wie viel wir überall noch gelten sollen!

M a r

Der feltne Mann will seltenes Vertrauen,
Gebt ihm den Raum, das Ziel wird er sich setzen.

Q u e s t e n b e r g

Die Proben geben's.

M a r

Ja, so sind sie! Schreckt
Sie alles gleich, was eine Tiefe hat;
Ist ihnen nirgends wohl, als wo's recht flach ist.

D f t a v i o (zu Quessenberg.)

Ergeben Sie sich nur im Guten, Freund!
Mit dem da werden Sie nicht fertig.

M a r

Da rufen sie den Geist an in der Not,
Und grauet ihnen gleich, wenn er sich zeigt.
Das Ungemeine soll, das Höchste selbst
Gesehn wie das Alltägliche. Im Felde,
Da dringt die Gegenwart — Persönliches
Muß herrschen, eignes Auge sehn. Es braucht
Der Feldherr jedes Große der Natur.
So gönne man ihm auch, in ihren großen
Verhältnissen zu leben! Das Drakel
In seinem Innern, das lebendige,
Nicht tote Bücher, alte Ordnungen,
Nicht modrichte Papiere soll er fragen.

D f t a v i o

Mein Sohn, laß uns die alten engen Ordnungen
Gering nicht achten! Köstlich unschätzbare
Gewichte sind's, die der bedrängte Mensch
An seiner Dränger raschen Willen band;
Denn immer war die Willkür fürchterlich.
Der Weg der Ordnung, ging er auch durch Krümmen,

Er ist kein Umweg. Gradaus geht des Blüthes,
Geht des Kanonballs fürchterlicher Pfad —
Schnell auf dem nächsten Wege langt er an,
Macht sich zermalmend Platz, um zu zermalmern.
Mein Sohn, die Straße, die der Mensch befährt,
Worauf der Segen wandelt, diese folgt
Der Flüsse Lauf, der Täler freien Krümmen,
Umgeht das Weizenfeld, den Nebenhügel,
Des Eigentums gemessne Grenzen ehrend —
So führt sie später, sicher doch zum Ziel.

Q u e s t e n b e r g

O! hören Sie den Vater — hören Sie
I h n, der ein Held ist und ein Mensch zugleich!

D i t t a v i o

Das Kind des Lagers spricht aus dir, mein Sohn.
Ein fünfzehnjähr'ger Krieg hat dich erzogen,
Du hast den Frieden nie gesehn! Es gibt
Noch höhern Wert, mein Sohn, als kriegerischen;
Im Kriege selber ist das Letzte nicht der Krieg.
Die großen, schnellen Taten der Gewalt,
Des Augenblicks erstaunenswerte Wunder,
Die sind es nicht, die das Beglückende,
Das ruhig, mächtig Dauernde erzeugen.
In Hast und Eile bauet der Soldat
Von Leinwand seine leichte Stadt; da wird
Ein augenblicklich Brausen und Bewegen,
Der Markt belebt sich, Straßen, Flüsse sind
Bedeckt mit Fracht, es rührt sich das Gewerbe.
Doch eines Morgens plötzlich siehet man
Die Zelte fallen, weiter rückt die Horde,
Und ausgestorben wie ein Kirchhof bleibt
Der Acker, das zerstampfte Saatsfeld liegen.
Und um des Jahres Ernte ist's getan.

M a r

O, laß den Kaiser Friede machen, Vater!
Den blut'gen Lorbeer geb' ich hin mit Freuden
Fürs erste Beilchen, das der März uns bringt,
Das duftige Pfand der neuverjüngten Erde.

D f t a v i o

Wie wird dir? Was bewegt dich so auf einmal?

M a r

Ich hab' den Frieden nie gesehn? — Ich hab' ihn
Gesehen, alter Vater, eben komm' ich —
Jetzt eben davon her — es führte mich
Der Weg durch Länder, wo der Krieg nicht hin
Gekommen. — O! das Leben, Vater,
Hat Reize, die wir nie gekannt. — Wir haben
Des schönen Lebens öde Küste nur
Wie ein umirrend Räubervolk befahren,
Das, in sein dumpfig enges Schiff gepreßt,
Im wüsten Meer mit wüsten Sitten haust,
Vom großen Land nichts als die Buchten kennt,
Wo es die Diebeslandung wagen darf.
Was in den innern Thälern Köstliches
Das Land verbirgt, o, davon — davon ist
Auf unsrer wilden Fahrt uns nichts erschienen!

D f t a v i o (wird aufmerksam.)

Und hätt' es diese Reise dir gezeigt?

M a r

Es war die erste Muße meines Lebens.
Sag' mir, was ist der Arbeit Ziel und Preis,
Der peinlichen, die mir die Jugend stahl,
Das Herz mir öde ließ und unerquickt
Den Geist, den keine Bildung noch geschmückt?
Denn dieses Lagers lärmendes Gewühl,

Der Pferde Wiehern, der Trompete Schmettern,
Des Dienstes immer gleichgestellte Uhr,
Die Waffenübung, das Kommandowort —
Dem Herzen gibt es nichts, dem Lehzenden.
Die Seele fehlt dem nichtigen Geschäft —
Es gibt ein andres Glück und andre Freuden.

D f t a v i o

Viel lerntest du auf diesem kurzen Weg, mein Sohn!

M a r

O schöner Tag, wenn endlich der Soldat
Ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch,
Wenn alle Hüte sich und Helme schmücken.
Mit grünen Maien, dem letzten Raub der Felder!
Der Städte Tore gehen auf von selbst,
Nicht die Petarde braucht sie mehr zu sprengen;
Von Menschen sind die Wälle rings erfüllt,
Von friedlichen, die in die Lüfte grüßen,
Hell klingt von allen Türmen das Geläut,
Des blut'gen Tages frohe Vesper schlagend.
Aus Dörfern und aus Städten wimmelnd strömt
Ein jauchzend Volk, mit liebend eifriger
Zudringlichkeit des Heeres Fortzug hindernd.
Da schüttelt, froh des noch erlebten Tags,
Dem heimgekehrten Sohn der Greis die Hände.
Ein Fremdling tritt er in sein Eigentum,
Das längst verlassne, ein; mit breiten Ästen
Deckt ihn der Baum bei seiner Wiederkehr,
Der sich zur Gerte bog, als er gegangen,
Und schamhaft tritt als Jungfrau ihm entgegen,
Die er einst an der Amme Brust verließ.

O! glücklich, wem dann auch sich eine Thür,
 Sich zarte Arme sanft umschlingend öffnen —
 Q u e s t e n b e r g (gerührt.)
 O! daß Sie von so ferner, ferner Zeit
 Und nicht von morgen, nicht von heute sprechen!
 M a x (mit Hefigkeit sich zu ihm wendend.)
 Wer sonst ist schuld daran als ihr in Wien? —
 Ich will's nur frei gestehen, Quesenberg!
 Als ich vorhin Sie stehen sah, es preßte
 Der Unmut mir das Innerste zusammen.
 Ihr seid es, die den Frieden hindern, ihr!
 Der Krieger ist's, der ihn erzwingen muß.
 Dem Fürsten macht ihr's Leben sauer, macht
 Ihm alle Schritte schwer, ihr schwärzt ihn an —
 Warum? Weil an Europas großem Westen
 Ihm mehr liegt als an ein paar Hufen Landes,
 Die Ostreich mehr hat oder weniger.
 Ihr macht ihn zum Empörer und, Gott weiß!
 Zu was noch mehr, weil er die Sachsen schon,
 Beim Feind Vertrauen zu erwecken sucht,
 Das doch der einz'ge Weg zum Frieden ist;
 Denn hört der Krieg im Kriege nicht schon auf,
 Woher soll Friede kommen? — Geht nur, geht!
 Wie ich das Gute liebe, haß' ich euch —
 Und hier gelob' ich's an, versprechen will ich
 Für ihn, für diesen Wallenstein, mein Blut,
 Das letzte meines Herzens, tropfenweis', eh', daß
 Ihr über seinen Fall frohlocken sollt! (Er geht ab.)

Thekla ist uns noch teurer. Erfüllt von den Träumen, die das
 Kloster genährt und die Wirklichkeit noch nicht entzaubert hat, trat
 sie soeben mit schüchternem Schritt ins neue Leben ein. Sie sieht

in Mar nicht nur ihren Beschützer und Begleiter in das Lager des Vaters, sondern die lebendige Verkörperung ihrer Träume. Ihre Seelen begegnen sich, verschmelzen sich und umschlingen sich fest und auf ewig. Alles dies hat der Dichter mit einer Begeisterung geschildert, die den Weg zu unserm tiefsten Mitleid findet.

G r ä f i n

Wie lang' ist es, daß Sie Ihr Herz entdeckten?

M a r

Heut früh wagt' ich das erste Wort.

G r ä f i n

Wie? Heute erst in diesen zwanzig Tagen?

M a r

Auf jenem Jagdschloß war es, zwischen hier
Und Nepomuk, wo Sie uns eingeholt,
Der letzten Station des ganzen Wegs.

In einem Erker standen wir, den Blick
Stumm in das öde Feld hinaus gerichtet,
Und vor uns ritten die Dragoner auf,
Die uns der Herzog zum Geleit gesendet.

Schwer lag auf mir des Scheidens Bangigkeit,
Und zitternd endlich wagt' ich dieses Wort:
„Dies alles mahnt mich, Fräulein, daß ich heut
Von meinem Glücke scheiden muß. Sie werden
In wenig Stunden einen Vater finden,
Von neuen Freunden sich umgeben sehn;
Ich werde nun ein Fremder für Sie sein,
Verloren in der Menge.“ — „Sprechen Sie
Mit meiner Base Terzky!“ fiel sie schnell
Mir ein, die Stimme zitterte, ich sah
Ein glühend Rot die schönen Wangen färben,

Und von der Erde langsam sich erhebend
Triffst mich ihr Auge — ich beherrsche mich
Nicht länger —
— fasse kühn sie in die Arme,
Mein Mund berührt den ihrigen — da rauscht' es
Im nahen Saal und trennte uns — S i e waren's.
Was nun geschehen, wissen Sie.

G r ä f i n

Und sind Sie so bescheiden oder haben
So wenig Neugier, daß Sie mich nicht auch
Um m e i n Geheimnis fragen?

M a r

Ihr Geheimnis?

G r ä f i n

Nun ja! Wie ich unmittelbar nach Ihnen
Ins Zimmer trat, wie ich die Nichte fand,
Was sie in diesem ersten Augenblick
des überraschten Herzens —

M a r

Nun?

E h e l i a

Spart Euch die Mühe, Tante!

Das hört er besser von mir selbst.

Wir haben Freude an der glühenden, reinen und vertrauenden Liebe dieser zwei Menschen. Unser freudiges Gefühl wird getrübt, wenn wir sehen, wie die unerbittliche Hand des Schicksals schon erhoben ist, um diese Welt in Nacht und Verzweiflung zu stürzen. Thekla hat „zwei himmlisch schöne Stunden“ genossen. Aber nun wird die ihr angeborene Heiterkeit von traurigen Ahnungen und bangen Besorgnissen verschlungen. Sie fühlt, daß das Lager Wallensteins

nicht der Ort ist, wo Hoffnung weilen kann. Die Erklärungen der Gräfin Terzky enthüllen das Geheimnis. Sie darf Mar nicht lieben; ihr ist ein höheres Los, vielleicht das einer Königin, beschieden. Sie versucht einen Augenblick, ihn seiner Pflicht abspenstig zu machen und seinen Einfluß ihrem Vater zuzuwenden, dessen kühne Pläne sich ihr jetzt zum erstenmal enthüllen. Von diesem Augenblick an sind alle Hoffnungen ihres Glücks für immer untergegangen. Mehr als ihr eigenes Geschick bekümmert sie das Verderben, das über ihre geliebte Mutter zusammenzubrechen droht. Ihr eigenes Geschick erwartet sie in starrer Ergebung. Ist sie auch von Natur zart und jungfräulich, so ist sie doch auch zu sehr Wallensteins Tochter, um das Unabwendbare nicht mit festem Mut zu erwarten. In Theklas Entschluß zeigt sich uns mehreremale eine Geradheit, eine Festigkeit und Schnelkraft, die den schönsten Gegensatz zu ihrer Weltunerfahrenheit und ihrem furchtsamen Zartgefühl bildet. Als sie den Verrat ihres Vaters entdeckt, entscheidet sie selbst, daß Mar seinem ersten Gefühl folgen und sie verlassen solle. Es kann nicht leicht etwas Erhabeneres und Rührenderes in aller Dichtung geben als diesen Auftritt. Wir sehen den im Sinken noch immer strahlenden Ruhm Wallensteins gegenüber der ungestümen Verzweiflung Mar Piccolominis, in dem Pflicht und Liebe einen furchtbaren Kampf kämpfen, wir sehen das gebrochene Herz Theklas, wir sehen an ihrer Seite die jammervolle Mutter, wir sehen die bleichen Gesichter der zagenden Anhänger Wallensteins. Hier ist ein äußerer Prunk, welcher der moralischen Größe der Handlung vollkommen entspricht. Das nun Folgende ist nicht weniger erschütternd. Mar ist von seinen Soldaten gezwungen worden, sich von Theklas Herzen loszureißen; er reitet an der Spitze seiner Soldaten in einem Zustand, der fast Wahnsinn heißt. Am Tag darauf kommt die Nachricht seines Schicksals, die selbst das fühlloseste Herz nicht ohne Erschütterung läßt. Die erhabene, bis jetzt noch verborgengebliebene Seelengröße Theklas wird nun ganz offenbart. Zuerst wird sie von der Schreckensnachricht, die sie ganz

unerwartet trifft, fast überwältigt. Aber sofort zwingt sie alle ihre Kraft zusammen. Sie läßt den Boten holen, um ihn genau ausforschen zu können. Und mit dem Heldenmut einer spartanischen Jungfrau hört sie den traurigen umständlichen Bericht an.

Zehnter Auftritt.

Thetla. Der schwedische Hauptmann. Fräulein Neubrunn.

H a u p t m a n n (naht sich ehrerbietig.)

Prinzessin — ich — muß um Verzeihung bitten,
Mein unbesonnen rasches Wort — wie konnt' ich —

T h e t l a (mit edlem Anstand.)

Sie haben mich in meinem Schmerz gesehn,
Ein unglücksvoller Zufall machte Sie
Aus einem Fremdling schnell mir zum Vertrauten.

H a u p t m a n n

Ich fürchte, daß Sie meinen Anblick hasßen,
Denn meine Zunge sprach ein traurig Wort.

T h e t l a

Die Schuld ist mein. Ich selbst entriß es Ihnen,
Sie waren nur die Stimme meines Schicksals.
Mein Schrecken unterbrach den angefangnen
Bericht. Ich bitte drum, daß Sie ihn enden.

H a u p t m a n n (bedenklich.)

Prinzessin, es wird Ihren Schmerz erneuern.

T h e t l a

Ich bin darauf gefaßt — ich will gefaßt sein.
Wie sing das Treffen an? Vollenden Sie.

H a u p t m a n n

Wir standen keines Überfalls gewärtig,
Bei Neustadt schwach verschanzt in unserm Lager,

Als gegen Abend eine Wolke Staubes
Aufstieg vom Wald her, unser Vortrab fliehend
Ins Lager stürzte, rief, der Feind sei da.
Wir hatten eben nur noch Zeit, uns schnell
Aufs Pferd zu werfen, da durchbrachen schon,
In vollem Rosseslauf dahergesprengt,
Die Pappenheimer den Berhack; schnell war
Der Graben auch, der sich ums Lager zog,
Von diesen stürm'schen Scharen überflogen.
Doch unbesonnen hatte sie der Mut
Vorausgeführt den andern, weit dahinten
War noch das Fußvolk, nur die Pappenheimer waren
Dem kühnen Führer kühn gefolgt —
(Thekla macht eine Bewegung. Der Hauptmann hält einen Augenblick inne, bis
sie ihm einen Wink gibt, fortzufahren.)

H a u p t m a n n

Von vorn und von den Flanken faßten wir
Sie jezo mit der ganzen Reiterei
Und drängten sie zurück zum Graben, wo
Das Fußvolk, schnell geordnet, einen Rechen
Von Piken ihnen starr entgegenstreckte.
Nicht vorwärts konnten sie, auch nicht zurück,
Gefeilt in drangvoll fürchterliche Enge.
Da rief der Rheingraf ihrem Führer zu,
In guter Schlacht sich ehrlich zu ergeben;
Doch Oberst Piccolomini —
(Thekla, schwindelnd, faßt einen Sessel.)
Ihn machte
Der Helmbusch kenntlich und das lange Haar,
Vom raschen Ritte war's ihm losgegangen —
Zum Graben winkt er, sprengt, der erste, selbst
Sein edles Ross darüber weg, ihm stürzt
Das Regiment nach — doch — schon war's geschehn!
Sein Pferd, von einer Partisan' durchstoßen, bäumt

Sich wütend, schleudert weit den Reiter ab,
Und hoch weg über ihn geht die Gewalt
Der Rosse, keinem Zügel mehr gehorchend.

(Thekla, welche die letzten Reden mit allen Zeichen wachsender Angst begleitet, verfällt in ein heftiges Bittern, sie will sinken; Fräulein Neubrunn eilt hinzu und empfängt sie in ihren Armen.)

N e u b r u n n

Mein theures Fräulein —

H a u p t m a n n (geführt.)

Ich entferne mich.

T h e k l a

Es ist vorüber — bringen Sie's zu Ende.

H a u p t m a n n

Da ergriff, als sie den Führer fallen sahn,
Die Truppen grimmig wütende Verzweiflung.
Der eignen Rettung denkt jetzt keiner mehr,
Gleich wilden Tigern fechten sie; es reizt
Ihr starrer Widerstand die Unsrigen,
Und eher nicht erfolgt des Kampfes Ende,
Als bis der letzte Mann gefallen ist.

T h e k l a (mit zitternder Stimme.)

Und wo — wo ist — Sie sagten mir nicht alles.

H a u p t m a n n (nach einer Pause.)

Heut früh bestatteten wir ihn. Ihn trugen
Zwölf Jünglinge der edelsten Geschlechter,
Das ganze Heer begleitete die Bahre.
Ein Lorbeer schmückte seinen Sarg, drauf legte
Der Rheingraf selbst den eignen Siegerdegen.
Auch Tränen fehlten seinem Schicksal nicht,
Denn viele sind bei uns, die seine Großmut
Und seiner Sitten Freundlichkeit erfahren,
Und alle rührte sein Geschick. Gern hätte

Der Rheingraf ihn gerettet, doch er selbst
Bereitelt' es; man sagt, er wollte sterben.

N e u b r u n n (gerührt zu Thekla, welche ihr Angesicht verhüllt hat.)

Mein theures Fräulein — Fräulein, sehn Sie auf!

O, warum mußten Sie darauf bestehen?

T h e k l a

— Wo ist sein Grab?

H a u p t m a n n

In einer Klosterkirche

Bei Neustadt ist er beigesetzt, bis man

Von seinem Vater Nachricht eingezogen.

T h e k l a

Wie heißt das Kloster?

H a u p t m a n n

Sankt Katharinenstift.

T h e k l a

Ist's weit bis dahin?

H a u p t m a n n

Sieben Meilen. zählt man.

T h e k l a

Wie geht der Weg?

H a u p t m a n n

Man kommt bei Tirschenreut

Und Falkenberg durch unsre ersten Posten.

T h e k l a

Wer kommandiert sie?

H a u p t m a n n

Oberst Seckendorf.

T h e k l a (tritt an den Tisch und nimmt aus dem Schmuckkästchen einen Ring.)

Sie haben mich in meinem Schmerz gesehen

Und mir ein menschlich Herz gezeigt — Empfangen Sie
(indem sie ihm den Ring gibt)

Ein Andenken dieser Stunde. — Gehn Sie.

H a u p t m a n n (bestürzt.)

Prinzessin —

(Thetla winkt ihm schweigend, zu gehen, und verläßt ihn. Hauptmann zaudert und will reden. Fräulein Neubrunn wiederholt den Wink. Er geht ab.)

Elfter Auftritt.

Thetla. Neubrunn.

T h e t l a (fällt der Neubrunn um den Hals.)

Jetzt, gute Neubrunn, zeige mir die Liebe,

Die du mir stets gelobt! Beweise dich

Als meine treue Freundin und Gefährtin!

— Wir müssen fort, noch diese Nacht.

N e u b r u n n

Fort, und wohin?

T h e t l a

Wohin? Es ist nur e i n Ort in der Welt!

Wo er bestattet liegt, zu seinem Sarge!

N e u b r u n n

Was können Sie dort wollen, teures Fräulein?

T h e t l a

Was dort, Unglückliche! So würdest du

Nicht fragen, wenn du je geliebt. Dort, dort

Ist alles, was noch übrig ist von ihm,

Der einz'ge Fleck ist mir die ganze Erde.

— O, halte mich nicht auf! Komm und mach' Anstalt!

Laß uns auf Mittel denken, zu entfliehen!

N e u b r u n n

Bedenken Sie auch Ihres Vaters Zorn?

E h e l l a

Ich fürchte keines Menschen Zürnen mehr.

N e u b r u n n

Den Hohn der Welt! Des Tadel's arge Zunge!

E h e l l a

Ich suche einen auf, der nicht mehr ist.

Will ich denn in die Arme — o mein Gott!

Ich will ja in die Gruft nur des Geliebten.

N e u b r u n n

Und wir allein, zwei hilflos schwache Weiber?

E h e l l a

Wir waffnen uns, mein Arm soll dich beschützen.

N e u b r u n n

Bei dunkler Nachtzeit?

E h e l l a

Nacht wird uns verbergen.

N e u b r u n n

In dieser rauhen Sturmnacht?

E h e l l a

Ward ihm sanft

Gebettet unter den Hufen seiner Kasse?

N e u b r u n n

O Gott! Und dann die vielen Feindesposten!

Man wird uns nicht durchlassen.

E h e l l a

Es sind Menschen.

Frei geht das Unglück durch die ganze Erde.

N e u b r u n n

Die weite Reise —

T h e k l a

Zählt der Pilger Meilen,
Wenn er zum fernen Gnadenbilde wallt?

N e u b r u n n

Die Möglichkeit, aus dieser Stadt zu kommen?

T h e k l a

Gold öffnet uns die Tore. Geh nur, geh!

N e u b r u n n

Wenn man uns kennt?

T h e k l a

In einer Flüchtigen,
Verzweifelnden, sucht niemand Friedlands Tochter.

N e u b r u n n

Wo finden wir die Pferde zu der Flucht?

T h e k l a

Mein Kavalierr verschafft sie. Geh und ruf' ihn!

N e u b r u n n

Wagt er das ohne Wissen seines Herrn?

T h e k l a

Er wird es tun. O geh nur! Zandre nicht!

N e u b r u n n

Ach! Und was wird aus Ihrer Mutter werden,
Wenn Sie verschwunden sind?

T h e k l a (sich besinnend und schmerzvoll vor sich hinschauend.)

O meine Mutter!

N e u b r u n n

So viel schon leidet sie, die gute Mutter,
Soll sie auch dieser letzte Schlag noch treffen?

T h e k l a

Ich kann's ihr nicht ersparen — geh nur, geh!

N e u b r u n n

Bedenken Sie doch ja wohl, was Sie tun!

E h e k l a

Bedacht ist schon, was zu bedenken ist.

N e u b r u n n

Und sind wir dort, was soll mit Ihnen werden?

E h e k l a

Dort wird's ein Gott mir in die Seele geben.

N e u b r u n n

Ihr Herz ist jetzt voll Unruh, teures Fräulein,
Das ist der Weg nicht, der zur Ruhe führt.

E h e k l a

Zur tiefen Ruh', wie er sie auch gefunden.
— D eile, geh! Mach' keine Worte mehr!
Es zieht mich fort, ich weiß nicht, wie ich's nenne,
Unwiderstehlich fort zu seinem Grabe!
Dort wird mir leichter werden, augenblicklich!
Das herzerstickende Band des Schmerzens wird
Sich lösen — meine Tränen werden fließen.
D geh, wir könnten längst schon auf dem Wege sein.
Nicht Ruhe find' ich, bis ich diesen Mauern
Entronnen bin — sie stürzen auf mich ein —
Fortstoßend treibt mich eine dunkle Macht
Von dannen — was ist d a s für ein Gefühl!
Es füllen sich mir alle Räume dieses Hauses
Mit bleichen, hohlen Geisterbildern an —
Ich habe keinen Platz mehr — immer neue!
Es drängt mich das entsetzliche Gewimmel
Aus diesen Wänden fort, die Lebende!

N e u b r u n n

Sie setzen mich in Angst und Schrecken, Fräulein,

Daß ich nun selber nicht zu bleiben wage.
Ich geh' und rufe gleich den Rosenberg. (Geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

T h e k l a

Sein Geist ist's, der mich ruft. Es ist die Schar
Der Treuen, die sich rächend ihm geopfert.
Unedler Säumnis klagen sie mich an.
Sie wollten auch im Tod nicht von ihm lassen,
Der ihres Lebens Führer war. Das taten
Die rohen Herzen, und ich sollte leben?
— Nein! Auch für mich ward jener Vorbeerfranz,
Der deine Totenbahre schmückt, gewunden.
Was ist das Leben ohne Liebesglanz?
Ich werf' es hin, da sein Gehalt verschwunden.
Ja, da ich dich, den Liebenden, gefunden,
Da war das Leben etwas. Glänzend lag
Vor mir der neue goldne Tag,
Mir träumte von zwei himmelschönen Stunden.
Du standest an dem Eingang in die Welt,
Die ich betrat mit klösterlichem Zagen.
Sie war von tausend Sonnen aufgehell't,
Ein guter Engel schienst du hingestellt,
Mich aus der Kindheit fabelhaften Tagen
Schnell auf des Lebens Gipfel hinzutragen.
Mein erst Empfinden war des Himmels Glück,
In dein Herz fiel mein erster Blick!
(Sie sinkt hier in Nachdenken und fährt dann mit Zeichen des Grauens auf.)
— Da kommt das Schicksal — roh und kalt
Faßt es des Freundes zärtliche Gestalt
Und wirft ihn unter den Hufschlag seiner Pferde —
Das ist das Los des Schönen auf der Erde!

Noch größere Qual muß Thekla im Abschied von ihrer Mutter er-
leiden; doch sie bleibt fest entschlossen und geht hinaus in die Welt,
um am Grabe des Geliebten zu sterben. Die herzerreißenden Leiden
dieses liebenswürdigen Wesens sind mit fast beängstigender Wahr-
heit geschildert. Das Schicksal von Mar und Thekla wird selbst
in das Auge des Stoikers Tränen bringen.

Das Schicksal Wallensteins ist weniger rührend, aber dabei nicht
weniger dichterisch erhaben; bejammern können wir ihn nicht, weil
er selbst im Untergang unser Mitleid überragt. Von dem Augen-
blick an, da seine Tochter wie ein schönes Traumgebild unsern
Blicken entschwunden ist, sehen wir Wallsteins unvermeidlichem
Schicksal fast nur noch mit gespannter Furcht entgegen:

Denn dieser Königliche, wenn er fällt,
Wird eine Welt im Sturze mit sich reißen,
Und wie ein Schiff, das mitten auf dem Weltenmeer
In Brand gerät mit einem Mal, und berstend
Aufsteigt, und alle Mannschaft, die es trug,
Ausstüttet plötzlich zwischen Meer und Himmel,
Wird er uns alle, die wir an sein Glück
Befestigt sind, in seinem Fall hinabziehen.

Eine feierliche Größe liegt über seinem Untergang, der ihn wie ein
unvermeidliches Schicksal erwartet. Der Auftritt vor seinem Tode
gehört zum Schönsten, das wir in aller Dichtung kennen. Als er
an Mar denkt, kann er sich kaum der Tränen erwehren. Er blickt
nach den Sternen. Abergläubische Furcht überschattet seine Seele,
als seine Augen auf jenen Quellen des Lichts ruhen und er das
dauernde herrliche Sein der Sterne mit dem schwankenden un-
ruhigen Leben des Menschen vergleicht. Selbst der sonst starke und
mutige Geist seiner Schwester ist durch Ahnungen niedergebeugt.
Auch sonst sind alle Vorzeichen ihm entgegen. Sein Sterndeuter
bittet und fleht. Sein eigenes Gefühl mahnt ihn, auf der Wacht
zu sein. Aber er will den Entschluß seiner eigenen Seele nicht über-
wältigt sehen, er verschmäht alle Warnungen und geht heiteren

Mutes schlafen. Träume schöner Hoffnungen umgeben sein Lager, als man schon nach dem Wurfspieß greift, um ihm den langen, traumlosen Schlummer zu spenden. Der Tod Wallensteins rührt uns zwar nicht zu Tränen; allein er ist vielleicht der vollendetste Auftritt des Stückes. Das dunkle Grausen dieser Verse läßt sich mit nichts anderem als höchstens mit Macbeth oder mit dem Schluß des Othello vergleichen. Schillers Genius mag im gewissen Sinne begrenzter sein, als der Shakespeares; allein in dem ihm eigentümlichen Gebiet, erhabenernste und tiefstünige Rührung zu erwecken, kann keiner sich über ihn stellen. Andere mögen vielgestaltiger, in ihren Wirkungen schaudererregender sein; Schiller bleibt in der ihm eigentümlichen Weise hinreißend.

Das Trauerspiel „Wallenstein“ ist ohne Zweifel das größte dramatische Werk des achtzehnten Jahrhunderts. Frankreich erhob sich selbst in den Tagen seines Corneille nicht bis zu Schillers Höhe; ebenso wenig kann England seit Elisabeths Zeiten einen dramatischen Dichter nennen, der ihm an Kraft des Geistes und des Gefühls und an vollendeter Kunst zu vergleichen wäre. Deutschland kann in der That stolz auf seinen Goethe sein; und wohl muß man eingestehen, daß er in vielen seiner Werke Begabungen weit höherer Art als sie Schiller hat bekundet; aber seine Begabungen wurden nicht gleich regelmäßig und mit gleicher Kraft von ihm ausgebildet. Faust ist mit Wallenstein verglichen nur ein leicht hingeworfener poetischer Erguß. Der Wallenstein ist ein vielumfassenderes Werk.

Bald nach der Fertigstellung des „Wallenstein“ veränderte Schiller seinen Wohnort. Die Ärzte hielten die Vergluth von Jena für seine Lunge gefährlich; darum beschloß er, seine Winter künftig in Weimar zu verleben. In Weimar konnte er auch dem Theater näher sein und aus ihm Anregungen schöpfen, was für seine vervollkommnung als Schauspieldichter von Vorteil war. Mehrere Jahre hindurch war sein kleines Gartenhaus bei Jena aber noch immer während der Sommerzeit sein Lieblingsaufenthalt, bis er später sich ganz in Weimar niederließ. Die äußeren Schwierig-

keiten, die der Wechsel des Wohnsitzes mit sich brachte, wurden ihm durch das Wohlwollen des Herzogs erleichtert, der ihm statt des Jahrgehaltes von zweihundert Talern ein solches von vierhundert zahlte. Um diese Zeit wurden ihm manche Anerkennungen zu Theil: die französische Republik ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger und die Universität zum ordentlichen Honorarprofessor. Im Jahre 1802 wurde er in den Adelsstand erhoben. Wir erwähnen diese Tatsache nur zur Ehre des Herzogs, nicht um Schillers willen, der diese Ehrung zwar mit Dank annahm, doch ihrer nicht bedurfte und ihr auch nie nachgestrebt hat.

Unmittelbar nach der Vollendung des „Wallenstein“ war Schiller auch schon wieder mit einem neuen Stoff aus der Regierungszeit der englischen Königin Elisabeth beschäftigt, „Maria Stuart“. Bei dieser Tragödie, die im Jahre 1800 erschien, werden wir nicht lange verweilen. Die Ereignisse des Stückes sind allgemein bekannt, und seine Moral erachten wir als nicht sehr empfehlenswert. Die Reue eines liebenswürdigen verirrten Weibes, die Läuterung ihrer Seele durch Leiden bis zum Tod: das ist der Stoff der „Maria Stuart“. Über dieser Tragödie, die nur schmerzlich klagende Gefühle ausspricht, liegt der Hauch tiefer Trauer, rings umher Gefängnismauern, in der Gegenwart nur Reue, in der Zukunft nur das Grab. Aber ohne Frage hat der Dichter auch hier seinen Zweck erreicht. Wir müssen die Heldin lieben, wir müssen ihr verzeihen; sie ist schön, unglücklich und hochherzig, und ihre noch so blutigen Verbrechen sind die Jahre hindurch durch Kummer und Leid entschönt. Bedenkt man auch, daß ihre Verbrechen nicht Berechnung zur Ursache hatten, sondern die Folge einer mächtigen Leidenschaft waren, so erscheint sie uns weniger hassenswert als jene kalte, klugbedachte Schändlichkeit, der sie zum Opfer fällt. Elisabeth ist selbstsüchtig, herzlos und neidisch. Wohl sündigt sie gegen kein Gesetz, aber ebensowenig ist sie tugendhaft. Gerade die Trockenheit ihres erkünstelten Charakters erhöht unser Gefühl für ihre vom Schicksal verfolgte Nebenbuhlerin mit dem glühenden Herzen. Die Gestalten

der beiden Königinnen sind trefflich gezeichnet; besonders ihre gegensätzlichen Eigenschaften treten lebendig hervor. Mortimer, durch seine feurige Natur immer weitergetrieben, zieht uns gerade durch die Leidenschaft seiner unbegrenzten Kühnheit an. Die Sprache des Stückes ist von seltener Schönheit, und manche Auftritte verdienen ganz besonders gelobt zu werden; so die Uterredung der beiden Königinnen, und dann besonders das erste Heraustreten Marias nach langer Gefangenschaft, als ihr noch einmal vergönnt ist, ins heitere Blau des Himmels zu schauen. In der Freude über die augenblickliche Freiheit vergift sie, daß sie noch eine Gefangene ist; sie beschwört die Wolken, die Segler der Lüfte, freundliche Grüße in ihr Jugendland zu tragen. „Maria Stuart“ hat große Schönheiten, und die Tragödie würde den Ruhm eines geringeren Genies begründet haben, dem Genie Schiller konnte sie nichts wesentliches hinzufügen. Im Vergleich mit „Wallenstein“ ist ihre Idee beschränkt. Weder finden wir hier treue geschichtliche Schilderungen, noch lernen wir die Sitten und Gebräuche des Landes kennen. Das Bild des englischen Hofes steht nicht lebendig vor uns. Elisabeth gleicht mehr einer der französischen Medicis, als der Elisabeth der Geschichte. So reich sich auch in dieser Tragödie Schillers Geist bekundet, so bringt sie doch verhältnismäßig weniger Wirkung, besonders bei uns Engländern, hervor. Maria Stuart hat uns bereits in Prosa und Versen genug Tränen gekostet. Wir bemerken noch, daß Frau von Staël zu den vorzüglichsten Bewunderern dieser Tragödie gehörte.

Im folgenden Jahr betrat Schiller ein Gebiet, das ihm weit mehr angehörte: 1801 erschien seine „Jungfrau von Orleans“. Man mag Jeanne d'Arc als dichterischen oder als geschichtlichen Gegenstand betrachten, sie bleibt immer die wunderbarste Gestalt der neueren Zeit. Den Engländern ihres Zeitalters erschien sie vom Teufel besessen und wurde darum als Zauberin verbrannt. Für Voltaire, dessen besonderes Geschäft es war, gegen jede Art des Aberglaubens zu Felde zu ziehen, war diese Tochter des Fanatismus nur

eine mondsüchtige Schwärmerin; und so wurde ihm die Jungfrau von Orleans der passende Gegenstand eines Gedichtes, welches das wichtigste und zugleich das ruchloseste ist, dessen sich die Literatur jemals zu schämen hat. Es ist unrecht, die Jungfrau von Orleans mit den Augen Voltaires zu betrachten. Niemals sollten so innige und tiefe Gefühle, wie sie dieses Mädchen beseelen, zum Gegenstand des Spottes werden. In jedem Jahrhundert nimmt die Schwärmerei eine verschiedene Gestalt an, und ihr eigenthümliches Wesen ist ein Hinneigen zu Irrtum und Ubertreibung. Und dennoch ist die Schwärmerei die Haupteigenschaft großer Seelen, der wahre Adel des Geistes, aus dem alle Größe des Denkens und Handelns entspringt. Dieses Landmädchen, das von innerem Drang getrieben, die Gemüther der Feldherren und Fürsten unter ihren Willen beugt, Kriegsheere in der Schlacht anführt und ihr Vaterland von seinen Feinden befreit, dieses Mädchen muß die Elemente einer erhabenen Natur in sich vereinigen. Johanna muß in ihrem Wesen sich selbst unbewußt unaussprechliche Gefühle und Gedanken, ferne Träume, welche die Ewigkeit durchwanderten, in sich vereint haben. Wer kann sagen, wie viele Kämpfe und Siege, wie viele Augenblicke der Erleuchtung und des Entsetzens in ihrer einfachen Seele vorgingen. Sie war zwar im Irrtum; aber nur eine großmüthige Seele kann so irren wie sie. Nur ihr Verstand war verdunkelt und von Täuschung umgeben; ihr Herz strahlte um so rührender hervor. Und unter diesem Gesichtspunkt hat Schiller die Jungfrau von Orleans betrachtet, und sein Streben bei der dichterischen Gestaltung war, uns eben von dieser Seite die Jungfrau von Orleans betrachten zu lassen. Es scheint, daß sich ihm zu diesem Zweck mehrere Pläne auf einmal boten. Sein erster Gedanke war, die Johanna und die Zeit, in der sie lebte, ganz in ihrer Wirklichkeit darzustellen. Den Aberglauben, die Roheit, das ganze Elend der damaligen Zeit in seinem ganzen Umfang auszumalen und uns dann zu zeigen, wie diese vaterlandsbegeisterte fromme Schwärmerin die Schreckenszeit durch ihr Erscheinen milderte, indem sie die Leidenschaften ihrer

Landesleute besänftigte, ihren Zorn gegen die Feinde Frankreichs richtete, bis sie, verlassen und zum Tode verurteilt, auf dem Scheiterhaufen starb, zu allen Zeiten ihres Lebens denselben hohen standhaften Glauben bewährend, der schon ihren Irrtum veredelte und jetzt ihren schimpflichen Tod verherrlichte. Nach langem Prüfen und Bedenken ließ Schiller von diesem allzuschweren Plan ab. Durch die neue Art der Behandlung fiel so manches Unschöne und Rohe, das die Wirklichkeit entstellte, hinweg. Jetzt ist der König kein wollüstiger Weichling mehr, sein Hof ist nicht mehr der Mittelpunkt des Lasters, der Grausamkeit und der Einfalt. Überhaupt ist das Elend der Zeit nur leicht berührt und die Jungfrau von Orleans mit einer gewissen geheimnisvollen Würde bekleidet, die uns zuletzt als eine wirklich übernatürliche Gabe erscheint. Ob diese Anordnung nun ganz passend sei, ist oft bezweifelt worden. Aber in der inneren Größe des Stückes verliert sich dieser äußere Fehler; denn Johannas so erhaben geschilderte Kraft würde weit größere Verstöße übersehen lassen. Johanna ist ein reines Wesen, halb himmlischen Ursprungs; mit der ehrfurchtgebietenden Würde einer Prophetin, die bestimmt ist, für das Vaterland zu sterben, vereint sie die sanften Reize weiblicher Anmut. Nach Schillers Meinung war sie der Iphigenie der Griechen verwandt, und so hatte er sie in vieler Hinsicht behandelt.

Das Elend und die Verwüstung des Vaterlandes hatten in Johannas glühendem Herzen ein Feuer angezündet, das ihre Einsamkeit und ihre religiös gestimmten Gefühle zur heiligen Flamme anfachte. Nahe der Bergkapelle der heiligen Jungfrau unter der alten Druideneiche sitzt sie bei ihrer Herde, und dort werden ihr Erscheinungen offenbart, wie das menschliche Auge sie niemals sieht. Es scheint, als ob die Kraft ihres eigenen Geistes sich in Gestalten ausdrückt, die wieder auf ihren Geist zurückwirken. Und die Stärke des inneren Antriebes überzeugt sie, daß sie vom Himmel berufen sei, ihr geliebtes Frankreich zu befreien. Die Kraft ihres eigenen Glaubens überzeugt die andern. Johanna geht hinaus, ihre Sen-

zung zu vollführen. Vor dem glühenden Ungeſtüm ihres Willens beugt ſich alles. Es liegt ein ſo unendlich Schönes und Rührendes in jener edlen Schwärmerei, die, unter Hinderniſſen aller Art in der tieſten Seele genährt, zuletzt mit alles überwindender Kraft hervorbricht, das geſchaute Ziel zu erreichen. Die Hinderniſſe, die ſie ſolange verbargen, erſcheinen nun als eben ſo viele Zeugen ihrer Gewalt. Und ſelbſt die Irrtümer und Schwächen, die ihr zum Theil noch anhängen, erhöhen unſer Mitgefühl, ohne unſere Bewunderung zu vermindern.

Alles das fühlte Schiller und hat ſich in der Darſtellung dieſes Gefühlten faſt übertroffen. Die geheimen Antriebe in Johanna's Seele ſind in religiöſes Dunkel gehüllt; doch die Antriebe zu ihrem äußeren Handeln ſind uns klar. Wir erkennen den hohen Heldenmut ihrer Gefühle, und ſie rührt uns bis ins tieſte Herz. Die ſtille fromme Unſchuld ihrer früheren Jahre, da ſie einſam und in ſich ſelbſt zurückgezogen lebte, erweckt unſere Liebe für ſie; der leuchtende Glanz, der ihr ſpäteres Leben ſchmückt, ſteigert unſere Liebe zur Ehrfurcht. Johanna iſt das edelſte Weſen in dieſem Trauerspiel. Zart und lieblich ſteht ſie vor uns, ſtark durch die Begeiſterung ihrer Seele, unwiderſtänglich durch ihren Glauben, ein niederes Hirtenmädchen, und in ihrer edlen Einfalt größer als alle Könige und Königinnen dieſer Welt. Aber ihr Herz iſt für menſchliche Empfindungen nicht ganz unzugänglich, und ihr Glaube iſt nicht ſo unerschütterlich, daß er nicht einmal wanken könnte. Wenn ihre unerbittliche Arbeit, die biſher ihr Ohr für die Stimme des Mitleids gegen Frankreichs Feinde verſchloß, bei Lionel's Anblick ſchweigt und ihr Herz die erſte Berührung einer irdiſchen Neigung empfindet, da ſcheint es, als ſei der Himmel von ihr gewichen, als habe er böſen Geiſtern Macht gegeben, ſie zu täuſchen. Eine dunkle Wolke überſchattet ihr heiteres Gemüt. Die Qualen ihrer fortan zweifelnden und erſchütterten Seele ſind kräftig geſchildert. Sie hat den König in Reims gekrönt, alles iſt Freude, Jauchzen und Anbetung für Johanna; nur Johanna theilt die allgemeine Freude nicht. Der Anblick ihrer Schweſtern be-

wegt sie bis ins Innerste ihrer Seele. Mitten im Geräusch und Gepränge des königlichen Triumphes versinkt sie in Träumereien; ihr kleines, von friedlichen Bergen umgebenes heimatliches Thal mit seinen Strohhöuten und seinen freundlichen grünen Triften kommt ihr vors Auge: vielleicht gerade jetzt strahlt auch die Sonne, ist der Himmel so blau und alles so still, so heimisch und so sicher. Sie seufzt nach dem Frieden ihrer verlorenen Heimat. Und wie, wenn sie jene Fluren nie wiedersehen sollte? Ihre Seele friert bei dem Gedanken daran. Von ihrem eigenen strengfrommen Vater der Zauberei angeklagt, entgegnet sie zu ihrer Verteidigung kein Wort; denn in ihrem Herzen ist es Nacht, es ist durch irdische Liebe verwundet, und sie wagt es nicht, ihre Gedanken zum Himmel zu erheben. Von ihren Schwestern getrennt, von dem Volk, das sie gerettet hat, ausgestoßen, irrt sie ohne Ziel einsam und trostlos umher. Aber dieser Prüfung erliegt sie nicht. Gerade in dem Maße, wie äußere Leiden auf sie einstürmen, wie die Menschen sie verlassen, wird ihr Geist heller und kräftiger, und ihr früheres Selbstvertrauen kehrt zurück. Jetzt steht sie noch fester in unserer Bewunderung als zuvor. Ihr Glaube ist durch einen harten Glückswechsel gestählt worden. Ihre Landsleute sahen ihren Irrtum ein, und Johanna beschließt ihre Laufbahn durch einen ruhmreichen Tod. In der feierlichen Stimmung eines heroischen Mitleids nehmen wir Abschied von ihr.

Johanna ist der belebende Mittelpunkt des Trauerspiels, und die Auftritte, welche ihren Charakter und ihre Gefühle entwickeln, machen den größten Zauber dieses Stückes aus. Aber auch einige der andern Personen lassen einen bestimmten und angenehmen Eindruck in uns zurück. Agnes Sorel, die sanfte, schmachthende und großmütige Geliebte des Königs, mildert und erhebt zugleich die strengere Schönheit Johannas. Dunois, der um Johannas Liebe wirbt, ist als derber und freimütiger Soldat gut gezeichnet. Talbot, der in Schlachten ergraute Krieger, schildert seine düstere, ungläubige und unbefiegbare Seele in wenigen, aber trefflichen Zügen.

Starr und ungebeugt geht er der gänzlichen Vernichtung entgegen,
dem Schicksal, das ihn zugrunde richtet, seine Verachtung entgegen-
schleudernd.

Er liegt auf Frankreichs Erde, der Held
Auf seinem Schild, den er nicht lassen wollte.

Einige Auszüge mögen unseren Lesern einige dieser untergeordneten
Personen vor Augen führen, obgleich sie uns von der Jungfrau
keinen Begriff vermitteln. Johannas Charakter kann man nur
beurteilen, wenn man ihn in allen seinen verschiedenen Beziehungen
gesehen hat.

D u n o i s (tritt vor.)

Mein Herz erkor sie, da sie niedrig war;
Die neue Ehre, die ihr Haupt umglänzt,
Erhöht nicht ihr Verdienst, noch meine Liebe.
Hier in dem Angesichte meines Königs
Und dieses heil'gen Bischofs reich' ich ihr
Die Hand als meiner fürstlichen Gemahlin,
Wenn sie mich würdig hält, sie zu empfangen.

R a r l

Unwiderstehlich Mädchen, du häufst Wunder
Auf Wunder! Ja, nun glaub' ich, daß dir nichts
Unmöglich ist. Du hast dies stolze Herz
Bezwungen, das der Liebe Allgewalt
Hohn sprach bis jetzt.

L a H i r e (tritt vor.)

Johannas schönster Schmuck,
Kenn' ich sie recht, ist ihr bescheidnes Herz.
Der Huldigung des Größten ist sie wert,
Doch nie wird sie den Wunsch so hoch erheben.
Sie strebt nicht schwindelnd ird'scher Hoheit nach;

Die treue Neigung eines redlichen
Gemüths genügt ihr und das stille Loß,
Das ich mit dieser Hand ihr anerbiete.

K a r l

Auch du, La Hire? Zwei treffliche Bewerber,
An Heldentugend gleich und Kriegeßruhm!
Willst du, die meine Feinde mir versöhnt,
Mein Reich vereinigt, mir die liebsten Freunde
Entzwein? Es kann sie e i n e r nur besitzen,
Und jeden acht' ich solches Preises wert.
So rede du, dein Herz muß hier entscheiden.

S o r e l (tritt näher.)

Die edle Jungfrau seh' ich überrascht,
Und ihre Wangen färbt die zücht'ge Scham.
Man geb' ihr Zeit, ihr Herz zu fragen, sich
Der Freundin zu vertrauen und das Siegel
Zu lösen von der festverschlossnen Brust.
Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo
Auch ich der strengen Jungfrau schvesterlich
Mich nahen, ihr den treu verschwiegnen Busen
Darbieten darf. Man laß' uns weiblich erst
Das Weibliche bedenken und erwarte,
Was wir beschließen werden.

K a r l (im Begriff zu gehen.)

Also sei's!

J o h a n n a

Nicht, also, Sire! Was meine Wangen färbte,
War die Verwirrung nicht der blöden Scham.
Ich habe dieser edeln Frau nichts zu vertraun,
Des ich vor Männern mich zu schämen hätte.
Hoch ehrt mich dieser edeln Ritter Wahl,
Doch nicht verließ ich meine Schäferttrift,

Um weltlich eitle Hoheit zu erjagen,
Noch, mir den Brautkranz in das Haar zu flechten,
Legt' ich die eh'rue Waffenrüstung an.
Verufen bin ich zu ganz anderm Werk,
Die reine Jungfrau nur kann es vollenden.
Ich bin die Kriegerin des höchsten Gottes,
Und keinem Manne kann ich Gattin sein.

E r z b i s c h o f

Dem Mann zur liebenden Gefährtin ist
Das Weib geboren; wenn sie der Natur
Gehorcht, dient sie am würdigsten dem Himmel.
Und hast du dem Befehle deines Gottes,
Der in das Feld dich rief, genug getan,
So wirfst du deine Waffen von dir legen
Und wiederkehren zu dem sanfteren
Geschlecht, das du verleugnet hast, das nicht
Verufen ist zum blut'gen Werk der Waffen.

J o h a n n a

Eh'würd'ger Herr, ich weiß noch nicht zu sagen,
Was mir der Geist gebieten wird zu tun;
Doch wenn die Zeit kommt, wird mir seine Stimme
Nicht schweigen, und gehorchen werd' ich ihr.
Jetzt aber heißt er mich mein Werk vollenden.
Die Stirne meines Herren ist noch nicht
Gefrönt, das heil'ge Öl hat seine Scheitel
Noch nicht benetzt, noch heißt mein Herr nicht König.

K a r l

Wir sind begriffen auf dem Weg nach Reims.

J o h a n n a

Laß uns nicht still stehn, denn geschäftig sind
Die Feinde rings, den Weg dir zu verschließen.
Doch mitten durch sie alle führ' ich dich!

D u n o i s

Wenn aber alles wird vollendet sein,
Wenn wir zu Reims nun siegend eingezogen,
Wirst du mir dann vergönnen, heilig Mädchen —

J o h a n n a

Will es der Himmel, daß ich sieggekrönt
Aus diesem Kampf des Todes wiederkehre,
So ist mein Werk vollendet — und die Hirtin
Hat kein Geschäft mehr in des Königs Hause.

K a r l (ihre Hand fassend.)

Dich treibt des Geistes Stimme jetzt, es schweigt
Die Liebe in dem gotterfüllten Busen.
Sie wird nicht immer schweigen, glaube mir!
Die Waffen werden ruhn, es führt der Sieg
Den Frieden an der Hand; dann kehrt die Freude
In jeden Busen ein, und sanftere
Gefühle wachen auf in allen Herzen.
Sie werden auch in deiner Brust erwachen,
Und Tränen süßer Sehnsucht wirst du weinen,
Wie sie dein Auge nie vergoß — dies Herz,
Das jetzt der Himmel ganz erfüllt, wird sich
Zu einem ird'schen Freunde liebend wenden.
Jetzt hast du rettend Tausende beglückt,
Und e i n e n zu beglücken, wirst du enden!

J o h a n n a

Dauphin! Bist du der göttlichen Erscheinung
Schon müde, daß du ihr Gefäß zerstören,
Die reine Jungfrau, die dir Gott gesendet,
Herab willst ziehn in den gemeinen Staub?
Ihr blinden Herzen! Ihr Kleingläubigen!
Des Himmels Herrlichkeit umleuchtet euch,
Vor eurem Aug' enthüllt er seine Wunder,

Und ihr erblickt in mir nichts als ein Weib.
Darf sich ein Weib mit kriegerischem Erz
Umgeben, in die Männerschlacht sich mischen?
Weh' mir, wenn ich das Nachschwert meines Gottes
In Händen führte und im eiteln Herzen
Die Neigung trüge zu dem ird'schen Mann!
Mir wäre besser, ich wär' nie geboren!
Kein solches Wort mehr, sag' ich euch, wenn ihr
Den Geist in mir nicht zürnend wollt entrüsten!
Der Männer Auge schon, das mich begehrt,
Ist mir ein Grauen und Entheiligung.

K a r l

Brecht ab! Es ist umsonst, sie zu bewegen.

J o h a n n a

Befehl, daß man die Kriegstrommete blase!
Mich preßt und ängstigt diese Waffenstille,
Es jagt mich auf aus dieser müß'gen Ruh'
Und treibt mich fort, daß ich mein Werk erfülle,
Gebiet'risch mahnend meinem Schicksal zu.

Fünfter Auftritt.

Ein Ritter eifertig.

K a r l

Was ist's?

R i t t e r

Der Feind ist über die Marne gegangen
Und stellt sein Heer zum Treffen.

J o h a n n a (begeistert.)

Schlacht und Kampf!

Jetzt ist die Seele ihrer Banden frei.

Bewaffnet euch, ich ordn' indes die Scharen.

(Sie eilt hinaus.)

R a r l

Folgt ihr, La Hire! Sie wollen uns am Tore
Von Reims noch um die Krone kämpfen lassen!

D u n o i s

Sie treibt nicht wahrer Mut. Es ist der letzte
Versuch ohnmächtig wütender Verzweiflung.

R a r l

Burgund, Euch sporn' ich nicht. Heut ist der Tag,
Um viele böse Tage zu vergüten.

B u r g u n d

Ihr sollt mit mir zufrieden sein!

R a r l

Ich selbst

Will euch vorangehn auf dem Weg des Ruhms
Und in dem Angesicht der Krönungsstadt
Die Krone mir erfechten. — Meine Agnes,
Dein Ritter sagt dir Lebewohl!

A g n e s (umarmt ihn.)

Ich weine nicht, ich zittere nicht für dich,
Mein Glaube greift vertrauend in die Wolken.
So viele Pfänder seiner Gnade gab
Der Himmel nicht, daß wir am Ende trauern!
Von Sieg gekrönt umarm' ich meinen Herrn,
Mir sagt's das Herz, in Reim's bezwungenen Mauern.

(Trompeten erschallen mit mutigem Ton und gehen, während das verwandelt wird,
in ein wildes Kriegsgetöse über; das Orchester fällt ein bei offener Szene und
wird von kriegerischen Instrumenten hinter der Szene begleitet.)

Der Schauplatz verwandelt sich in eine freie Gegend, die von Bäumen begrenzt
wird. Man sieht während der Musik Soldaten über den Hintergrund schnell
wegziehen.

Sechster Auftritt.

Talbot, auf Fastolf gestützt und von Soldaten begleitet. Gleich darauf Lionel.

T a l b o t

Hier unter diesen Bäumen setz mich nieder,

Und ihr begeht euch in die Schlacht zurück;
Ich brauche keines Beistands, um zu sterben.

F a s t o l f

O unglücklich jammervoller Tag!

(Lionel tritt auf.)

Zu welchem Anblick kommt Ihr, Lionel!

Hier liegt der Feldherr auf den Tod verwundet.

L i o n e l

Das wolle Gott nicht! Edler Lord, steht auf!

Jetzt ist's nicht Zeit, ermattet hinzusinken.

Weicht nicht dem Tod, gebietet der Natur

Mit Eurem mächt'gen Willen, daß sie lebe!

T a l b o t

Umsonst! Der Tag des Schicksals ist gekommen,

Der unsern Thron in Frankreich stürzen soll.

Vergebens in verzweiflungsvollem Kampf

Wagt' ich das Letzte noch, ihn abzuwenden.

Vom Strahl dahingeschmettert, lieg' ich hier,

Um nicht mehr aufzustehn. — Keins ist verloren.

So eilt, Paris zu retten!

L i o n e l

Paris hat sich vertragen mit dem Dauphin;

Soeben bringt ein Eilbot uns die Nachricht.

T a l b o t (reißt den Verband ab).

So strömet hin, ihr Wäde meines Bluts,

Denn überdrüssig bin ich dieser Sonne!

L i o n e l

Ich kann nicht bleiben. — Fastolf, bringt den Feldherrn

An einen sichern Ort; wir können uns

Nicht lange mehr auf diesem Posten halten.

Die Unsern fliehen schon von allen Seiten,

Unwiderstehlich dringt das Mädchen vor —

T a l b o t

Unsinn, du siegst, und ich muß untergehn!
Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.
Erhabene Vernunft, lichte helle Tochter
Des göttlichen Hauptes, weise Gründerin
Des Weltgebäudes, Führerin der Sterne,
Wer bist du denn, wenn du, dem tollen Roß
Des Überwizes an den Schweif gebunden,
Dhnmächtig rufend, mit dem Trunkenen
Dich sehend in den Abgrund stürzen mußt?
Verflucht sei, wer sein Leben an das Große
Und Würd'ge wendet und bedachte Pläne
Mit weisem Geist entwirft! Dem Narrenkönig
Gehört die Welt!

L i o n e l

Mylord! Ihr habt nur noch
Für wenig Augenblicke Leben — denkt
An Euren Schöpfer!

T a l b o t

Wären wir als Tapfre
Durch andre Tapfere besiegt, wir könnten
Uns trösten mit dem allgemeinen Schicksal,
Das immer wechselnd seine Kugel dreht.
Doch solchem groben Gaukelspiel erliegen!
War unser ernstes, arbeitsvolles Leben
Keines ernsthaften Ausgangs wert?

L i o n e l (reicht ihm die Hand.)

Mylord, fahrt wohl! Der Tränen schuld'gen Zoll
Will ich Euch redlich nach der Schlacht entrichten,
Wenn ich alsdann noch übrig bin. Jetzt aber
Ruft das Geschick mich fort, das auf dem Schlachtfeld
Noch richtend sitzt und seine Lose schüttelt.

Auf Wiedersehn in einer andern Welt!
Kurz ist der Abschied für die lange Freundschaft. (Geht ab.)

T a l b o t

Bald ist's vorüber, und der Erde geb' ich,
Der ew'gen Sonne die Atome wieder,
Die sich zu Schmerz und Lust in mir gefügt.
Und von dem mächt'gen Talbot, der die Welt
Mit seinem Kriegsrühm füllte, bleibt nichts übrig
Als eine Handvoll leichten Staubs. — So geht
Der Mensch zu Ende — und die einzige
Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens
Wegtragen, ist die Einsicht in das Nichts
Und herzliche Verachtung alles dessen,
Was uns erhaben schien und wünschenswert.

Siebenter Auftritt.

Karl. Burgund. Dunois. Du Chatel und Soldaten treten auf.

B u r g u n d

Die Schanze ist erstürmt.

D u n o i s

Der Tag ist unser.

K a r l (Talbot bemerkend.)

Seht, wer es ist, der dort vom Licht der Sonne
Den unfreiwillig schweren Abschied nimmt!
Die Rüstung zeigt mir keinen schlechten Mann,
Geht, springt ihm bei, wenn ihm noch Hülfe frommt.
(Soldaten aus des Königs Gefolge treten hinzu.)

F a s t o I f

Zurück! Bleibt fern! Habt Achtung vor dem Toten,
Dem ihr im Leben nie zu nahn gewünscht!

B u r g u n d

Was seh' ich? Talbot liegt in seinem Blut!
(Er geht auf ihn zu. Talbot blickt ihn starr an und stirbt.)

F a s t o l f

Hinweg, Burgund! Den letzten Blick des Helden
Vergifte nicht der Anblick des Verräters!

D u n o i s

Furchtbarer Talbot! Unbezwinglicher!
Nimmst du vorlieb mit so geringem Raum,
Und Frankreichs weite Erde konnte nicht
Dem Streben deines Riesengeistes gnügen?
— Erst jetzt, Sire, begrüß' ich Euch als König;
Die Krone zitterte auf Eurem Haupt,
Solang' ein Geist in diesem Körper lebte.

R a r l (nachdem er den Toten stillschweigend betrachtet.)

Ihn hat ein Höherer besiegt, nicht wir!
Er liegt auf Frankreichs Erde wie der Held
Auf seinem Schild, den er nicht lassen wollte.
Bringt ihn hinweg!

(Soldaten heben den Leichnam auf und tragen ihn fort.)

Fried' sei mit seinem Staube!

Ihm soll ein ehrenvolles Denkmal werden.
Mitten in Frankreich, wo er seinen Lauf
Als Held geendet, ruhe sein Gebein!
So weit als er drang noch kein feindlich Schwert,
Seine Grabschrift sei der Ort, wo man ihn findet.

F a s t o l f (gibt sein Schwert ab.)

Herr, ich bin dein Gefangener.

R a r l (gibt ihm sein Schwert zurück.)

Nicht also!

Die fromme Pflicht ehrt auch der rohe Krieg,
Frei sollt Ihr Eurem Herrn zu Grabe folgen.

Jetzt eilt, Du Chatel! — Meine Agnes zittert, —
Entreißt sie ihrer Angst um uns, bringt ihr
Die Botschaft, daß wir leben, daß wir siegten,
Und führt sie im Triumph nach Reims!
(Du Chatel geht ab.)

Eine andere öde Gegend des Schlachtfeldes.
Man sieht die Thürme von Reims in der Ferne, von der Sonne beleuchtet.

Neunter Auftritt.

Ein Ritter in ganz schwarzer Rüstung, mit geschlossenem Visier. Johanna verfolgt ihn bis auf die vordere Bühne, wo er stille steht und sie erwartet.

J o h a n n a

Arglist'ger! Jetzt erkenn' ich deine Tücke!
Du hast mich trüglisch durch verstellte Flucht
Vom Schlachtfeld weggelockt und Tod und Schicksal
Von vieler Brittensohne Haupt entfernt.
Doch jetzt ereilt dich selber das Verderben.

S c h w a r z e r R i t t e r

Warum verfolgst du mich und heftest dich
So wutentbrannt an meine Fersen? Mir
Ist nicht bestimmt, von deiner Hand zu fallen.

J o h a n n a

Verhaßt in tiefster Seele bist du mir,
Gleichwie die Nacht, die deine Farbe ist.
Dich wegzutilgen von dem Licht des Tags,
Treibt mich die unbezwingliche Begier.
Wer bist du? Öffne dein Visier! — Hätt' ich
Den kriegerischen Falbot in der Schlacht
Nicht fallen sehn, so sagt' ich, du wärst Falbot.

S c h w a r z e r R i t t e r

Schweigst dir die Stimme des Prophetengeistes?

J o h a n n a

Sie redet laut in meiner tiefsten Brust,
Daß mir das Unglück an der Seite steht.

S c h w a r z e r K i t t e r

Johanna d'Arc! Bis an die Tore Reims'
Bist du gedrungen auf des Sieges Flügeln.
Dir gnüge der erworbn' Ruhm. Entlasse
Das Glück, das dir als Sklave hat gedient,
Eh' es sich zürnend selbst befreit; es haßt
Die Treu, und keinem dient es bis ans Ende.

J o h a n n a

Was heißest du in Mitte meines Laufs
Mich stille stehen und mein Werk verlassen?
Ich führ es aus und löse mein Gelübde!

S c h w a r z e r K i t t e r

Nichts kann dir, du Gewalt'ge, widerstehn,
In jedem Kampfe siegst du. — Aber gehe
In keinen Kampf mehr! Höre meine Warnung!

J o h a n n a

Nicht aus den Händen leg' ich dieses Schwert,
Als bis das stolze England niederliegt.

S c h w a r z e r K i t t e r

Schau hin! Dort hebt sich Reims mit seinen Türmen,
Das Ziel und Ende deiner Fahrt — die Kuppel
Der hohen Kathedrale siehst du leuchten.
Dort wirst du einziehn im Triumphgepräng,
Deinen König krönen, dein Gelübde lösen.
Geh nicht hinein! Kehr' um! Hör' meine Warnung!

J o h a n n a

Wer bist du, doppelzüngig falsches Wesen,
Das mich erschrecken und verwirren will?
Was mahest du dir an, mir falsch Drakel

Betrüglisch zu verkündigen?

(Der schwarze Ritter will abgehen, sie tritt ihm in den Weg.)

Nein, du stehst

Mir Rede, oder stirbst von meinen Händen!

(Sie will einen Streich auf ihn führen.)

S c h w a r z e r R i t t e r (berührt sie mit der Hand, sie bleibt unbeweglich stehen.)

Töte, was sterblich ist!

(Nacht, Bliß und Donnerschlag. Der Ritter versinkt.)

J o h a n n a (steht anfangs erstaunt, faßt sich aber bald wieder.)

Es war nichts Lebendes. Ein trüglisch Bild

Der Hölle war's, ein widerspenst'ger Geist,

Heraufgestiegen aus dem Feuerpfuhl,

Mein edles Herz im Busen zu erschüttern.

Wen fürcht' ich mit dem Schwerte meines Gottes?

Siegreich vollenden will ich meine Bahn,

Und kam' die Hölle selber in die Schranken,

Mir soll der Mut nicht weichen und nicht wanken!

(Sie will abgehen.)

Zehnter Auftritt.

Lionel. Johanna.

L i o n e l

Verfluchte, rüste dich zum Kampf! Nicht beide

Verlassen wir lebendig diesen Platz.

Du hast die Besten meines Volks getötet;

Der edle Talbot hat die große Seele

In meinen Busen ausgehaucht. Ich räche

Den Tapfern oder teile sein Geschick.

Und daß du wissest, wer dir Ruhm verleiht,

Er sterbe oder siege — ich bin Lionel,

Der letzte von den Fürsten unsers Heers,

Und unbezwungen noch ist dieser Arm.

(Er dringt auf sie ein; nach einem kurzen Gefecht schlägt sie ihm das Schwert aus der Hand.)

Trenloses Glück! (Er ringt mit ihr.)

J o h a n n a (ergreift ihn von hinten zu am Helmbusch und reißt ihm den Helm gewaltsam herunter, daß sein Gesicht entblößt wird, zugleich zuckt sie das Schwert mit der Rechten.)

Erleide, was du suchtest,

Die heil'ge Jungfrau opfert dich durch mich!

(In diesem Augenblicke sieht sie ihm ins Gesicht, sein Anblick ergreift sie, sie bleibt unbeweglich stehen und läßt dann langsam den Arm sinken.)

E i o n e I

Was zauderst du und hemmst den Todesstreich?

Nimm mir das Leben auch, du nahmst den Ruhm,

Ich bin in deiner Hand, ich will nicht Schonung.

(Sie gibt ihm ein Zeichen mit der Hand, sich zu entfernen.)

Entfliehen soll ich? Dir soll ich mein Leben

Verdanken? — Eher sterben!

J o h a n n a (mit abgewandtem Gesicht.)

Rette dich!

Ich will nichts davon wissen, daß dein Leben

In meine Macht gegeben war.

E i o n e I

Ich hasse dich und dein Geschenk — ich will

Nicht Schonung. Töte deinen Feind, der dich

Berabscheut, der dich töten wollte.

J o h a n n a

Töte mich

Und fliehe!

E i o n e I

Ha! Was ist das?

J o h a n n a (verbirgt das Gesicht.)

Wehe mir!

L i o n e l (tritt ihr näher.)

Du tötest, sagt man, alle Engelländer,
Die du im Kampf bezwingst — Warum nur mich
Verschonen?

J o h a n n a (erhebt das Schwert mit einer raschen Bewegung gegen ihn,
läßt es aber, wie sie ihn ins Gesicht faßt, schnell wieder sinken.)
Heil'ge Jungfrau!

L i o n e l

Warum nennst du
Die Heil'ge? Sie weiß n i c h t s von dir, der Himmel
Hat keinen Teil an dir.

J o h a n n a (in der heftigsten Beängstigung.)
Was hab' ich
Getan! Gebrochen hab' ich mein Gelübde!
(Sie ringt verzweifelt die Hände.)

L i o n e l (betrachtet sie mit Teilnahme und tritt ihr näher.)
Unglücklich Mädchen! Ich beklage dich,
Du rührst mich, du hast Großmut ausgeübt
An mir allein; ich fühle, daß mein Haß
Verschwindet, ich muß Anteil an dir nehmen.
Wer bist du? Woher kommst du?

J o h a n n a
Fort! Entfliehe!

L i o n e l

Mich jammert deine Jugend, deine Schönheit!
Dein Anblick dringt mir an das Herz. Ich möchte
Dich gerne retten — sage mir, wie kann ich's?
Komm! komm! — Entsage dieser gräßlichen
Verbindung! — Wirf sie von dir, diese Waffen!

J o h a n n a
Ich bin unwürdig, sie zu führen!

L i o n e l

Wirf

Sie von dir, schnell, und folge mir!

J o h a n n a (mit Entsetzen.)

Dir folgen!

L i o n e l

Du kannst gerettet werden. Folge mir!

Ich will dich retten, aber säume nicht!

Mich faßt ein ungeheurer Schmerz um dich

Und ein unnennbar Sehnen, dich zu retten.

(Bemächtigt sich ihres Armes.)

J o h a n n a

Der Bastard naht! Sie sind's! Sie suchen mich!

Wenn sie dich finden —

L i o n e l

Ich beschütze dich!

J o h a n n a

Ich sterbe, wenn du fällst von ihren Händen.

L i o n e l

Bin ich dir teuer?

J o h a n n a

Heilige des Himmels!

L i o n e l

Werd' ich dich wiedersehen? von dir hören?

J o h a n n a

Nie! Niemals!

L i o n e l

Dieses Schwert zum Pfand, daß ich

Dich wiedersehe!

(Er entreißt ihr das Schwert.)

J o h a n n a

Rasender, du wagst es?

L i o n e l

Setz weich ich der Gewalt, ich seh' dich wieder!

(Er geht ab.)

Die Einführung eines übernatürlichen Waltens sowie die Abweichung von der geschichtlichen Wahrheit im Ausgang des Stückes ist von deutschen Kunstrichtern viel getadelt worden. Diesen dramaturgischen Streit wollen wir hier ruhen lassen. Allerdings stört es einen Augenblick unsere Täuschung, wenn der Dichter von uns den Glauben an Erscheinungen und Wunder verlangt. Doch sind in diesem Stück die Wunder nur selten und dann schnell vorübergehend und greifen in den allgemeinen Gang der Handlung nicht ein, beunruhigen auch unsere Vernunft nicht sehr und dienen vielleicht noch dazu, die Heldin in unserer Vorstellung zu erhöhen. Immer ist es die rein menschliche Größe Johanna's, die sie begeisterte Andacht, die unerschütterliche Entschlossenheit, die uns Liebe und Verehrung abzwingt. Der himmlische Befehl ist nur das Mittel, um diese menschlichen Eigenschaften zu entfalten und sie dabei zugleich dem Geist ihres Zeitalters äußerlich anzupassen. Allerdings müßte es für den Dichter eine noch größere Genugtuung gewesen sein, eine ebenso begeisterte und ebenso menschlich-schöne Jungfrau ohne die Hilfe solcher Fabeln hervorzubringen. Aber es ist die Frage, ob ein solches Beginnen nicht auch die Schwierigkeiten gesteigert hätte. Mögen solche Einwendungen zu Recht bestehen, die „Jungfrau von Orléans“ bleibt doch eins der schönsten Trauerspiele der neueren Zeit. Vielleicht ist es unter allen Schillerschen Stücken dasjenige, das den Stempel jener Kraft, die man Genie nennt, im eigentlichsten Sinne des Wortes aufweist. „Wallenstein“ ist durchdachter, er zeigt mehr Können, mehr Schaffenskraft; aber jener überirdische Glanz, der die Jungfrau vom Anfang bis zum Ende durch-

leuchtet, strahlt uns im „Wallenstein“ nur aus einzelnen Theilen entgegen. Wen die „Jungfrau von Orleans“ nicht bewegt, dessen Herz muß kalt, dessen Vorstellungsvermögen muß träge sein. Das Werk fand damals in Deutschland eine begeisterte Aufnahme. Der dem Stück innewohnende Gedanke war dem Geist der Deutschen ganz angepaßt, und seine Ausführung entflammte Herz und Phantasie des Volkes. Die Deutschen waren begeistert stolz auf ihren großen Dichter. Als dieses Stück zum ersten Mal in Leipzig aufgeführt wurde und Schiller sich im Theater befand, zeigte sich dieses Gefühl auf eine herzerfreuende Weise. Als der Vorhang nach dem ersten Aufzug gefallen war, erhob sich von allen Seiten der Freudenruf: „Es lebe Friedrich Schiller!“ und Pauken und Trompeten fielen in den Ruf ein. Als das Stück zu Ende gespielt war, drängte man sich an die Thür, aus der der Dichter herauskommen sollte. Kaum zeigte er sich, so traten die Zuschauer seitwärts in zwei Reihen, entblößten die Köpfe und bildeten eine Gasse. Und während er mitten durch wandelte, hielten, wie man erzählt, viele ihre Kinder in die Höhe und sagten ihnen: Das ist er!

Ein solcher Beifall muß Schiller stolz und zugleich peinlich berührt haben. Schillers bescheidene Natur vermied es stets, die öffentliche Bewunderung aufzusuchen. Er liebte die Menschen und heuchelte keine Verachtung ihres Beifalls. Aber seine Belohnung fand er in der Ausübung der Kunst und in der Tugend selbst; seine Arbeit war ihm wegen des damit verbundenen Wohnegefühls der Seele ein ständiger Quell der Freude. Die Dichtkunst war die edelste Gabe seines Geistes, und er fand Vergnügen daran, sie zu pflegen. In anderen Dingen wünschte er nicht, daß seine Gewohnheiten oder Genüsse von denen der übrigen Menschen abweichen möchten.

In Weimar lebte er jetzt, wie er schon früher in Jena gelebt hatte: seine Beschäftigung war studieren und dichten; Erholung fand er theils in seinem Familienkreise, wo er sich jedem Ernst und jeder Lust hingeben konnte, theils in dem offenen und herzlichen Umgang mit einigen Freunden, mit denen er eine kleine gesellige Vereinigung

gebildet hatte. Noch liebte er stets die einsamen Spaziergänge, und oft konnte man ihn sinnend und dichtend in den Baumgängen des weimarischen Parks wandeln sehen. Eins seiner Lieblingsplätzchen war der düstere Hecken- und Felsengang bei dem römischen Hause. Er saß dort öfters im Dunkel der mit Cypressen und Buchen bewachsenen Felsenwand, vor sich die schattigen Hecken, nicht fern vom Gemurmel einer Quelle, die dort über glatte Kiesel hinrauscht, und wo einige Verse von Goethe in einer braunen Steinplatte im Felsen eingegraben sind. Noch immer studierte Schiller während der Nacht. Den Morgen brachte er mit Frau und Kindern zu. Mittags sah er durch, was er die Nacht vorher gearbeitet hatte, schrieb Briefe oder besuchte Freunde. Am Abend ging er oft ins Theater, um die Wirkungen seiner Kunst zu beobachten, neue Pläne zu entwerfen oder alte zu verbessern. Wenn die Schauspieler eins seiner Stücke gut oder zum ersten Mal dargestellt hatten, pflegte er die Hauptdarsteller zu einem Abendessen einzuladen, wo dann die Zeit bei fröhlicher Unterhaltung verging. Sonst kehrte Schiller stets aus dem Theater geradeswegs in sein Haus zurück, um dort seine mitternächtige Lampe anzuzünden und seine ernstesten Arbeiten zu beginnen.

1803 erschien ein neuer Beweis seines fruchtbaren Geistes und seines Ringens nach höherer Vollendung: „Die Braut von Messina“, womit er versuchte, einen neuen Stoff und neue Ansichten in ein antikes Gewand zu kleiden. Das Stück beruht auf dem Schicksal der Alten, der Plan ist äußerst einfach, auch ist der Chor eingeführt, über dessen Natur und Anwendung sich in der Vorrede eine gründliche Untersuchung befindet. Trotz einer Menge Schönheiten, die das Stück enthält, verfehlte es doch seine Wirkung, der große Zweck des Trauerspiels wird nicht erreicht. Wohl ist der griechische Chor, den Schiller in zwei streitende Parteien geteilt hat und der mit seinen Führern kommt und geht, unter seinen Händen ein Werkzeug geworden, mit dem er viele poetische Schönheiten auslösen konnte, aber der Fortschritt der Handlung wird dadurch verzögert, unser

Mitgefühl hat keinen festen Anhaltspunkt, unsere Teilnahme an Manuels und Cäsars Schicksalen und Plänen erstreckt sich auf die Schicksale und Pläne des Mannes im Allgemeinen. Wegen seiner schönen und rührenden Schilderungen, wegen seiner erhabenen Gedanken, Gefühle und Bilder verdient dieses Trauerspiel einen hohen Rang unter den neuen Dichtungen. Das unversöhnliche Schicksal, welches die beiden Brüder kraft der Schuld eines vorhergegangenen Geschlechts zu gegenseitiger Feindschaft und zum Untergang verurteilt, eine Mutter und Schwester noch mit ins Verderben reißt, dieses unversöhnliche Schicksal gibt der ganzen Dichtung einen düsteren Charakter. Aber in dem Stück ist zu wenig Handlung, die Vorfälle sind durch ernste Betrachtungen zu weit ausgesponnen, unsere Anteilnahme stockt und schwankt. Gewiß wird die „Braut von Messina“ wegen ihrer zarten wunderschönen lyrischen Poesie auf lange Zeit ein sorgfältiges Studium verdienen, aber als Muster einer neuen dramatischen Form wird das Stück schwerlich Nachahmung finden.

Für dieses im gewissen Sinne verunglückte Unternehmen fand Schiller im nächsten Jahre reichlichen Ersatz. 1804 erschien „Wilhelm Tell“; dieses Drama stellt den höchsten Sieg des Geistes, vereint mit der Kunst, dar. Im Tell ist weder falscher Flitterglanz und krankhafte Verfeinerung noch sentimentale Empfindsamkeit. Alles ist gerade und einfach und natürlich, aber geläutert und veredelt, ohne daß durch diesen Schmuck die Schilderung an Treue verliert. Eine frische gesunde Luft weht uns aus diesem Drama an, wir befinden uns mitten unter Landleuten, die von den verdorbenen Grundsätzen künstlicher und verkehrter Lebensverhältnisse noch nicht angesteckt sind. Der erste Aufzug versetzt uns in die Alpen. Man sieht ein hohes Felsenufer des Vierwaldstätter Sees, Schwyz gegenüber. Der See macht eine Bucht ins Land, eine Hütte ist unweit dem Ufer, der Fischerknabe fährt sich in einem Kahn. Über den See hinweg sieht man die grünen Matten, Dörfer und Höfe von Schwyz im hellen Sonnenschein liegen. Zur Linken des Zuschauers

zeigen sich die Spitzen des Hafens, mit Wolken umgeben; zur Rechten im fernen Hintergrunde sieht man die Eisgebirge. Noch ehe der Vorhang aufgeht, hört man den Ruhreihen und das harmonische Geläut der Herdenglocken, welches sich auch bei der eröffneten Szene noch eine zeitlang fortsetzt.

Dieser erste Eindruck verläßt uns nicht wieder; wir befinden uns auf einem Schauplatz, wo alles groß und lieblich ist, aber es ist die Größe und Lieblichkeit einer anspruchslosen unverdorbenen Natur. Diese Schweizer sind weder arkadische Schäfer noch gelehrte Patrioten; es ist weder von Krummstäben noch von Weihrauchgefäßen die Rede, sie sprechen weder vom geselligen Vertrag noch von den Rechten des Menschen. Es sind einfache tiefempfindende Leute, die durch Unterdrückung dahin gebracht sind, ihre angestammten Vorrechte zu behaupten. Und dabei gehen sie wie Männer vor, die ihr Werk mit Ernst betreiben und sich nicht bei schönen Gefühlen aufhalten. Der Dichter führt uns weder Philosophen noch Tribunen vor, sondern offene mutige Landleute. Selbst im Rütli verleugnen sie ihre einfache Denkungsart nicht; der zuerst ankommende Haufe ruft in einer harmlosen Anwandlung von Eitelkeit aus: „Wir sind die Ersten auf dem Platz, wir Unterwaldner“. Sie haben keine schriftlichen Verträge, auf die sie sich berufen können, aber sie haben die alten, durch Sagen auf sie überkommenen Rechte ihrer Väter, und sie haben kühne Herzen und starke Arme, um diese Rechte als ihr Eigentum zu schützen. Die Regel, nach der sie handeln, ist nicht durch logische Sätze abgeleitet, sie ist vielmehr das große Ergebnis der Erfahrung, wie sie der alte Landmann auf seinen Sohn verpflanzte. Diese Darstellung wahrer Menschlichkeit, diese in alten Sprichwörtern und Klugheitsregeln niedergelegte Weisheit, diese in der ruhigen anspruchslosen Erfüllung der niedrigsten Pflichten entfaltete Größe hat etwas ganz besonders Anziehendes. Wir fühlen uns unter diesen einfachen Leuten heimisch, und ihr Schicksal zwingt uns mehr Teilnahme ab, als das aller schreienden schalen Theaterhelden. Diese Teilnahme uns einzusflößen, das war die höchste Auf-

gabe der Kunst, sie mußte die Natur nachahmen, uns ein durch den Geist des Genies verschönertes und verdeltes Abbild geben und doch in jedem Zuge die Ähnlichkeit erhalten. Es ist der höchste Grad von Kunst, daß sie sich selbst vor unsern Augen verbirgt. Mancher hat geglaubt, er könne diese Bauern ebenfogut wie Schiller zeichnen, und er schuf uns, da ihm die Hand eines echten und kräftigen Dichters fehlte, Gestalten voll abstoßender Plumpheit oder widriger Abgeschmacktheit.

Die ersten Ereignisse des schweizerischen Freiheitskrieges, wie sie Tschudi oder Müller erzählen, sind in diesem Drama Schillers bis in die kleinsten Einzelheiten nachgebildet. Die Schönheit dieser Schilderungen greift an jedermanns Seele, und die Treue der Naturdarstellung überrascht jeden Leser, der in der Schweiz gewesen ist. Schiller sah den Schauplatz seines Stückes nie, aber seine Phantasie, sein Geist und sein Fleiß ersetzten ihm die Anschauung vollkommen. Berg und Bergbewohner, Verschwörung und Tat, alles steht uns in wirklicher Gestalt vor Augen und beleuchtet vom Licht des dichterischen Geistes. Geflurs Gewaltherrschaft und das Elend, das damit übers Land gebracht wird, die Erbitterung und zugleich der beharrliche Mut des Volkes, die Gestalten eines Walter Fürst, Stauffacher und Melchtal, ihre Anstrengungen zur Befreiung und der endliche Erfolg — das alles hält uns in beständiger Spannung. Dieses Stück ist ebenso reich an Handlung, als „Die Braut von Messina“ arm daran ist.

Am schönsten ist der Charakter Tells gezeichnet, des Helden der schweizerischen Empörung. Im Tell sehen wir alle Eigenschaften eines großen Mannes vereinigt. Seine Kenntnisse hat er sich durch eigene Erfahrung erworben und diese Erfahrung beschränkt sich auf die Berge seines Heimatlandes; er kannte weder Belehrung noch Beispiele glänzender Tugend, weder von außen noch von innen wurde er zum Streben nach Ruhm aufgefordert; als einfacher Alpenbewohner ist er unter seinesgleichen zum Mann aufgewachsen, nie hat er nach etwas besserem geizt.

Bald entdecken wir in ihm einen tiefdenkenden ernstesten Geist, der, wenn er auch nach Thätigkeit dürstet, doch durch die heilsamen Gebote der Klugheit in seinen Schranken gehalten wird. Prahlerei und Furcht sind ihm gleich fremd. Alles ist natürlich an ihm, er deklamirt nicht, er verschmäh't es, von edlem Benehmen viel zu schwätzen, er zeigt es vielmehr durch die That. Von seiner Freiheit spricht er wenig, weil er stets im Genuß derselben gewesen ist und weil er fühlt, daß er sie immer verteidigen kann. Die Gründe seiner That gegen Geßler sind weder von Rechtsgelehrten noch moralistischen Schriftstellern, sondern von dem ewigen Naturtrieb entlehnt. Tell will Weib und Kinder nicht zu Grunde richten lassen. Der Auftritt, wo dieser friedliche Bogenschütz auf Geßler im Hohlweg zwischen den Felsen bei Rüßnach lauert, stellt Tell in unauffallendem Lichte dar. Wir sahen ihn schon als zartfühlenden und tapferen Mann, wie er die Vergeßgipfel bestieg und in stillen Träumen sich dem Eindruck dieser wilderhabenen Naturschönheit hingab, wir sahen ihn als zärtlichen Vater und Gatten, wir sahen ihn mitten in der Gefahr unerschrocken sein Leben wagen, um dem Bedrückten Hilfe zu bringen. Aber hier im Hohlweg ist sein Geist in einer feierlichen ernstesten Stimmung. Der Antrieb zu seiner That tritt uns in diesem heißen Kampf klar vor die Augen. Der Name Mörder entmutigt plötzlich sein Gemüt, und dennoch ruft ihm der Gedanke an Weib und Kind kräftig zu, daß es hier kein anderes Mittel gibt. Geßler muß sterben. Tell schwur es tief im Innersten seiner Seele, als ihn das menschliche Ungeheuer zwang, nach dem Kopf seines Knaben zu zielen. Seinen Schwur will er halten. Mögen seine Gedanken hin und her schweifen, sein Wille steht unabänderlich fest. Reisende kommen den Weg entlang; ihre Sorglosigkeit um das, was der nächste Tag bringen wird, steht mit Tells dunklen, unheilbergenden Plänen im vollkommenen Gegensatz. Die Schwachhaftigkeit des Flurschützen, der Troß der Armgart, der hartherzige Übermut Geßlers; alles verstärkt den Eindruck des großartigen Selbstgesprächs, das Tell zwischen den Felsen von Rüßnach hält.

Dritte Scene.

Die hohle Gasse bei Rüßnacht.

Man steigt von hinten zwischen Felsen herunter, und die Wanderer werden, ehe sie auf der Scene erscheinen, schon von der Höhe gesehen. Felsen umschließen die ganze Scene; auf einem der vordersten ist ein Vorsprung mit Gesträuch bewachsen.

F e l l

(tritt auf mit der Armbrust).

Durch diese hohle Gasse muß er kommen;
Es führt kein andrer Weg nach Rüßnacht. Hier
Bollend' ich's. Die Gelegenheit ist günstig.
Dort der Hollunderstrauch verbirgt mich ihm,
Von dort herab kann ihn mein Pfeil erlangen,
Des Weges Enge wehret den Verfolgern.
Mach' deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt!
Fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen.

Ich lebte still und harmlos, das Geschloß
War auf des Waldes Tiere nur gerichtet,
Meine Gedanken waren rein von Mord.
Du hast aus meinem Frieden mich heraus
Geschreckt, in gärend Drachengift hast du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt;
Zum Ungeheuren hast du mich gewöhnt. —
Wer sich des Kindes Haupt zum Ziele setzte,
Der kann auch treffen in das Herz des Feinds.

Die armen Kindlein, die unschuldigen,
Das treue Weib muß ich vor deiner Wut
Beschützen, Landvogt! — Da, als ich den Bogenstrang
Anzog, als mir die Hand erzitterte,
Als du mit grausam teuflischer Lust
Mich zwangst, auf's Haupt des Kindes anzulegen,
Als ich ohnmächtig flehend rang vor dir —

Damals gelobt' ich mir in meinem Innern
Mit furchtbarm Eidschwur, den nur Gott gehört,
Daß meines nächsten Schusses erstes Ziel
Dein Herz sein sollte. Was ich mir gelobt
In jenes Augenblickes Höllequalen,
Ist eine heil'ge Schuld, ich will sie zahlen.

Du bist mein Herr und meines Kaisers Vogt;
Doch nicht der Kaiser hätte sich erlaubt,
Was du. Er sandte dich in diese Lande,
Um Recht zu sprechen — strenges, denn er zürnet —
Doch nicht, um mit der mörderischen Lust
Dich jedes Greuels straflos zu erfreuen;
Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen.

Komm du hervor, du Bringer bitterer Schmerzen,
Mein teures Kleinod jetzt, mein höchster Schatz!
Ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt
Der frommen Bitte undurchdringlich war,
Doch dir soll es nicht widerstehn. — Und du,
Vertraute Vogensehne, die so oft
Mir treu Gedient hat in der Freude Spielen,
Verlaß mich nicht im fürchterlichen Ernst!
Nur jetzt noch halte fest, du treuer Strang,
Der mir so oft den herben Pfeil besflügelte!
Entránn' er jezo kraftlos meinen Händen,
Ich habe keinen zweiten zu versenden.
(Wanderer gehen über die Szene.)

Auf dieser Bank von Stein will ich mich setzen,
Dem Wanderer zur kurzen Ruh' bereitet.
Denn hier ist keine Heimat — jeder treibt
Sich an dem andern rasch und fremd vorüber
Und fraget nicht nach seinem Schmerz. Hier geht

Der sorgenvolle Kaufmann und der leicht
Geschürzte Pilger, der andächt'ge Mönch,
Der düstre Räuber und der heitre Spielmann,
Der Säumer mit dem schwer beladenen Roß,
Der ferne herkommt von der Menschen Ländern,
Denn jede Straße führt ans End' der Welt.
Sie alle ziehen ihres Weges fort
An ihr Geschäft — und meines ist der Mord!
(Setzt sich.)

Sonst, wenn der Vater auszog, liebe Kinder,
Da war ein Freuen, wenn er wiederkam;
Denn niemals kehrt er heim, er bracht' euch etwas,
War's eine schöne Alpenblume, war's
Ein seltner Vogel oder Ammonshorn,
Wie es der Wanderer findet auf den Bergen.
Jetzt geht er einem andern Weidwerk nach,
Am wilden Weg sitzt er mit Mordgedanken;
Des Feindes Leben ist's, worauf er lauert.
Und doch an euch nur denkt er, lieben Kinder,
Auch jetzt — euch zu verteid'gen, eure holde Unschuld
Zu schützen vor der Rache des Tyrannen,
Will er zum Morde jetzt den Bogen spannen.
(Steht auf.)

Ich laure auf ein edles Wild. Läßt sich's
Der Jäger nicht verdrießen, tagelang
Umherzustreifen in des Winters Strenge,
Von Fels zu Fels den Wagesprung zu tun,
Hinan zu klimmen an den glatten Wänden,
Wo er sich anleimt mit dem eignen Blut,
Um ein armselig Grattier zu erjagen!
Hier gilt es einen köstlicheren Preis,
Das Herz des Todfeinds, der mich will verderben.
(Man hört von ferne eine heitere Musik, welche sich nähert.)

Mein ganzes Leben lang hab' ich den Bogen
Gehandhabt, mich geübt nach Schützenregel;
Ich habe oft geschossen in das Schwarze
Und manchen schönen Preis mir heimgebracht
Vom Freudenschießen. Aber heute will ich
Den M e i s t e r s c h u ß tun und das Beste mir
Im ganzen Umkreis des Gebirgs gewinnen.

Eine Hochzeit zieht über die Szene und durch den Hohlweg hinauf. Zell betrachtet sie, auf seinen Bogen gelehnt. Stüssi, der Flurschütz, gesellt sich zu ihm.

S t ü s s i

Das ist der Klostermei'r von Mörlischachen,
Der hier den Brautlauf hält — ein reicher Mann,
Er hat wohl zehen Senten auf den Alpen.
Die Braut holt er jetzt ab zu Imisee,
Und diese Nacht wird hoch geschwelgt zu Rüßnacht.
Kommt mit! 's ist jeder Wiedermann geladen.

Z e l l

Ein ernster Gast stimmt nicht zum Hochzeitshaus.

S t ü s s i

Drückt Euch ein Kummer, werft ihn frisch vom Herzen!
Nehmt mit, was kommt; die Zeiten sind jetzt schwer;
Drum muß der Mensch die Freude leicht ergreifen.
Hier wird gefreit und anderswo begraben.

Z e l l

Und oft kommt gar das eine zu dem andern.

S t ü s s i

So geht die Welt nun. Es gibt allerwegen
Unglücks genug. Ein Ruffi ist gegangen
Im Glarner Land und eine ganze Seite
Vom Glärnisch eingesunken.

Z e l l

Wanken auch

Die Berge selbst? Es steht nichts fest auf Erden.

S t ü s s i

Auch anderswo vernimmt man Wunderdinge.

Da sprach ich einen, der von Baden kam.

Ein Ritter wollte zu dem König reiten,

Und unterwegs begegnet ihm ein Schwarm

Von Hornissen; die fallen auf sein Roß,

Daß es für Marter tot zu Boden sinkt

Und er zu Fuße ankommt bei dem König.

T e l l

Dem Schwachen ist sein Stachel auch gegeben.

(Urmgard kommt mit mehreren Kindern und stellt sich an den Eingang des
Hohlwegs.)

S t ü s s i

Man deutet's auf ein großes Landesunglück,

Auf schwere Taten wider die Natur.

T e l l

Vergleichen Taten bringet jeder Tag,

Kein Wunderzeichen braucht sie zu verkünden.

S t ü s s i

Ja, wohl dem, der sein Feld bestellt in Ruh'

Und ungekränkt daheim sitzt bei den Seinen.

T e l l

Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben,

Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.

(Tell sieht oft mit unruhiger Erwartung nach der Höhe des Berges.)

S t ü s s i

Gehabt Euch wohl — Ihr wartet hier auf jemand?

T e l l

Das tu' ich.

S t ü s s i

Frohe Heimkehr zu den Euren!

Ihr seid aus Uri? Unser gnäd'ger Herr,

Der Landvogt, wird noch heut von dort erwartet.

W a n d e r e r (kommt).

Den Bogt erwartet heut nicht mehr. Die Wasser
Sind ausgetreten von dem großen Regen,
Und alle Brücken hat der Strom zerrissen.

(Zell steht auf.)

A r m g a r d (kommt vorwärts)

Der Landvogt kommt nicht?

E t ü s s i

Sucht Ihr was an ihn?

A r m g a r d

Ach freilich!

E t ü s s i

Warum stellet Ihr Euch denn

In dieser hohlen Gass' ihm in den Weg?

A r m g a r d

Hier weicht er mir nicht aus, er muß mich hören.

F r i e ß h a r d t (kommt eilfertig den Hohlweg herab und ruft in die
Szene)

Man fahre aus dem Weg! Mein gnäd'ger Herr,

Der Landvogt, kommt dicht hinter mir geritten.

(Zell geht ab.)

A r m g a r d (lebhaft).

Der Landvogt kommt!

(Sie geht mit ihren Kindern nach der vordern Szene. Gefler und Rudolf der
Harras zeigen sich zu Pferd auf der Höhe des Wegs.)

E t ü s s i (zum Frießhardt).

Wie kamt ihr durch das Wasser,

Da doch der Strom die Brücken fortgeführt?

F r i e ß h a r d t

Wir haben mit dem See gekochten, Freund,

Und fürchten uns vor keinem Alpenwasser.

E t ü s s i

Ihr wart zu Schiff in dem gewalt'gen Sturm?

F r i e ß h a r d t

Das waren wir. Mein Lebtag denk' ich dran!

S t ü s s i

D bleibt, erzählt!

F r i e ß h a r d t

Laßt mich, ich muß voraus,

Den Landvogt muß ich in der Burg verkünden. (Ab.)

S t ü s s i

Wär'n gute Leute auf dem Schiff gewesen,

In Grund gesunken wär's mit Mann und Maus;

Dem Volk kann weder Wasser bei noch Feuer.

(Er sieht sich um.)

Wo kam der Weidmann hin, mit dem ich sprach?

(Geht ab.)

Gesler und Rudolf der Harras zu Pferd.

G e s l e r

Sagt, was Ihr wollt, ich bin des Kaisers Diener

Und muß drauf denken, wie ich ihm gefalle.

Er hat mich nicht ins Land geschickt, dem Volk

Zu schmeicheln und ihm sanft zu tun — Gehorsam

Erwartet er; der Streit ist, ob der Bauer

Soll Herr sein in dem Lande oder der Kaiser.

A r m g a r d

Jetzt ist der Augenblick! Jetzt bring' ich's an!

(Nähert sich furchtsam.)

G e s l e r

Ich hab' den Hut nicht aufgesteckt zu Altorf

Des Scherzes wegen, oder um die Herzen

Des Volks zu prüfen; diese kenn' ich längst.

Ich hab' ihn aufgesteckt, daß sie den Nacken

Mir lernen beugen, den sie aufrecht tragen.

Das U n b e q u e m e hab' ich hingepflanzt

Auf ihren Weg, wo sie vorbeigehn müssen,

Daß sie drauf stoßen mit dem Aug' und sich
Erinnern ihres Herrn, den sie vergessen.

R u d o l f

Das Volk hat aber doch gewisse Rechte —

G e ß l e r

Die abzuwägen ist jetzt keine Zeit!

Weitschicht'ge Dinge sind im Werk und Werden;

Das Kaiserhaus will wachsen; was der Vater

Glorreich begonnen, will der Sohn vollenden.

Dies kleine Volk ist uns ein Stein im Weg —

So oder so — es muß sich unterwerfen.

(Sie wollen vorüber. Die Frau wirft sich vor dem Landvogt nieder.)

A r m g a r d

Barmherzigkeit, Herr Landvogt! Gnade! Gnade!

G e ß l e r

Was dringt Ihr Euch auf offner Straße mir

In Weg? Zurück!

A r m g a r d

Mein Mann liegt im Gefängnis,

Die armen Waisen schreien nach Brot — habt Mitleid,

Gestrenger Herr, mit unserm großen Elend!

R u d o l f

Wer seid Ihr? Wer ist Euer Mann?

A r m g a r d

Ein armer

Wildheuer, guter Herr, vom Rigiberge,

Der überm Abgrund weg das freie Gras

Abmähet von den schroffen Felsenwänden,

Wohin das Vieh sich nicht getraut zu steigen.

R u d o l f (zum Landvogt)

Bei Gott, ein elend und erbärmlich Leben!

Ich bitt' Euch, gebt ihn los, den armen Mann!

Was er auch Schweres mag verschuldet haben,
Strafe genug ist sein entsetzlich Handwerk.

(Zu der Frau.)

Euch soll Recht werden. Drinnen auf der Burg
Nennt Eure Bitte — hier ist nicht der Ort.

A r m g a r d

Nein, nein, ich weiche nicht von diesem Platz,
Bis mir der Vogt den Mann zurückgegeben!
Schon in den sechsten Mond liegt er im Turm
Und harret auf den Richterspruch vergebens.

G e ß l e r

Weib, wollt Ihr mir Gewalt antun? Hinweg!

A r m g a r d

Gerechtigkeit, Landvogt! Du bist der Richter
Im Lande an des Kaisers Statt und Gottes.
Zu' deine Pflicht! So du Gerechtigkeit
Vom Himmel hoffest, so erzeig' sie uns!

G e ß l e r

Fort! Schafft das freche Volk mir aus den Augen!

A r m g a r d (greift in die Zügel des Pferdes).

Nein, nein, ich habe nichts mehr zu verlieren.
Du kommst nicht von der Stelle, Vogt, bis du
Mir Recht gesprochen! Falte deine Stirne,
Klebe die Augen, wie du willst! Wir sind
So grenzenlos unglücklich, daß wir nichts
Nach deinem Zorn mehr fragen —

G e ß l e r

Weib, mach' Platz,
Oder mein Roß geht über dich hinweg.

A r m g a r d

Laß es über mich dahin gehn! Da —

(Sie reißt ihre Kinder zu Boden und wirft sich mit ihnen ihm in den Weg.)

Hier lieg' ich
Mit meinen Kindern — laß die armen Waisen
Von deines Pferdes Huf zertreten werden!
Es ist das Argste nicht, was du getan!

R u d o l f
Weib, seid Ihr rasend?

A r m g a r d (heftiger fortfahrend).
Tratest du doch längst
Das Land des Kaisers unter deine Füße!
O, ich bin nur ein Weib. Wär' ich ein Mann,
Ich wüßte wohl was Besseres, als hier
Im Staub zu liegen!
(Man hört die vorige Musik wieder auf der Höhe des Wegs, aber gedämpft.)

G e ß l e r
Wo sind meine Knechte?
Man reiße sie von hinnen, oder ich
Vergesse mich und tue, was mich reuet.

R u d o l f
Die Knechte können nicht hindurch, o Herr!
Der Hohlweg ist gesperrt durch eine Hochzeit.

G e ß l e r
Ein allzu milder Herrscher bin ich noch
Gegen dies Volk — die Zungen sind noch frei,
Es ist noch nicht ganz, wie es soll, gebändigt.
Doch es soll anders werden, ich gelob' es;
Ich will ihn brechen, diesen starren Sinn,
Den festen Geist der Freiheit will ich beugen.
Ein neu Gesetz will ich in diesen Landen
Verkündigen — ich will —
(Ein Pfeil durchbohrt ihn; er fährt mit der Hand ans Herz und will sinken. Mit matter Stimme.)
Gott sei mir gnädig!

R u d o l f

Herr Landvogt — Gott, was ist das? Woher kam das?

A r m g a r d (auffahrend).

Mord! Mord! Er taumelt, sinkt! Er ist getroffen!

Mitten ins Herz hat ihn der Pfeil getroffen!

R u d o l f (springt vom Pferde).

Welch gräßliches Ereignis — Gott — Herr Ritter —

Ruft die Erbarmung Gottes an! Ihr seid

Ein Mann des Todes!

G e ß l e r

Das ist Tells Geschöß.

(Ist vom Pferd herab dem Rudolf Harras in den Arm gegleitet und wird auf der Bank niedergelassen.)

T e l l (erscheint oben auf der Höhe des Felsen).

Du kennst den Schützen, suche keinen andern!

Frei sind die Hütten, sicher ist die Unschuld

Vor dir, du wirst dem Lande nicht mehr schaden.

(Verschwindet von der Höhe. Volk stürzt herein.)

S t ü s s i (voran).

Was gibt es hier? Was hat sich zugetragen?

A r m g a r d

Der Landvogt ist von einem Pfeil durchschossen

V o l k (im Hereinstürzen).

Wer ist erschossen?

(Indem die Vordersten von dem Brautzug auf die Szene kommen, sind die Hintersten noch auf der Höhe, und die Musik geht fort.)

R u d o l f d e r H a r r a s

Er verblutet sich.

Fort, schaffet Hilfe! Setzt dem Mörder nach!

Verlorner Mann, so muß es mit dir enden;

Doch meine Warnung wolltest du nicht hören!

S t ü s s i

Bei Gott, da liegt er bleich und ohne Leben!

V i e l e S t i m m e n

Wer hat die That getan?

R u d o l f d e r H a r r a s

Kast dieses Volk,

Daß es dem Mord Musik macht? Laßt sie schweigen!

(Musik bricht plötzlich ab, es kommt noch mehr Volk nach.)

Herr Landvogt, redet, wenn Ihr könnt! Habt Ihr

Mir nichts mehr zu vertraun?

(Geflüster gibt Zeichen mit der Hand, die er mit Heftigkeit wiederholt, da sie nicht gleich verstanden werden.)

Wo soll ich hin?

Nach Rußnacht? — Ich versteh' Euch nicht — o werdet

Nicht ungeduldig — laßt das Irdische!

Denkt jetzt, Euch mit dem Himmel zu versöhnen!

(Die ganze Hochzeitgesellschaft umsteht den Sterbenden mit einem fühllosen Grausen.)

E t ü s s i

Sieh, wie er bleich wird — jetzt, jetzt tritt der Tod

Ihm an das Herz — die Augen sind gebrochen.

A r m g a r d (hebt ein Kind empor).

Seht, Kinder, wie ein Mütterchen verschleidet!

R u d o l f d e r H a r r a s

Wahnsinnige Weiber, habt ihr kein Gefühl,

Daß ihr den Blick an diesem Schrecknis weidet?

Helfst, legst Hand an! Steht mir niemand bei,

Den Schmerzenspfeil ihm aus der Brust zu ziehn?

W e i b e r (treten zurück).

Wir ihn berühren, welchen Gott geschlagen?

R u d o l f d e r H a r r a s

Fluch treff' euch und Verdammiß!

(Zieht das Schwert.)

E t ü s s i (fällt ihm in den Arm.)

Wagt es, Herr!

Eu'r Walten hat ein Ende. Der Tyrann

14 Carlyle, Schiller

Des Landes ist gefallen. Wir erdulden
Keine Gewalt mehr. Wir sind freie Menschen.

A l l e (tumultuarisch).

Das Land ist frei!

R u d o l f d e r H a r r a s

Ist es dahin gekommen?

Endet die Furcht so schnell und der Gehorsam?

(Zu den Waffentkechten, die hereindringen.)

Ihr seht die grausenvolle That des Mords,

Die hier geschehen — Hilfe ist umsonst.

Bergeblich ist's, dem Mörder nachzusetzen.

Und drängen andre Sorgen — auf nach Rußnacht,

Daß wir dem Kaiser seine Feste retten!

Denn aufgelöst in diesem Augenblick

Sind aller Ordnung, aller Pflichten Bande,

Und keines Mannes Tren' ist zu vertrauen.

(Indem er mit den Waffentkechten abgeht, erscheinen sechs barmherzige Brüder.)

A r m g a r d

Platz! Platz! Da kommen die barmherz'gen Brüder.

S t ü s s i

Das Opfer liegt — die Raben steigen nieder.

B a r m h e r z i g e B r ü d e r (schließen einen Halbkreis um den Toten und singen in tiefem Ton).

Rasch tritt der Tod den Menschen an,

Es ist ihm keine Frist gegeben;

Es stürzt ihn mitten in der Bahn,

Es reißt ihn fort vom vollen Leben.

Bereitet oder nicht, zu gehen,

Er muß vor seinem Richter stehen!

(Indem die letzten Zeilen wiederholt werden, fällt der Vorhang.)

Gesfners Tod, der die Hauptkatastrophe des Stückes bildet, erfolgt am Ende des vierten Aufzugs. Der fünfte Aufzug, der die Befreiung der Schweizer darstellt, bringt trotz mannigfaltiger Ereignisse doch keinen so lebendigen Eindruck in uns hervor. Und durch das ganze Stück hindurch wird uns eigentlich ein gewisser Mangel an Einheit fühlbar, die Begebenheiten streben nicht auf ein und dasselbe Ziel zu, zwischen Tells Unternehmen und dem Abkommen der Männer auf dem Rütli besteht wenig oder gar kein Zusammenhang. Das ist aber auch der einzige Mangel an diesem Werk, der im gewissen Sinne von der genauen Darstellung eines geschichtlichen Gegenstandes unzertrennlich ist, der aber auch durch eine strenggeschichtlich treue Charakterzeichnung voll und ganz ersetzt wird. Das Alpenleben in allen seinen Gestaltungen vom Rittersaal des Attinghausen bis zu Ruodi, dem Fischer auf dem Vierwaldstätter See, und dem armen Wildheuer vom Rigiberge wird uns in klaren Darstellungen vors Auge geführt. Wir sehen die Schweizer in aller ihrer Einfachheit und ungeheuchelten Größe. Die Schilderung der Zeit und des Schauplatzes in diesem Schauspiel ist ein Siegestück der Kunst.

Es fehlt dem Schauspiel „Wilhelm Tell“ an Einheit des Interesses und der Handlung; aber trotzdem kann es auf die hohe Würde Anspruch machen, Schillers besten Stücken gleichgestellt zu werden. Das Gepräge der Wahrheit und der Natur gibt ihm Recht dazu. Die Gefühle, die es zunächst in uns weckt, sind die der menschlichen Natur im allgemeinen, dargestellt in ihrer reinsten anspruchlosesten Form. Hier ist kein hochtrabender Sinn, keine poetische Liebe. Tell liebt ein Weib, wie ehrbare Männer ihre Frauen lieben; und das Zwischenstück von Vertha und Rudenz ist sehr kurz und ohne eingreifende Wirkung in das Ganze. Wie wohlthätig ist es für das Herz, bei den Auftritten im „Tell“ zu verweilen. Alles ist so lieblich und doch zugleich so wahr. Hier ist physische und moralische Größe vereinigt. Da glühen im Strahl der Sonne die Seen und die grünen Täler und die Bergspitzen mit ihren Schneelawinen und ihren Schlössern von Eis, und unter ihnen wohnt ein Geschlecht tüchtiger Landleute, die

heroisch sind, ohne aus dem ihnen von der Natur angewiesenen Kreis herauszutreten, und poetisch, ohne deshalb der Natur zu entsagen. Der „Tell“ sollte das letzte Stück Schillers werden. Zu keiner Zeit seines Lebens entfalteten sich seine Fähigkeiten glänzender. Im kräftigen Mannesalter erntete er nun in seltener Vollkommenheit die Früchte seiner nächtlichen Arbeit. Die Schnelligkeit, womit er seine Werke schuf, war ein Zeugnis von dem überschwenglichen Reichtum seines Geistes und zugleich von der großartigen Herrschaft, die er über denselben ausübte. Und doch schien es, als wäre alles bisher Geschaffene nur ein Teil dessen gewesen, was er sich zu schaffen vorgenommen hatte. Eine kühne Einbildungskraft trug ihn in ferne noch unberührte Gebiete der Dichtkunst, wo noch herrlichere Siege zu erringen waren. In seinem Geist reiften Pläne zu ganz neuen Werken, aber Schillers Arbeiten und Siege nahen sich ihrem Ende. Schon war ihm der unsichtbare VOTE nahe, der den Fleißigen wie den Müßigen erreicht, der den Menschen mitten in seinen Freuden und seinen Arbeiten abrucht, der sein Antlitz verwandelt und ihn wegnimmt aus dem Kreise der Menschen und ihn fortsetzt in die Ewigkeit.

Im Jahre 1804, als er von Berlin zurückkehrte, wo er der Auf-
führung seines „Wilhelm Tell“ beigewohnt hatte, überfiel ihn ein Anfall jener Krankheit, die ihn die letzten Jahre über nie ganz verlassen hatte. Der Anfall war sehr schmerzhaft und heftig und brachte ihn an den Rand des Grabes. Aber noch einmal genas er, man sagte ihm, er sei außer Gefahr, und sogleich fing er seine dichterischen Arbeiten mit glühendem Eifer von Neuem an. Das große Werk seiner letzten Monate wurde der „Demetrius“. Es war, als sollten sich die Kräfte seiner ganzen bisherigen Lebensarbeit hier zu einem einzigen mächtigen Anlauf zusammenraffen, um das Kühnste und Höchste zu erreichen. Es geht durch sein Arbeiten am Demetrius wie ein Ringen um die letzte Klarheit. In kurzem sollte der Schleier, der sie seinen Augen verbarg, unvermutet zer-
rissen werden.

Der Frühling des Jahres 1805 war kalt und stürmisch, und mit ihm kehrte seine Krankheit zurück. Die Hilfe der Ärzte war vergebens, die unermüdliche Sorgfalt der Liebe war vergebens, das Übel nahm zu, und am 9. Mai erreichte es seine Höhe. Früh am Morgen dieses Tages wurde er bewußtlos und fing an, irre zu reden. Nachmittags ließ das Phantasieren nach, gegen vier Uhr fiel er in einen sanften Schlaf und erwachte bald darauf bei voller Besinnung. Als er fühlte, daß sein Ende nahe war, bereitete er sich darauf vor, wie es einem solchen Geist angemessen war, nicht mit erheuchelter Gleichgültigkeit oder abergläubischer Furcht, sondern mit jenem ruhigen, männlichen Sinn, der seinem ganzen Leben die Form gegeben hatte. Er sagte seiner Familie und seinen Freunden ein gefasstes Lebewohl. Als ihn jemand fragte, wie er sich fühle, sagte er: „Ruhiger, immer besser, immer heiterer“. Gegen sechs Uhr versank er in einen tiefen Schlaf, der fester und fester wurde, bis er sich in jenen Schlaf verwandelte, von dem Niemand wieder erwacht.

Die Nachricht von Schillers Tod fiel eiskalt auf manches Herz. In ganz Europa wurde dieser Verlust von allen, die seinen ganzen Umfang fühlten, schmerzlich empfunden. Über sein Begräbniß berichtet man so: „Nach Weimarer Sitte hätten Handwerker den Sarg tragen müssen. Aber junge Leute, die sein Verdienst kannten und ihn liebten, erwiesen ihm den letzten Dienst. Es war ein Uhr nachts. Man hörte das Schluchzen im Hause. Niemand folgte. Der Mond schien. Auf dem Markt schloß sich Wilhelm von Wolzogen, der von Naumburg eilig heimkehrte, in den Mantel gehüllt, dem Zuge an. Die Nachtigallen schlugen anhaltend und voll. Die jungen Männer senkten den Sarg auf dem alten Friedhof der St. Jakobskirche in das Kassengewölbe, in dem man die Personen von Stand beisetzte, die kein Erbbegräbniß besaßen.“

So lebte, so starb Friedrich Schiller; ein Mann, bei dessen Geschichte andere Menschen noch lange mit dem Gefühl der Ehrfurcht und Liebe verweilen werden. Schon naht sich unsere bescheidene Er-

zählung ihrem Ende, und doch zögern wir noch, uns von einem uns so theuren Geist zu trennen.

Schiller wurde fünfundvierzig Jahre und einige Monate alt. Krankheit hatte seine Gestalt längst zerstört. Er war groß und von starkem Knochenbau, doch mager und ohne Muskelkraft. Sein Körper war durch einen zu gewaltigen Geist zerstört worden. Nach seinen Willern zu schließen, war Schillers Gesicht der Spiegel seiner Seele; eine durch Milde gemäßigte feurige Glut. Er hatte eine bleiche Gesichtsfarbe, ein etwas hervorstehendes Kinn, eine unregelmäßige Habichtsnase, rötliche Haare, doch war sein Gesicht anziehend und nicht ohne eine gewisse männliche Schönheit. Seine Lippen waren voll und bestimmt gezeichnet; aus seinen sanft leuchtenden Augen strahlte stille Begeisterung; seine Stirn war hochgewölbt und verriet den tiefen Denker. Sein Gesicht ist zu gleicher Zeit sanft, liebevoll und heroisch.

In seiner Kleidung und in seinem Benehmen war er einfach und anspruchslos. Unter Fremden konnte er bisweilen etwas schüchtern und zurückhaltend sein, in seiner Familie oder unter auserwählten Freunden war er freundlich, offen und heiter wie ein Kind. Bescheidenheit, Einfachheit und der gänzliche Mangel an Prahlerei und Eitelkeit zeichneten ihn vorzüglich aus. Diese Eigenschaften sind die gewöhnlichen Begleiter wahrer Größe und dienen dazu, ihren Glanz zu mildern.

Über seinen Charakter als Schriftsteller haben wir das meiste bei der Betrachtung seiner Werke gesagt. Schon der flüchtige Überblick derselben muß uns überzeugen, daß er einen Geist vorzüglichster Art besaß, der, schon von Natur groß, durch den emsigen Fleiß eines ganzen Menschenlebens ausgebildet war. Nicht eine besonders vorherrschende Fähigkeit, sondern die vereinigte Stärke aller seiner Begabungen wirkt auf uns ein. Hätten ihm auch alle jene nur dem Dichter eigenen Fähigkeiten gemangelt, Schiller wäre doch kein gewöhnlicher Mensch gewesen. Sein Verstand ist klar und durchdringend. Schillers Geist äußert sich mehr durch Kraft und Größe

als durch Schnelligkeit und Schärfe. Wiß ist nicht seine Sache, obwohl ihn seine Phantasie immer mit treffenden Bildern und Gleichnissen versteht, um den Beobachtungen seiner Vernunft Schmuck und Würze zu verleihen. Seinem ernstesten Charakter war Wiß ein Fremdling; seine Weise war, mehr das Große und Erhabene anzubeten, als das Niedere und Gemeine zu verachten. Vielleicht war seine größte Geistesbegabung eine halb dichterische, halb philosophische Einbildungskraft, die bald eine stattliche Pyramide wissenschaftlicher Forschungen aufrichten oder verzieren half, bald über den Abgründen der Gedanken und Gefühle so lange sinnt und sinnt, bis sie diese zu ausdrucksvollen Gestalten verkörpert hat, bis Paläste und Landschaften, von Schönheit glühend, gleich Düften aus der Formlosigkeit der Tiefe aufsteigen.

Um diese Fähigkeiten zur vollen Entfaltung zu bringen, verband sich mit ihnen eine hervorragende Lebendigkeit des Charakters. Schillers Herz war zugleich feurig und zart, zugleich ungestüm und sanft, liebreich umschlang er die ganze Welt, er drang ein in ihre Geheimnisse und nahm an allem den feurigsten Anteil. So umfaßte Schillers Dichterkraft viele Begabungen. Echte Dichtkunst ist immer ein Ergebnis aller Geistesgaben, scharfsinniger Gedanken sowohl als zarter und zugleich gewaltiger Gefühle. In seinen Schriften sehen wir ihn als Moralisten, als Philosophen, als Mann mit vielseitigsten Kenntnissen, in jedem Fach ist er groß. Aber noch größer ist er durch eine andere Fähigkeit, die allen seinen Schöpfungen Glanz und Pracht verleiht. Wir meinen jene Fähigkeit, welche seine Gefühle, Grundsätze und Meinungen aus bloßdidaktischen leblosen Wahrheiten in lebendige Gestalten umwandelt. Diese Fähigkeit nimmt dann auch noch weit höhere Kräfte in Anspruch als unsern Verstand.

Die Gaben, durch welche diese Verwandlung bewirkt wird, ein glühendes, zartes und reines Gefühl, verbunden mit Phantasie und Einbildungskraft, sind vielleicht keinem mit hoher Vernunft begabten Menschen gänzlich versagt; schon bei einem gewissen Grad von Stärke verleihen sie den bloßen Verstandeschöpfungen eine neue

anziehende Kraft; sind diese nun in einem ganz hervorragenden Maße vorhanden, so machen sie den Menschen zum Dichter. Wir wollen uns nicht das Recht zugestehen, zu sagen, wie groß das Maß dieser besonderen Begabung bei Schiller war. Aber man wird gestehen müssen, daß seine Werke mehr das Gepräge einer außerordentlichen Kraft als einer außerordentlichen Feinheit und Geschmeidigkeit tragen. Seine dramatische Begabung ist vielleicht nie von der höchsten Shakespearischen Art, und in seinen besten Schöpfungen beschränkt sie sich auf eine bestimmte Gattung von Charakteren. Das Ernste, Erhabene, Rührende, Traurige gelingt ihm am besten; an Humor ist er nicht reich, wenn er ihm auch nicht ganz abgeht, wie Wallensteins Lager zeigt; für das Lustige und Lächerliche zeigt er selten Geschmack und Begabung. Der Zufall machte das Drama zu seinem Fach; er hätte sich auf vielen andern Gebieten gewiß ebenso ausgezeichnet. Die reiche Erfindungsgabe, die Lebens- und Menschenkenntnis, die er in seinen Schauspielen entfaltet, hätte ihm auch bei ganz anderem Streben von Nutzen sein können. Der Zauber seiner Werke ist oft nur wenig verschieden von dem Zauber der geistigen und moralischen Kraft im allgemeinen; oft auch besteht er mehr in den umfassenden Gedanken, den lebendigen Schilderungen, den unaufhaltsamen Gefühlen des Redners als in dem wilden Feuer und der Begeisterung des Dichters. Daß er wiederum auch fähig war, sich in die höchsten Reiche der Dichtkunst empor zu schwingen, wird ihm niemand abzusprechen wagen. Aber wohl müssen wir gestehen, daß uns die Größe seiner vereinten Geistesgaben oft daran hindert, ausschließlich sein dichterisches Genie zu bewundern. Die Deutschen haben die mühseligsten Untersuchungen veranstaltet, um das Genie zu erklären. Einige haben die Grenze desselben so eng gezogen, daß sie seit Erschaffung der Welt nur drei Männer von Genie bestehen lassen: Homer, Shakespeare, Goethe. Nun, dazu sagen wir: Die schöpferische Fähigkeit, nicht nur gegebene Formen nachzuahmen, sondern neue zu erfinden und aufzustellen, die hier nur drei Menschen zugesprochen wird, hat die Natur wohl keinem Men-

schen in größter Vollkommenheit verliehen, noch irgend einem ganz versagt. Eine Erklärung des Genies, die einen Geist wie Schiller ausschließt, wird kaum philosophische Genauigkeit für sich in Anspruch nehmen dürfen und statt die Bedeutung des Wortes zu erhöhen, wird sie es vielmehr herabsetzen. Schiller, der alle Geistesgaben in ihrer höchsten Stärke besaß: einen mächtig vorstrebenden klarsichtigen Verstand, eine in erhabenen Formen schaffende unermüdlige Einbildungskraft, ein edles Herz, ein glühendes und zugleich zartes Mitgefühl für alles Menschliche, ein solcher Mann, der diese Kräfte zu schönem Einklang vermählt und geformt in unsterbliche Werke der Nachwelt übergab, der mag nun von Kunststrichern ein Genie genannt werden oder nicht; auf jeden Fall bleibt ein solcher, einem Sterblichen verliehener Geist ein höchst beneidenswertes Geschenk des Himmels.

Bei einem Dichter — aber bei einem, der dieses Namens wirklich würdig ist — sind die Verstandeskräfte unauflösbar mit seinem sittlichen Gefühl verwebt, und der Grad seiner Kunst hängt von der Höhe der Vollkommenheit beider ab. Es wird einem Dichter nie auf die Dauer gelingen, andere zu rühren, wenn er nicht eben so edel als feurig empfindet. Die Formen, die Menschheit irre zu führen, sind unzählig, aber einmal ist ihnen sämtlich das Ende bereitet. Denn allein unwandelbar bis in alle Ewigkeit ist nur die Wahrheit der Gedanken und Empfindungen, vorzüglich aber der Empfindungen. Die Freude an den Schöpfungen der Vernunft und der Einbildung kann glücklicherweise nur selten von der Liebe zur Tugend und zur echten Größe getrennt sein. Der Heldenmut pocht an unser Gefühl, und wir wünschen, auch rein und vollkommen zu sein. Glücklich der, der diesen Wunsch zu Taten ausprägt, wenn die Versuchungen des Lebens ihn nicht daran hindern. Der bitterste Schmerz für eine stolze Seele wird das Bewußtsein ihrer eigenen Erniedrigung sein. Jedes menschliche Wesen, das sich von einer Schuld befleckt fühlt, wird elend sein; ein Mann von Genie, von einer Schuld befleckt, wird doppelt elend sein, da seine Begriffe von Vollkommenheit höher,

sein Gefühl für das Unrecht weit zarter ist. Ein solches Elend des Genies kannte Schiller nicht. Die Gefühle seiner Dichtungen waren für ihn Lebensregeln geworden; seine Handlungen waren eben so untadelhaft als seine Schriften rein sind. Er wanderte durch die Welt, ohne von ihren Gemeinheiten besudelt oder von ihren Versuchungen verlockt und unterjocht zu werden, sie kamen erst gar nicht an ihn heran. Denn es war ja auch nicht das Lob oder der Reichtum der Welt, nach dem er strebte. Sein großes, fast einziges Ziel war: seine Geisteskräfte zu entfalten, die Schöpfungen derselben zu prüfen, zu beobachten und zu verbessern. Und dieses Ziel verfolgte er mit einer heldenhaften Beständigkeit. Er wollte nicht etwas scheinen, sondern etwas sein, und deshalb kannte er auch das Gefühl des Neides nicht, noch ehe er über dasselbe erhaben war. Rang und Reichtümer betrachtete er als Mittel, nicht als Zweck; da ihm sein bescheidenes Vermögen alle für sein Schaffen wesentliche Bequemlichkeiten des Lebens gewährte, hatte die Welt nichts für ihn, nach dem er geizte. Zu jeder Zeit seines Lebens war er frei von niederem Eigennuß, besonders von dem in seiner gemeinsten Gestalt, von der Geldliebe. Es wird erzählt, daß einst ein Buchverleger aus einem entfernten Ort zu Schiller reiste, um diesem für den Wallenstein einen weit höheren Preis zu zahlen, als Cotta in Tübingen geboten hatte. Schiller erwiderte dem Verleger: „Cotta handelt solide mit mir und ich mit ihm“. Diese kleine Erzählung schildert den Charakter eines Mannes, der trotz häuslicher Sorgen dennoch nicht von der strengen Redlichkeit abwich. Sein wahrer Reichtum bestand darin, daß er sich seinen Lieblingsarbeiten widmen und im Sonnenschein der Freundschaft und Liebe leben konnte. Obwohl ihn Krankheiten und mancherlei Beschwerden heimsuchten, so erleuchtete doch die innere Vollkommenheit seiner Natur die düsterste Nacht mit einem ganz aus sich selbst geschöpften Licht. Obgleich er von feurigem leidenschaftlichem Wesen war, so ließ er sich doch nie eine Übereilung oder eine zornige Aufwallung zu schulden kommen. Was all diesen Eigenschaften noch einen besonderen Reiz verleiht,

war die mit ihnen verbundene Bescheidenheit. Weil er vergaß, daß er groß war, wurde er umso größer. „Das Genie ist bescheiden“, sagt er selbst.

So waren Schillers vorherrschende Eigenschaften. Daß ihr milder und schöner Glanz nicht ganz frei von einigen Flecken und Unvollkommenheiten bleiben konnte, wie es das allgemeine Los des Menschengeschlechts ist, wer weiß das nicht? Diese müssen jedoch sehr klein und nur von flüchtiger Dauer gewesen sein, denn wir erhielten kaum Kunde von ihnen. Auch liegt uns gar nichts daran, viel Nachsicht über seine Unvollkommenheiten zu erhalten. Dieser Mann ist von unserer dunklen Erde geschieden; betrachten wir ihn wie einen abwesenden Freund: in unserem Andenken verklärt und ohne die kleinen Schwächen, die ihm im Leben anhafteten.

Schiller ist ein schönes Beispiel des deutschen Charakters: dessen gute Eigenschaften besitzt er alle in einem hohen Grade, und von dessen Mängeln nur sehr wenige. In Schiller finden wir jenen einfachen geraden Sinn, jene Aufrichtigkeit des Herzens und Geistes, wodurch sich die Deutschen auszeichnen, ihre Schwärmerei, ihre Begeisterung, ihren geduldigen, ernstesten, beständigen Fleiß, ihre zum Erhabenen strebende Einbildungskraft, ihren sich ins Reich der umfassendsten Gedanken erhebenden Verstand. Die Ausschweifungen, von denen ein solcher Charakter gefährdet ist, werden bei Schiller durch eine ständige strenge Beachtung der Form verhindert. Der Jüngling Schiller überschritt alle Regeln, aber der Mann Schiller vermeidet jeden Schwallst sowohl in seiner Ausdrucksweise als auch in seinen Gedanken und Handlungen.

Wahr zu sein war für Schiller ein Bedürfnis. Sobald er nur den Verdacht schöpfte, daß eine Meinung, wie lieb sie ihm auch sonst sein mochte, falsch sei, prüfte er sie streng, und fand er sie als falsch, riß er sie entschlossen aus dem Wurzelgrund seiner Seele aus und warf sie weg, ungeachtet der Schmerzen, die dieser Mut zur Wahrhaftigkeit mit sich brachte.

Die Literatur war sein Glaube, das Gebot seines Wissens; er war

ein Apostel des Erhabenen und Schönen, und dieser sein Beruf machte einen Helden aus ihm. Nach Schillers Ansicht war es nicht der Zweck der Literatur, durch glänzende Schauspiele der Einbildungskraft, oder durch spitzfindige Untersuchungen dem Verstand zu schmeicheln, oder gar dem Müßiggänger eine Belustigung und dem Geschäftsmann eine Erholung zu gewähren. Am allerwenigsten aber dürfe die Literatur die Geldliebe oder die Ruhmsucht ihrer Bekenner befriedigen. „Beflagenswerter Mensch“, sagt er zu dem Mann, der des Geldes wegen schreibt, „beflagenswerter Mensch, der mit dem edelsten aller Werkzeuge der Wissenschaft und Kunst nichts Höheres will und ausrichtet, als der Tagelöhner mit dem Schlechtesten, der im Reich vollkommener Freiheit eine Sklavenseele mit sich herumträgt.“

Literatur im Sinn Schillers umschließt das Wesentliche der Philosophie, Religion und Kunst, und was immer zu dem unsterblichen Teil des Menschen redet. Die Gabe, welche diese echte Literatur gewährt, ist Wahrheit, nicht nur physische, politische, ökonomische Wahrheit, wie sie der sinnliche Mensch verlangt, sondern sittliche Wahrheit, jene innere Wahrheit in ihren tausend Abarten, ohne die der beste Teil unseres Wesens schmachtet und dahinstirbt und wir nun nichts weiter als zum Genuß geschaffene Maschinen darstellen, die nicht länger wert sind, Söhne des Himmels genannt zu werden. Die Schätze der Literatur sind also himmlisch, unvergänglich und über allen Preis erhaben. Ihr Wächter und Diener zu sein, ist die höchste Würde, die einem Menschen zuteil werden kann. Das Genie ist selbst in seinen schwächsten Funken eine göttliche Gabe und ein feierliches Gebot, hervortreten und zu wirken und in den Brüdern das heilige Feuer der Begeisterung anzufachen. Wehe ihm, wenn er diesem Befehl nicht gehorsam ist! Wehe ihm, wenn er diese begeisterte Gabe zur Dienerin seiner bösen unedlen Leidenschaften herabwürdigt, wenn er sie seiner Eitelkeit opfert oder sie für ein Stück Geld verkauft!

„Der Künstler“, sagt Schiller, „ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber

schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar auch ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling beizzeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern Alters, und lasse ihn unter fernem griechischem Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück; aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edlern Zeit, von der absoluten unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier aus dem reinen Ather seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbnis der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie sie ihn geadelt hat, aber die keusche Form ist ihrem Wechsel entzogen. Der Römer des ersten Jahrhunderts hätte längst schon die Knie vor seinen Kaisern gebeugt, als die Bildsäulen noch aufrecht standen; die Tempel blieben dem Auge heilig, als die Götter längst zum Gelächter dienten, und die Schandtaten eines Nero und Commodus beschämte der edle Stil des Gebäudes, das seine Hülle dazu gab. Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebte in der Täuschung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergestellt werden. So wie die edle Kunst die edle Natur überlebte, so schreitet sie derselben auch in der Begeisterung, bildend und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt.

Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfassen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfnis. Gleich

frei von der eiteln Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßstab das Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Notwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschungen und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft, und in den Ernst seiner Taten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen, und werfe es schweigend in die unendliche Zeit."

Wir müssen daran erinnern, daß dies nicht die Ansichten eines ungestümen Jünglings sind, der das Gebiet der Literatur zwar mit heldenmütiger Blut der Empfindung betritt, den aber die Schwierigkeiten und Versuchungen bald abschrecken oder verwirren; es sind die ruhigen Grundsätze eines Mannes, die er mit redlicher Beherztheit und zu einer Zeit aussprach, da die Welt seine Worte mit seinem Leben vergleichen konnte. Und in diesem Geist hat er mit unermüdblicher Kraft bis zu seinem Tode gearbeitet. Keine Schwierigkeiten vermochten ihn in seinem Eifer zu hemmen, sogar Krankheit konnte ihm nur mit Mühe und Not etwas anhaben. Seine erhabensten Werke schrieb er in den letzten fünfzehn Jahren, als ihn die Schmerzen der Krankheit fast täglich heimsuchten.

Zu Ehren der Welt muß es gesagt werden, daß ihr Beifall, nach dem er nie geizte, ihm schon bei Lebzeiten in hohem Maße zuteil wurde. Er hat auf die Geister seines Vaterlandes einen tiefen und bleibenden Eindruck hervorgebracht. Und seine herrliche Art wird auf die Geister aller Völker von Einfluß werden. Denn dieser Adel des Herzens und der Seele, in so schönen unsterblichen Sinnbildern verkörpert, ist ein Schatz, der nicht nur einer Nation, sondern der ganzen Welt angehört. In folgenden Zeitaltern wird Schiller einen Platz unter den ersten Köpfen seines Jahrhunderts einnehmen und wird den Ausgewählten aller Jahrhunderte zur Seite stehen. Wir können ihn glücklich preisen. Seine Tage gingen dahin im

Anschauern idealer Größe, seine Gedanken waren mit Weltweisen und Helden, mit Szenen himmlischer Schönheit beschäftigt. Es ist wahr, er hatte weder Ruhe noch Rast; aber ihm war die erhabene Freude einer heldenhaften Schaffenskraft vergönnt. Es ist wahr, er war krank; aber gerade in der Zeit der Schmerzen schuf er Wallenstein, die Jungfrau von Orléans, Wilhelm Tell. Es ist wahr, er starb früh; aber er hatte Königreiche erobert. Die Königreiche, die Schiller eroberte, wurden nicht für ein Volk auf Kosten des andern erobert. Die Eroberung kostete kein Blut und keine Tränen. Diese Königreiche wurden in unfruchtbaren Gebieten der Dunkelheit erobert, um das Glück, die Würde und die Macht aller Menschen zu erhöhen. Dem leeren, formlosen, unendlichen Raum zwang er neue Wahrheiten und Schönheiten ab zum ewigen Eigentum aller Geschlechter der Erde.

Dies Buch wurde gedruckt in den Ver-
einigten Buch- und Kunstdruckwerken
G. m. b. H., Berlin S 42, für den Ver-
leger Wilhelm Borngräber, Berlin W.

Date Due

[illegible]

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY



A 000 831 958 4

